3 1761 07165087 3

743.

Neueste Schriften

von

M. G. Saphir.

Violen.

Lyrische und humoristische Gedichte.

Erster Band.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Violen.

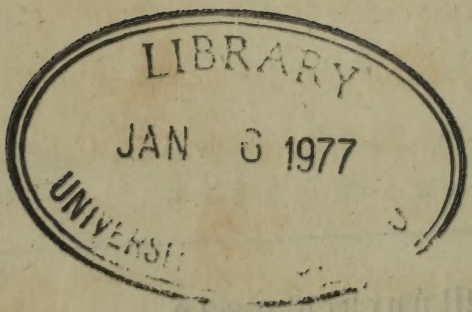
Lyrische und humoristische Gedichte

von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

PT
2461
S6
1832
Bd. 1-3



An

Karoline.

An eines tiefen See's heiterm Ranft
Blüht eine Rose. Züchtiglich und sanft
Neigt Sie das schöne-Haupt zur Fluth;
Und siehe, auf der klaren Welle ruht
Ihr Bildniß, und es scheint ihr zuzustreben
Wie sich die Wellen nahen oder heben.

Beschämt, verzagt schaut sie das Bildniß an,
Weil sie in Demuth selbst nicht glauben kann,

Daß dieses zarte Bild ein Conterfei
Von ihrem eig'nen süßen Wesen sey;
Doch fühlt sie sich zum Bilde in den Wogen
Wie zu sich selber wundersam gezogen.

Sie schaut und schaut es wieder an und spricht:
„Ich selber, nein ich selber bin es nicht,
Doch ist's mein Wesen und mein innerst Seyn,
Das sich geworfen in die Fluth hinein,

Auf daß ich in den klaren Fluthen-Auen
Mein eigenthümlich Leben soll beschauen."

Der tiefe See es ist in meiner Brust
Die Poesie, die ew'ge Liederlust.
Die Rose, die verschämt und doch vertraut
In's Wiederspiel der Liederwogen schaut,
Auf daß zum treuen Spiegel es ihr diene,
Die Rose, Du bist's Karoline!

Und wie der Liedersee nun wird erregt,
Wie Luft und Weh die glatte Fluth bewegt,
Und welch ein Lied dem See sich auch entringt,
Ein jedes Dir dein holdes Abbild bringt;
Und wie Du horchst dem Fluthen und dem
Rauschen,
Du wirst darin Dich selber nur belauschen!

Saphir.

Gedichte ernsten Inhalts.

Wanderlieder.

An Sie.

1.

Die Poesie, die Wunderfrau,
Die giebt nicht Ruh im Haus,
Des Waldes Grün, des Himmels Blau,
Des Stromes Glanz, der Schmelz der Au,
Das lockt sie stets hinaus!

Und sitze ich am Schreibetisch,
Und schreib' das Herz mir warm,
Da nahet sie aus dem Gebüsch,
Und lacht mich an, so froh, so frisch,
Und reicht mir ihren Arm;

Und führt mich über Berg und Thal,
Und zeigt mir Gottes Pracht;
Am Tag den süßen Sonnenstrahl,
Und milde Sterne, sonder Zahl,
In sanfter Mondennacht.

Da wird mir gar so wunderbar,
So wohl und doch so weh,
Wenn ich die tausend Sternlein klar,
Wie eine kleine Kinderschaar
Im stillen Kreise seh.

Da schaue ich zum Sternenzelt,
Der Erde nicht bewußt,
Da ist's mit mir so froh bestellt,
Daß ich die ganze liebe Welt
Umhalsen möcht' in Lust!

So kömmt es dann, ich weiß nicht wie,
Weiß nicht wie es geschieht,
Daß ich, bald spät, bald Morgens früh,
Etwas erdicht' in Harmonie,
Ein einfach kleines Lied.

Doch wenn ich wandre noch so weit,
Wie fern auch tönt mein Sang,
Bist Du mir nah zu jeder Zeit,
Und Deiner Schönheit Herrlichkeit
Ertönt mein Saitenklang!

Denn was ich fühle anderwärts,
Bezieht auf Dich allein,
Sowohl in Lust als auch in Schmerz,
Mein liebevolles treues Herz
In seinem Thun und Seyn!

2.

Die Wolken an des Himmels Plan'
Sie schau'n mich an;
Sie schau'n mich an und zieh'n fort,
Nach jenem Ort,
Nach jenem Ort, wo sie allein,
Gedenket mein,
Gedenket mein zu jeder Zeit
In Lust und Leid;
O Wolken höret meine Bitt',
O Wolken nehmt mich mit!

Es zieh'n die Vöglein wohl entlang,
Mit süßem Sang,
Mit süßem Sang nach jenem Land,
Wo ich sie fand,
Wo ich sie fand, die bis an's Grab
Mir Liebe gab,
Mir Liebe gab und Lieb' empfing,
Und Schwur und Ring;
O Vöglein höret meine Bitt',
O Vöglein nehmt mich mit!

Es fließt der Bach und murmelt still,
Ob mit ich will;
Ob mit ich will, wohin er eilt,
Wo Liebchen weilt;
Wo Liebchen weilt und inniglich
Nun denkt an mich;
Nun denkt an mich, und still und traut
Ins Bächlein schaut;
O Bächlein höre meine Bitt',
O Bächlein nimm mich mit!

Gedanken fliegen, nimmer matt,
Nach jener Stadt,
Nach jener Stadt, wo lichtumwebt
Die Holde lebt,
Die Holde lebt, die ich errang
Durch süßen Sang;
Durch süßen Sang, mit dem mein Lied
In's Herz ihr zieht;
Gedanken höret meine Bitt',
Gedanken nehmt mich mit!

3.

Fern von ihr
Sitz' ich hier,
Ganz allein;
Hat nun Fried
Mein Gemüth?
Nein, ach nein!

And're Luft,
Wälderduft,
Hüllt mich ein;
Ob die Lieb'
Von mir blieb?
Nein, ach nein!

Stilles Thal
Lockt allzumal
Mich hinein;
Bleibt mein Schmerz
Anderwärts?
Nein, ach nein!

Wo ich geh,
Wo ich steh,
Ist sie mein!
Ob ich denn
Mein sie nenn'?
Nein, ach nein!

Der Fels.

(Verbannungs-Gedicht.)

Es steht ein Berg da, wie ein Mann!
Er hebt die Stirne himmelan,
Das Haupt, umspielt von Sonnenstrahl,
Schaut hoch herab auf Land und Thal,
Und um ihn wogt der Aether klar,
Und um ihn kreis't der stolze Aar,
Und aus der stolzen Felsenbrust
Entströmt ein Quell zu aller Lust,
Der Quell, er strömt hinab in's Land,
Und flattert wie ein Gnadenband,
Durch Anger, Wiese, Flur und Au,
Und aus ihm schaut des Himmels Blau.
Der Berg, dem er entquillen thut,
Der schaut sich selbst in seiner Fluth.
Da steigt aus eines Sumpfes Lauch,
Empor der faulen Dünste Hauch,
Der mit des Schlammes eklem Gischt,
Zu einer Wolke sich vermischt;
Mit diesem niedern Pfützenkind
Vereinigt sich ein feiler Wind,
Der trägt die Wolke hoch hinauf

Bis zu der Sonne hohem Lauf,
Und schicket aus der schwarzen Brust,
Die Blitze ab mit schnöder Lust.
Doch wie der Blitz auch ringsum zückt,
Der hohe Berg sich doch nicht bückt;
Und wie auch d'rein der Donner schlägt,
Der Berg sich dennoch nicht bewegt;
Und wie auch schwer der Hagel sank,
Der Berg steht da, so frei und frank;
Und wie die Wolke auch zerbricht,
Der Berg steht fest und rührt sich nicht;
Und Schlosse, Regen, Donner, Blitz,
Sie geh'n hinab in ihre Pfütz,
Sie sinken in des Schlammes Schooß
Zurück, der sie gezogen groß.
Der Berg jedoch steht wie ein Mann,
Und hebt die Stirne himmelan,
Das Haupt umspielt vom Sonnenstrahl,
Schaut hoch herab auf Land und Thal,
Und aus der freien Felsenbrust,
Entströmt ein Quell zu aller Lust!

Und mit dem Berg bin ich gemeint,
Der Dichtkunst Himmel hell mir scheint,
Und mit der Leier in der Hand,
Schau ich herab auf Thal und Land,

Und aus der freien Dichterbruſt,
Entſtrömt ein Quell voll Liederluſt;
Und dieſer Quell ſtrömt frei hinan,
Iſt keines Königs Unterthan,
Bald rauſcht er ſtolz, bald fließt er ſanft,
Durch Wäldernacht, durch Blumenranft;
Bald lauſchet ihm ein liebend Herz,
Bald lauſchet ihm ein herber Schmerz,
Bald tröſtet er mit ſüßem Klang,
Der Wehmuth Stunde ſchwer und bang;
Bald trocknet er in ſtiller Nacht
Das Auge, das im Kummer wacht;
Bald löſet er den herben Gram,
Der nur in Thränen Troſt bekam;
Gewinnt ſich bald mit Schmeichelton,
Der ſüßen Liebe ſüßen Lohn!
Kurz wo der Strom nur immer rinnt,
Gemüth und Herz er bald gewinnt!
D'rum, wie auch hier die Wolke dräu't,
Die Welt iſt groß, das Herz iſt weit,
Die Menſchheit gut, das Leben reich,
Die Schöpfung ſchön, die Herzen weich,
Der Glaube ſtark, die Hoffnung treu,
Die Liebe ſüß, das Singen frei;
Wo ſich ein Herz nur finden ließ,
Iſt überall ein Paradies!

Schmerzliches, ewiges Lebewohl.

Leb' wohl, Geliebte, sieh, am Wanderstabe
Steht der, dem Du Dein Herz geschenkt;
O flehe, daß er bald zum frischen Grabe
Den Schritt des Lebenssatten lenkt!
Laß, o Geliebte, sie noch einmal fassen
Die liebevolle, liebewarme Hand,
Die freundlich, lieblich, ohne Unterlassen,
Des Lebens schönste Rosen für mich wand;
Leb' wohl und höre, wenn Dein Freund Dir spricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Leb' wohl, Geliebte, schenke eine Zähre
Mir mit auf meinen finstern Pilgergang;
Und flehe, daß es nimmer lange währe,
Daß ich die Ruhe sterbend mir errang;
Wenn Du einst hörst, daß ich im fremden Lande
Umfangen bin vom tiefen Sehnsuchtsweh',
Daß ich an ferner Meere ödem Strande
Nach Deinem Anblick schmachte und vergeh',
Dann höre, wenn Dein Freund von Ferne spricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn Dich dereinst in einer Zwielichtstunde
Ein namenloses Bangen süß befällt,
So denk' Dein ferner Freund giebt Dir die Kunde,
Daß er voll Liebe treu noch an Dir hält;
Wenn Dir dereinst die Augen überfließen,
Und stille Wehmuth Deine Seele rührt,
So denke, daß sein Leben zu beschließen
Die güt'ge Gottheit Deinen Freund nun führt;
Daß er vom Leichenhügel zu Dir spricht:
Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn dann im Glück und Schmerz in deinem Leben,
Ein leises Tönen stets Dein Ohr umgiebt,
So wird der Geist des Freundes Dich umschweben,
Der dort wie hier Dich treu und innig liebt;
Und wenn Dir einst am glücklichen Altare
Ein stiller Glückswunsch wehmuthsvoll erschallt,
So denke, daß Dein Freund aus seiner Bahre
Zu Deiner Hochzeit ungesehen wallt;
Mit leis' verhallter Stimme fleht er da:
Vergiß, o vergiß mein ja!

Das Wiedersehen.

Ich sah hinauf und himmlisch angestrahlt
Ward plötzlich ich von meiner Sonne,
Wie man ihr glänzend Abbild schwach nur malt
In allen Reizen der Madonne;
Ein Schimmer war's, doch war der Schimmer milde,
Der Anmuth gleich in einem Gnadenbilde.

Die heil'gen Flammen, die im Schlummerflor
In meines Herzens Tiefen ruhten,
Sie schlugen schnell erwachend nun empor,
Mit ihren nie erlöschten Gluthen;
In einem Licht', das Worte nicht benennen,
Schien rings um mich das Weltall zu entbrennen.

Und als ich noch einmal hinaufgeblickt
Zum Fenster, wo die Holde weilte,
So war's, als ob Aurore, goldgestickt,
Das Licht auf ihren Wangen theilte;
Und Amorinen schienen diese holden
Und reichgerollten Locken zu vergolden.

Aus ihrem zaubervollen Wimperſaum
Sah ich den Frühlingsmorgen tagen,
Die Luft war ſtolz darauf, durch ihren Raum
Das ſüße Augenlicht zu tragen,
Und alle meine Sinne fühlt' ich ſchwinden,
Als dieſes Licht zu mir ſich wollte finden.

So iſt ſie da, die Holde, die allein
Mir Herz und Seele hat umfangen!
Nun iſt ein heil'ger Zweck doch meinem Seyn,
Und heil'ge Urſach aufgegangen;
Mein ſüß Geſchäft, mein innigſtes Beſtreben
Iſt es ſie ſeh'n und ihrem Anblick leben.

Trost im Echo.

Klagend über Berg und Klüfte,
Klagend, weinend ziehe ich;
Sonn' und Mond und Thal und Lüfte
Haben keinen Trost für mich!

ich.

Echo, süße Schmerzensbraut,
Du verkündest Trostessage,
Wenn den Bergen anvertraut
Ich die tiefe Liebesklage.

klage!

Wer wird diese Sehnsucht mindern,
Die mich faßt, wohin ich flieh?
Wer wird diese Gluthen lindern,
Diese Liebes-Frenesie?

sie.

Welch Gefühl ist's, das mich faßt,
Das mich aus dem Weltgetriebe
Sehnend locket ohne Rast,
Daß ich einsam gerne bliebe?

Liebe!

Kann ich wehren dieſen Schmerzen,
Wenn die Welt mich von ihr trennt?
Was iſt einem treuen Herzen
Hoheit, Reichthum, Rang und Stand?

Tand.

So hat zwiſchen Weh und Luſt
Süße Miſchung mich getroffen!
Nimmer weiß die enge Bruſt,
Soll ſie fürchten oder hoffen!

hoffen!

Wird ſie ſchwanken, wird ſie beben,
Wird ſie zagen, bang und ſcheu,
Wird ſie bleiben treu ergeben,
Wenn auch Schickſal Dornen ſtreu'?

treu!

Was iſt's, das zuletzt doch ſiegt,
Wenn auch Hinderniſſe grollen?
Daß der Wunſch das Ziel erfliegt,
Wie er heiß der Bruſt entquollen?

wollen!

Wird ſie einſt dieß Herz erkennen,
Dieſes Herz, ſo treu und rein?
Werd' ich einſtens mein ſie nennen,
Eh' mich deckt der Todesſtein?

Dein.

Holdes Echo! habe Dank
Für die Laute, dir entronnen;
Ach! ein Herz, das liebeskrank,
Hat durch Hoffnung schon gewonnen!
Wonnen!

Stille Liebe.

Wenn der Tag den bloſſen Aether
Mit des Morgens Roſen ſtickt,
Und den erſten Lichtverräther
Durch die dunklen Räume ſchickt,
Und das Heer der Gottanbether
Aus den Zweigen ſingend blickt;
Oeffnet Sehnſucht ihre Blüthe
In dem liebenden Gemüthe.

In dem liebenden Gemüthe
Iſt die Sehnſucht ſtill erblüh't,
Die ich zärtlich heg' und hüthe
Wie ſie ſchmerzlich euch erglüh't;
Der ich neue Pflege biete,
Wenn ſie halb auch mir entflieht;
Denn das Sehnen ſelbſt iſt eben
Göttertheil aus Liebesleben!

Göttertheil aus Liebesleben
Iſt der Sehnſucht ſüßer Zug;
Dieſes Zagen, dieſes Beben,
Dunkler Wünſche ſtiller Flug,

Und der Liebe leises Streben,
Ist dem Herzen schon genug;
Sehnsucht liebt's im eignen Sinnen
Ganz sich selber einzuspinnen.

Ganz sich selber einzuspinnen
In des Herzens eig'nem Leid,
Ist der Liebe einzig Sinnen,
Und der Liebe Eigenheit;
Bald um Frieden zu gewinnen,
Bald mit ihrem Selbst im Streit,
Ist's der Liebe einzig Ringen
In sich selbst sich zu verschlingen.

In sich selbst sich zu verschlingen,
Lieben Dreie stets allein;
Sehnsucht mit den Geisterschwingen,
Und der Liebe süßes Sein,
Und das Lied vor allen Dingen
Lebt am liebsten ganz allein;
Sehnsucht d'rum und Lieb' und Lieder
Blühen ewig frisch mir wieder.

Blühen ewig frisch mir wieder
Deine Augen, sanft und mild,
Dann der Quell der süßen Lieder
Aus dem Herzen mir entquillt,

Reihen sich des Sanges Glieder
Wie's der liebe Gott gewillt;
Sagen in verschlung'nen Reigen
Was der Mund muß scheu verschweigen.

Was der Mund muß scheu verschweigen,
In dem Lied sich zu Dir ringt;
Süßem Liede ist es eigen,
Daß es zu dem Herzen dringt;
Darf der Sänger sich nicht zeigen,
Doch ein Lied sein Lieben bringt;
Trägt zu ihr die Liebeslaute
Die das Herz ihm anvertraute.

Der Doppelfrühling.

Die gute Göttin Flora hat
Mit Licht gestickt der Blumen Blatt,
Hat jedes Blättchens zarten Rand
Auch ausgezackt mit zarter Hand,
Gab allen Blumen weit und breit,
Aus Knospen auch ein grünes Kleid.
Hat auch das Röschen, vielbegehrt,
Mit Dörnchen klein zum Schutz bewehrt;
Hat manche Blume, die nicht schön,
Zum Trost mit süßem Duft versehn,
Gab g'rad dem Veilchen, tief im Thau,
Des höchsten Himmels reines Blau.
Da legt des Winters kalter Schnee,
Sein Leichentuch auf Land und See,
Die Blümlein alle, roth und weiß,
Sie schlummern in dem Sarg von Eis.
Die Mutter Flora weint am Sarg,
Der ihre lieben Kindlein barg.
Sie weinet lang und weinet sehr,
Da kömmt der liebe Frühling her,
Und trocknet ihr der Thränen Lauf.

Die süßen Blümlein stehen auf,
Sie stehen auf zum jungen Licht,
Sie schau'n der Mutter Angesicht,
Sie schau'n vergnügt zu Gott empor,
Und blühen freudig wie zuvor.

D'rum, stehst du Mensch an Grabes Ranft,
So weine wohl, doch weine sanft,
Von Gott bedarf's nur einen Hauch,
So kommt der Todten Frühling auch,
Sie steigen aus dem weißen Kleid,
Und blühen für die Ewigkeit.

Blumen, Blätter und Mimosen,

aus Moritz-Ruh.

Die Sternbilder.

Da steht das kleine Häuschen,
Von Zweigen halb bedeckt,
Als hätt' es sich zum Scherze
Dem Aug der Welt versteckt.

So komm, du kleines Häuschen,
Im stillen Sternenschein,
Und schließ' in deiner Ruhe
Uns Dreie freundlich ein.

Denn in dir, kleine Hütte,
Bin ich alleine nie,
Mit mir ist stets die Liebe,
Mit mir die Poesie.

Wir sagen zu uns Dreien
Viel Dinge für das Herz,
Wir theilen uns're Wonnen,
Wir theilen unsern Schmerz.

Und giebt es Augenblicke,
Wo Poesie mir grollt,
Da nahet ihr die Liebe,
Macht sie mir wieder hold.

Und giebt es Augenblicke,
Wo Liebe mir entflieht,
Die Poesie mit Liedern
Mir sie zurücke zieht.

So stehen wir zu Dreien,
Und schau'n zum Himmel auf,
Da zieh'n, wie helle Träume
Die Sterne still herauf.

Da leuchten Wunderzeichen
In feierlicher Pracht,
Wie meines Lebens Bilder
Durch die vertraute Nacht.

Die Jungfrau mit der Aehre
Erschimmert sanft und mild,
So glänzet mir im Busen
Der Holden süßes Bild.

Die helle Aehre kündet
Vom hohen Lichtrevier:
Es reift die Saat des Glückes
Dort oben einst nur mir.

Und beide überstrahlend,
Erglänzt die Leyer hell;
Die Sphären um sie öffnen
Des Sanges Wunderquell.

Und drüben in der Straße,
Von Sternlein so weiß,
Da ziehet, still und sinnend,
Der Schwan den Silberkreis.

Es ringt der süßen Kehle
Das schönste Lied sich los,
So taucht er sterbend, singend,
In ew'ger Liebe Schooß.

So möcht' ich, gleich dem Schwane,
Verhauchen leis' und bang,
Die Seele und das Sehnen
In einem Sterbeklang!

Und endend noch umfassen
Die Leyer mit der Hand,
Mit dem gebrochnen Auge
Der Jungfrau zugewandt.

Dann, o Heißgeliebte,
Wirst Du in jenen Höh'n
Mit einem Mitleidsblicke
Das Dreigestirn beseh'n.

Der Schwan, es ist dein Sänger,
Der Himmel Moritz-Ruh,
Die Leyer deine Weihe,
Die Jungfrau klar bist Du!

Silhouette der Einzigen.

Locken.

Wie die holden seid'nen Wogen,
Weich und golden niederwogen!
Sanfte Schlangen, krumm gebogen,
Um die Wangen hingezogen,
Welche Finger, hat die Dinger, euch gekräuselt,
Die wie Düfte, in die Lüfte hingesäuselt?
Nur behende Elfenhände, feinmanierlich,
Sie nur locken, goldne Flocken, ganz so zierlich!

Auge.

Himmel ist es, wenn in Weihe
Leuchtet seine Azurbläue;
Stern, wenn so hold als mild,
Liebe aus der Wimper quillt;
Tempel, wenn von Gott belebet,
Es den Blick zum Himmel hebet;
Blume, wenn ein freundlich Licht,
Aus dem süßen Kelche bricht;
Wolke, wenn von Zorn umdunkelt,
Blitz aus seinem Himmel funkelt;

Engel, wenn die Thräne hell,
Steht auf diesem Mitleidsquell;
Grab für mich, wenn es sich senket,
Keinen Blick der Lieb' mir schenket!

Wangen.

Rose sprach zu Hermelin:
„Wollen freundlich niederzieh'n,
Milderst Du die hohe Gluth,
Steig're ich die weiße Fluth!"
Und sie zogen Hand in Hand,
Schwesterlich durch's ganze Land;
Wanderten auch Mondenlang,
Ruhen nun auf ihrer Wang',
Ihre Wangen zart umzieh'n
Rose stets und Hermelin!

Mund.

Rosenpforte, süßer Worte Heimathland!
Wo auch Lallen zu gefallen einst verstand!
Purpurgluthen überfluthen seinen Rand;
Es erblühen Harmonien, ungenannt,
Wenn in schönen Redetönen er entbrannt!
Es wird fröhlich, götterselig der genannt,
Dem zu Liebe ein: „ich liebe!" er bekannt!

Ewiges Suchen.

An Sie.

Der Morgen schickt sein freundlich Licht
Herunter von den Auen,
Ich hoffe dann ihr Angesicht
Im Zauberschein zu schauen;
Ich schicke meinen Sehnsuchtsblick
Die Herrliche zu finden,
Doch ohne sie kömmt er zurück,
Um trostlos zu erblinden!
Der Morgen schickt sein freundlich Licht,
Doch meine Holde schickt er nicht!

Der Mittag schickt sein warmes Licht,
Es strömt aus allen Thoren,
Ich such' das holde Angesicht,
Das ich mir auserkohren;
Ich harre fest, ich harre bang,
Ich harre auf der Meinen,
Doch harre ich auch stundenlang,
Mein Glück will nicht erscheinen.
Der Mittag schickt sein warmes Licht,
Doch meine Holde schickt er nicht!

Der Abend schickt sein mildes Licht,
Auf Gärten und auf Matten,
Ich such' das reizend Angesicht
In Lauben und in Schatten,
Ich frage jedes Blumenblatt,
Ich frage jede Dolde,
Doch keine auch gesehen hat
Die Einzige, die Holde!
Der Abend schickt sein mildes Licht,
Doch meine Holde schickt er nicht.

Die Nacht auch schickt ihr Sternenlicht,
In finstre Erdenklause,
Ich such' das himmlisch Angesicht
Im vollen Schauspielhause;
Ich such' in jedem Logenkranz,
Ob ich sie mag erblicken,
Doch will ihr süßer Schönheitsglanz
Mich nimmermehr erquicken!
Die Nacht auch schickt ihr Sternenlicht,
Doch meine Holde schickt sie nicht!

Die Mitternacht schickt Finsterniß,
Die ist allein mir labend,
Den ganzen großen Weltenriß
In ihren Schooß begrabend!

Da bringet aus der dunklen Nacht,
Vom Grund der dunklen Räume,
Die Holde mir, in aller Pracht,
Der süße Gott der Träume!
Die Mitternacht sie bringt gewiß
Die Holde mir durch Finsterniß!

Der Mai der Liebe.

Die Rose wollt' ich bittend zu ihr senden,
Und meine Thränen fielen auf das Blatt;
„Geh hin," sprach ich, „versuch ihr Herz zu wenden,
Frag', ob sie mich denn ganz vergessen hat?
Ob Brief und Wort, und süßer Grüße Spenden,
Und Blickes Bothschaft nimmer finde statt?"
Da sprach die Ros', und beugt das Haupt hernieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder."

Den Zephir wollt' ich bittend zu ihr schicken,
Der zu dem holden Antlitz von mir strebt;
„Frag' sie, ob meine Sehnsucht zu erquicken,
Kein Liebesodem mehr die Brust ihr hebt?
Ob mit Erinnerung sie zu bestricken
Der süße Gott das Herz ihr nicht belebt?"
Da sprach der Zephir aus dem Blatt der Flieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!

Den Stern, der mild uns labt im Abendscheine,
Wollt' ich ihr schicken mit dem Gruß der Lieb';
„Frag sie: warum der Liebesstern, der reine,
In ihrem Herzenshimmel klar nicht blieb?

Warum er mir sein freundlich Licht verneine?
Welch Nachtgewölk den Stern so ganz vertrieb?"
Da sprach der Stern, und flimmert freundlich nieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"

Das Lied wollt' ich nun schicken, reich an Tönen,
Das oft ihr Herz und Sinn und Ohr bestrickt;
„Geh hin, du einz'ger Lohn und Preis des Schönen,
Du Freund, den ich oft liebevoll geschickt;
Frag' sie, ob Sang und Gruß auch der Camönen
Ihr Herz nicht mehr der kalten Haft entstrickt?"
Da sprach der Gott des Sanges und der Lieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"

Nur einmal blüht der Götter-Mai der Liebe!
Nur einen Frühling hat das Menschenherz!
Nur einmal treibt der edelste der Triebe
Des Fühlens Erstlingsrose himmelwärts!
Nur eine Morgenstunde hat die Liebe,
Vergoldet von des Frühroth's reinem Erz!
Nur einmal zuckt der Himmelsstrahl hernieder:
„Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!"

Das Ende vom Liede.

Ich sah' sie an, als erst sie mir erschienen,
Und nicht mehr weiß ich, wie mir da geschah;
Es hing mein Blick an ihren Engelsmienen,
Die ich so hold, so reizend niemals sah;
Es schien, als wär in diesem Wonnesehen
Ein Himmelswunder plötzlich mir geschehen!

Sie sah mich an, und gold'ne Lichteswogen
Entströmten ihres Auges süßem Tag;
Den dunkeln Vorhang fühlt' ich weggezogen,
Der über meinem Lebensdrama lag,
Und in des vollen Lichtes schöner Leitung,
Sah ich des Lebens höhere Bedeutung!

Ich sprach sie an, und meine Lippen bebten,
Mein Herz erbebte süßerschrocken nach,
Und wie die Worte aus dem Herzen strebten,
Zerflossen sie in ein verhauchtes Ach!
Der Mund schien liebeschüchtern zu verzagen,
Unsäglich's unverholen ihr zu sagen.

Sie sprach mich an und volle Harmonien
Umrauschten mir das wollusttrunk'ne Ohr;
Ich mußte stillanbetend niederknien,
Denn offen schien des Himmels heil'ges Thor;
Ich schloß entzückt die Hand vor meinen Augen,
Um ungestört den Wohllaut einzusaugen.

Ich küßte sie, und Vesta's Feuer brannte
Auf ihrer Lippen züchtigem Altar;
Es war, als ob die Seelen sich erkannten
In diesem Kuß, der rein wie Engel war;
Und Mund auf Mund im flüchtigen Berühren
Schien Herz um Herz dem Andern zu entführen!

Sie küßte mich, mir schwindelten die Sinne,
Und thränenperlend schloß mein Auge sich,
Ich wußte nimmer, was ich nun beginne,
Aus seiner Haft entstrebte mir mein ich;
Geschlossen war mein Aug', doch konnt' ich sehen,
Ich fühlte mich halb seyn und halb vergehen.

Ich sagte „Du", im kleinen Wörtchen lagen
Die Zauber aller Herzens-Sympathie,
Ich sprach es aus mit Beben und mit Zagen,
Mit Beben und mit Zagen hörte sie;
Und wie das „Du" der Lippen sich entwunden,
Hatt' ich des Wortes Lust erst recht empfunden.

Sie sagte „Du!“ mit nimmersatten Zügen
Trank ich des kleinen Wörtchens Wohllaut ein,
Die Liebe zog mit ihren schönsten Siegen
In meines Herzens tiefsten Tiefen ein,
Und „Du“ und „Du“, das waren alle Worte,
Und doch erschlossen sie die Himmelspforte.

Ich sprach: „leb' wohl!“ und bittre Schmerzensthränen
Benetzten ihr Gesicht und Hals und Hand;
Getheilt in Schmerz und Lieb' und heißem Sehnen,
War Herz und Mund und Auge mir entbrannt;
Ich fühlte es mit wollustvollem Schauern:
Ich werde diesen Schmerz nicht überdauern.

Sie sprach: „leb' wohl!“ und schaut nach einem Andern
Mit thränenschwerem feuchten, Blick sich um;
Muß auch der Eine weit von hinnen wandern,
Ein schönes Mädchen grämt sich nicht darum;
Die Welt ist groß, es giebt der Männer viele,
Und jeder Mann ist recht, führt er uns nur zum Ziele.

Der Stadtfrühling im Herbste.

Sey willkommen mir von Herzen,
Herbst, mit deinem kühlen Hauch;
Du ertödtest Blüth und Rosen,
Du entblätterst Baum und Strauch.

Und die schönen Frauen alle,
Die das Land gefesselt hat,
Jagst Du mit dem kalten Odem
Wieder zu uns in die Stadt.

Und ein neuer Frühling blühet
In der Stadt nun rings herum,
Und in allen Häusern blühet
Eines Frühlings Blüthenthum.

Und an allen Fenstern glühet
Nun ein voller Blumenstraus;
Schauet, lächelt, blühet, duftet
In das Leben frisch hinaus!

Bald die Rose voll und üppig
Glühet durch der Scheibe Schein,
Bald die Lilie, zart und sittig,
Schauet in die Straß' hinein.

Bald ein Knöspchen, süß und milde,
Durch die hellen Scheiben schaut,
Wie ein Sternchen, sanft und lieblich,
Seine Strahlen niederthaut.

Bald zwei Aeuglein wie die Veilchen
Flimmern durch des Vorhangs Spalt,
Daß mein Herz vor süßer Ahnung,
Und vor Wehmuth überwallt.

Bald die stolze Tulipane
Durch die Jalousine blitzt,
Und auf jedem ihrer Blicke
Ein ganz winz'ger Amor sitzt.

Ueberall nur Mai und Frühling
Wo das Auge hin jetzt blickt,
Ja der Herbst hat uns nur Rosen
In die liebe Stadt geschickt.

Sei willkommen mir von Herzen
Herbst mit deinem kühlen Hauch;
Ach, vielleicht bringst du dem Sänger
Doch sein holdes Blümchen auch.

Der Kinderengel.

Welch ein Kind mit gold'nen Löckchen
Hält die Holde auf dem Schoos!
Windet kaum dem süßen Köckchen
Aus den Aermchen klein sich los!
Und das Kind mit zarten Händchen
Wühlt im Wangen-Rosenländchen.

Doppelreiz in einem Bilde,
Wie erhebst du meine Brust!
Junger Schönheit Himmelsmilde,
Und des Kindes Augenlust!
So in einem Bild sich malen:
Frührothlicht und Tagesstrahlen!

Wie die zarterblühte Rose
Schaukelnd ihre Anmuth mißt,
Und im süßen Liebgekose
Schwesterlich die Rose küßt;
So auch ihre Rosenlippen
An dem Kinde küssend nippen.

Ihre milden Blicke sinken
Auf das Kind so inniglich,
Und die süßen Strahlen trinken
Unschuldsfreuden sanft in sich;
Sieht im Kinderäuglein-Flimmern
Eigne Anmuth wiederschimmern.

O bewahre, holde Blüthe,
Ewig diesen Kindersinn!
Himmel ist er dem Gemüthe,
Und dem Herzen Hochgewinn;
Nur das reine, kindlich Schöne
Ist es werth, daß Gott es kröne!

Sternlieder.

1.

Die Jungfrau.

Flüchtend aus dem ew'gen Sinnenstreite,
Aus der Leidenschaften engen Haft,
Hat zu Dir, Du Reine, Unentweihte,
Sich mein Thränenblick emporgerafft;
Fühlt von deinen milden Strahlenwogen
Wie bezaubert sich stets angezogen.

Wie der Dichtung allerkeuschste Blüthe,
Von der Muse Zauberhand gewebt;
In dem reinen offenen Gemüthe
Als ein magisch Wunderräthsel lebt,
Daß es tiefergriffen, lauschend leise,
Ewig horcht der schmeichelvollen Weise;

So auch zittert deine Lichteswelle
In das Herz imr wundersam herein,
Schafft es um zu friederfüllter Zelle,
Mit dem sanften, blüthenmilden Schein;
Blickt durch meiner Seele trüben Schleier
Freundlich durch, wie ein geläutert Feuer.

Heilig Sternbild! ewig unverändert
Spielt am Blau dein unbeflecktes Licht,
Wie auch Wolkenzug sich, schwarzberändert,
Oft um deinen Strahlenmantel flicht;
Ungemindert in dem eig'nen Glanze
Strahlst du himmlisch in dem Sternenkranze.

Jungfrau, die Du in dem Erdenthale
Bist des heil'gen Sternes Ebenbild,
Glänzend in demselben Schimmerstrahle,
Der von seinem Borne niederquillt;
Hüth' in deines Herzens Heiligthume
Dieses Strahles züchtigliche Blume!

Leuchte durch des Lebens dunkle Bahnen
Selbst dir vor mit deinem Unschuldsglanz;
Ehre deines Herzens dunkles Ahnen,
Doch erforsch' es nie und nimmer ganz;
Trübe nie der Seele zarte Welle,
Denn auf ihr nur spielt des Lichtes Helle!

2.

Die Leyer.

Das klingende Gewölk ist fortgezogen,
Der Schleier fiel vom abendlichen Blau,
Der Himmel trägt den azurreinen Bogen,

Mit aller seiner Klarheit nun zur Schau;
Und in der umgestürzten Saphirschale
Verschwimmt der Lyra Bild im hellen Strahle.

Hell ausgespannt die zarten Strahlen-Saiten,
Rings an des Himmels rundgewölbten Schiff,
Erfunkelt es nach allen Erdenseiten
Mit seinem lichtumwebten gold'nen Griff;
Jedoch kein Ohr, das hier auf Erden lebet,
Vernimmt den Ton, der seinem Spiel entbebet.

Nur ahnen kann ich, welche heil'gen Töne
Dem Strahlen-Saitenspiele keusch enttönt,
Wenn es sich labt am Anblick nackter Schöne
Und Reitz der Schöpfung, vor ihm ausgedehnt;
Wenn sich, sein Spiel mit Heiligkeit zu füllen,
Die Räthsel der Naturen ihm enthüllen.

Im reinen Aether lebt die Himmelsleyer,
Nicht Erdenschwere zieht sie stets herab,
Sie glühet ewig fort, jedoch ihr Feuer
Wird nicht in Asche bald ihr eignes Grab;
Die Saiten, die in reinen Lüften schwimmen,
Kann dieses Lebens Brodem nicht verstimmen.

Die Leyer, die der Mensch versucht zu schlagen,
Erdrückt des Erdenkörpers dumpfe Luft;

Es ist ein ew'ges Streben, Sehnen, Zagen;
Er athmet Qualen, wo er gehofft auf Duft,
Und in die Saiten, die er zart soll hüthen,
Tobt das Geschick mit Zerren und mit Wüthen!

Wie soll der Sang der Sänger-Brust erblühen,
Wenn sich um jedes Ohr ein Nebel zog?
Wie soll in Freudigkeit sein Lied erglühen,
Wenn Leben, Liebe, Freundschaft ihn betrog?
Wie soll der Himmel quellen aus den Saiten,
Wenn sie die Erd' zerreißt mit Schlechtigkeiten?

Wohin?

1.

Wohin bist du mit deinem frischen Kranze,
Du meiner Jugend süßes Wonnesein?
Du Lebensfrühroth, das mit mildem Glanze,
Und mit des Frühlings gold'nem Morgenschein,
Mich einlud zu der Jahre buntem Tanze,
Und zu der Horen gaukelhaftem Rhei'n?
Wohin bist du, du flücht'ger Schaum vom Leben,
Genommen mir, als du mir kaum gegeben?

Sie ist dahin! verblichen sind die Farben,
Die einst geschimmert in dem Lebensstrahl;
Die vollen Blüthen alle sie erstarben
Mit sammt der Frucht, die sich aus Knospen stahl;
Geblieben ist ein trocknes Bischen Garben,
Ein Bündel Jahre, farbenlos und fahl,
Ein mattes Nachspiel froher Morgenträume,
Ein Sehnen nach dem Grün verblühter Bäume!

2.

Wohin bist du, o du Geschenk von Göttern,
Du Hoffnung, trostbegabtes Himmelskind?
Die mich umgab in trüben Lebenswettern
Mit ihrem Lilienstengel, mildgesinnt;
Und wenn der Sturm tobt wüthend in den Blättern,
Zum Trost auf süße Melodien sinnt;
Wohin bist du, o fromme Himmelstaube,
Gesandt, daß unser Herz an Glück stets glaube?

Sie ist dahin, dem Herzen scheu entflogen,
Weil die Gewitterschläge sie gestört!
Aus öder Seele ist sie ausgezogen,
Die sie nur allzuoft bethört;
Die süße Zunge hat so oft gelogen,
So oft als sie mein lauschend Ohr gehört;
Ich habe weinend sie zu Grab getragen,
Ein Hoffnungswittwer nun den künft'gen Tagen!

3.

Wohin bist du, geliebtes Weh des Lebens,
Du Liebe, honigsüße Bitterkeit?
Du heimlich Wickelkind des Widerstrebens,
Du Himmelstrostgestalt in Schmerz und Leid,
Du Sinngedicht des reizenden Ergebens,
Du Muse einer süßverträumten Zeit;
Wohin bist du mit deinem Licht, das holden
Des Lebens Kerkerstäbe soll vergolden?

Sie ist dahin; sie hat sich losgerungen,
Als mir das Herz im tiefen Gram zersprang;
Ihr Scheidegruß ist schmerzlich mir erklungen,
In meinem Herzen ist es öd und bang;
Die Saiten meiner Leyer sind gesprungen,
Weil Liebe nur aus ihrem Silber klang;
Wem Liebe nicht mehr blüht im frohen Busen,
Ist sich ein Klaglied und ein Grab den Musen!

Frag' und Antwort.

Willst Du nicht herunterschicken
Deine Blicke niederwärts,
Daß sie inniglich erquicken
Auge mir und Sinn und Herz;
Daß sich meine Seele labe
An des Auges süßen Gabe?

Bitte! nicht herabzuschicken
Deine Blicke niederwärts,
Wenn sie jetzt mich auch erquicken,
Quälen später sie mein Herz;
Was mir jetzt die Seele labe,
Wird mir später Todesgabe.

Willst Du nicht ein Zeichen geben,
Daß mein Liebesgram Dich rührt,
Daß des Zephirs leises Beben
Meine Seufzer zu Dir führt?
Daß es nicht Dein Stolz verwehret,
Wenn mein Herz Dich still verehret?

Nein, kein Zeichen sollst Du geben,
Daß Dich meine Liebe rührt,
Weil dann dieses Wonnebeben
Nur zur Raserei mich führt;
Weil mir zum Besitz verwehret,
Was mein Herz in Gluth verehret.

Willst Du nicht ein Wörtchen sagen,
Nur ein Wörtchen süß und mild;
Soll kein Ton sich zu mir tragen,
Der von Deinen Lippen quillt,
Der beschwör' mit Zauberklange
Mir das Herz, so voll und bange?

Nicht ein Wörtchen sollst Du sagen!
Schweigend bist Du süß und mild!
Könnte nicht die Lust ertragen,
Die aus Deiner Rede quillt;
Wär' mir nach dem Götterklange,
Ewig, ewig schmerzlich bange.

Willst Du nicht dem Liede lauschen,
Das durch Lüfte zu Dir dringt,
Wenn mit leisem, leisem Rauschen
Abendwest die Flügel schwingt;
Daß Du fühlest hell und sinnig,
Wie mein Lieben tief und innig?

Nein, sollst nicht dem Liede lauschen,
Weil's dann neu stets zu Dir dringt,
Würd' zum Wahnsinn mich berauschen,
Wenn es Deine Gunst erschwingt;
Und ich sänge, liedersinnig,
Bis zum Tode Dir nur innig!

Wirst Du eine Thräne schenken,
Eine Thräne winzig klein,
Wenn sie mich hinunter senken
In das stille Kämmerlein;
Und nicht eine einz'ge Zähre
Mir auf's Grab geweinet wäre?

Nein, sollst keine Thräne schenken,
Auch nicht eine, noch so klein;
Auch nicht Eine, wenn sie senken
Mich hinab in's Kämmerlein:
Wäre sündig diese Zähre,
Als ob dort kein Jenseits wäre!

Die holde Feindin.

Weil dein Vater feindlich mir gewogen
Und du selbst mich hassest lang,
Fühl' ich innig mich zu dir gezogen
Mit der Sehnsucht süßem Drang.

Weil du senkst die schönen Augen,
Wenn ich sie in Liebe such',
Möcht' ich ewig süße Strahlen saugen
Aus der Blicke Himmelsbuch.

Weil du schließ'st die holden Lippen,
Wenn mein Ohr dir liebend lauscht,
Möcht' ich stets den Himmelston nur nippen,
Der von deinem Munde rauscht.

Kurz, weil du gelobet, mich zu hassen,
Haß von deinen Lippen schallt,
Möcht' ich liebewüthend Dich umfassen
Mit der Minne Allgewalt!

Wohnt in solchem Bau der schönen Glieder
In solchen Körpers Tempelpracht,
Wohnet da des Haßes wilde Hyder,
Und der Feindschaft finst're Nacht?

Nein, dein Auge ist der Milde Stempel,
Und dein Antlitz ist so mild,
O gewiß, in deines Herzens Tempel
Thronet nur der Güte Bild.

Nimm denn hin die Liebes-Huldigungen,
Hasse nicht mein treues Lied,
Hasse den auch nicht, der es gesungen,
Wie es im Herzen ihm erblüht.

Die Erscheinung.

(Bei beleuchtetem Hause.)

Ein Lichtmeer goß sich durch die hohen Hallen,
Der Blick ertrug kaum diesen reichen Glanz;
Doch ich erblickt' in dieses Lichtes Wallen
Ein einz'ges Licht nur in dem holden Kranz;
Aus süßen Augen, lieblich mir erschlossen,
Kam's wie ein Mayen-Morgenstrahl geflossen!

Als ich des Auges Strahl getrunken,
Der wie ein mildes Sternbild niedersah,
War alles And're um mich her versunken;
Nur sie war in dem Kreis des Lichtes da;
Mit stillem, wunderheimlichen Verlangen
Blieb ich an ihrem Zauberantlitz hangen.

Vergangenheit mit ihrem gold'nen Saume
Stieg aus dem Reiche der Erinn'rung auf,
Wie das Gewebe, das vom Morgentraume
Der Seele malt den zaubervollen Lauf.
Der Gegenwart zerriß mein Herz die Bande,
Und flog zurück in früh're Zauberlande.

Dem Leben ist der Inhalt nun gekommen,
Das Daseyn ist nun seines Preises werth;
Vom Geistesauge ist der Staar genommen,
Der finsterwaltend lange es beschwert;
Ich sehe sie, und sag' mit Wonnebeben:
Die Welt ist süß und schön ist doch das Leben!

Blumenträume.

Widmung.

An die Holdeste der Blumen:
an Karoline.

Auch die Blumen schlafen
Wenn sie lang gewacht,
Sehnen aus der Sonne
Sich nach Mond und Nacht;

Sehnen sich im Dunklen
Ganz allein zu seyn,
Sehnen sich nach Ruhe,
Schlummern sinnig ein;

Und sie träumen lächelnd
Von dem Abendwind,
Der aus Dämmerungssonne
Goldne Fädchen spinnt.

Träumen wieder lächelnd
Von dem Morgenstrahl,
Der sich gestern glühend
In ihr Knöspchen stahl;

Und mir verrieth die Träume
Heut ein Schmetterling,
Der an ihren Blättern
Manche Nächte hing.

Und wie du selber, Blume!
Oft wohl träumest still,
Ich dir ihre Träume
Nun erzählen will.

Der Traum der rothen Rose.

Am zarten Stengel schaukelt
Die Rose sich zur Nacht;
Verhüllt in Flor der Dämmerung
Ist ihrer Blätter Pracht.

Sie schlummert sanft allmählig,
Ihr Köpfchen wird so schwer;
Und nur die Dörnlein stehen
Als Wächter um sie her.

Sie schließt die Blätteraugen
Und neigt das Köpfchen kaum,
So steht sie schon befangen
Vom süßen Blumentraum.

Sie sieht im schönen Traume
Den Flügel-Bösewicht,
Der lose sie umflattert,
Wenn aus der Knosp' sie bricht.

Sie hört sein leises Summen,
Sie hört den Flügelschlag,
Mit den er um sie buhlet
So manchen schönen Tag.

Und kaum will sie erhören
Des Tändlers Schmeichelwort;
Da flattert er wie Westwind
Zur nächsten Rose fort.

Aus Zorn und Scham in Einem
Erröthet sie in Gluth,
Erwacht in ihrem Schrecken,
Getaucht in Purpurblut.

Vergebenes Suchen.

Die Holde such' ich mondenlang,
Und kann sie nicht gewahren,
Mir ist so schwer, mir ist so bang,
Ist ihr was widerfahren?

O Frühling! du mein junger Freund,
Hilf mir die Süße finden,
Wir wollen dann auch, treu vereint,
Den schönsten Kranz ihr winden.

Du Frühling schickst den Blüthenschnee
Zum schönsten Kranz hernieder,
Ich geb' dazu, in Lust und Weh,
Das Band der treuen Lieder.

Der Frühling kömmt, und Blüth und Blum'
Umfächelt alle Frauen,
Doch in dem großen Heiligthum
Soll ich nur sie nicht schauen!

So send' ich dich, du Tageslicht!
O sag' mir, wo sie weilet?
Doch ach, der Tag auch sagt es nicht,
Wenn er von hinnen eilet.

So sage du mir, traute Nacht!
Du schleichst in alle Zimmer,
So sage, wo die Holde wacht,
Wo labet mich ihr Schimmer?

Die böse Nacht! auch sie entflieht,
Von ihr will sie nichts zeigen,
Sie bricht mein Herz und mein Gemüth,
Doch bricht sie nicht ihr Schweigen.

Ich schicke, was ich schicken mag,
Ich schick' sie in die Runde;
Ach! Freunde, Frühling, Nacht und Tag,
Sie geben keine Kunde.

Doch, horch! da klopft ein Freund ganz fein,
Ein Freund in Lust und Schmerzen,
Er klopft, doch ruf' ich nicht: „herein!"
Ich ruf': „hinaus!" vom Herzen.

Es ist ein Lied, das an die Brust
Klopft an mit leisem Zagen,
Es will hinaus, um Wort und Lust
Der Holden still zu sagen.

So gehe denn, mein treues Lied,
Du einz'ger Freund im Leben,
O suche sie, und werd' nicht müd'
Der Einz'gen zuzustreben.

Und hast du endlich sie erreicht,
So sag in weichen Tönen,
Daß niemals, niemals von mir weicht
Der Liebe süßes Sehnen.

Sag' ihr mit zartem Flötenschall,
Daß ich sie heiß verehre,
Daß stets ich sie allüberall
Wie Sonnenlicht entbehre.

Sag' ihr mit holdem Zitherklang
Daß ich vor Gram vergehe,
Wenn ich sie viele Tage lang
Stets suche und nicht sehe.

O sag' mit Philomelens Ton,
O sag' es ihr doch täglich:
„Mein Leid" — doch ach! ich seh' es schon,
Mein Leid ist doch unsäglich!

Die Thränen.

Als Gott von seinem Angesichte,
Und aus dem schönen Paradies,
Den Menschen, aus dem reinen Lichte,
In's Erdenthal verdammend stieß,
Da hat er ihm für's dunkle Leben
Doch einen Engel mitgegeben.

Das Mitleid lebt in heil'ger Milde,
Zur Seite uns in Leid und Lust,
Es strahlt mit seinem Gnadenbilde,
Ein Gottes-Theil in ird'scher Brust,
Und reicht uns mild bei Schmerzensfühlung,
In süßer Thränen Trost und Kühlung.

Und wenn der Mensch vom Gram umwunden,
Zerrissen von des Schicksals Macht,
In einsam düstern Prüfungsstunden
Der Nächte Wüstenei durchwacht;
Sind es allein die Thränenquellen,
Die tröstend sich zu ihm gesellen.

Und wenn der Mensch in süßer Regung
Das volle Herz zur Freud' erhebt,
Und eine wonnige Bewegung
Durch alle Lebenspulse bebt,
Auch dann noch muß in Freudenzähren
Sich das gepreßte Herz entleeren.

Und wenn des Herzens treue Waltung
In tiefster Tief ein Wesen hegt,
Das es in wonniger Gestaltung,
In seelenklarer Minne pflegt,
Dann sieht man die geheimen Wonnen
In Liebesthränen klar sich sonnen.

Und wenn das Herz in düstern Tagen
Von seinem liebsten Seyn sich trennt,
Und unser Mund mit bangem Zagen
Nicht das Gefühl des Schmerzens nennt,
Dann giebt uns von dem Weh der Stunde
Die Trennungsthräne bitt're Kunde.

Und wenn sich auf des Tempels Schwelle
Das Knie der frommen Beter beugt,
Der Mund, gepreßt an heil'ger Stelle,
In tiefer Inbrunst rührend schweigt,
Wird mit dem Schöpfer aller Gnaden
Die Andachtsthräne sich berathen.

Und wenn der Vorsicht dunkle Richtung
Des Nebenmenschen Herz erdrückt,
In herber, gräßlicher Vernichtung,
Sein Leben und sein Gut zerstückt,
Dann sieht man auch im stillen Weinen
Die Mitleidsthräne sanft erscheinen.

Und wenn aus trauriger Verkettung
Der Arme dann gerettet ist,
Euch danken will für seine Rettung,
Doch Ausdruck, Sprach und Wort vermißt,
Dann mag aus heitern Augenzonen
Die Dankesthräne Euch belohnen.

Und jede Thräne, die der Wange
Für Menschenliebe hier entfiel,
Begleitet auf dem letzten Gange
Hinüber uns, an's letzte Ziel,
Und wird als Engel für uns flehen,
Wenn zu Gerichte Gott wird gehen.

Die Benennung des Vergißmeinnichts.

Zu der Göttin Flora kamen,
Um zu holen süße Namen
Von der Rosenkönigin,
Alle Rosen lächelnd hin.
Als sie alle Namen hatten:
Rose, Veilchen, Abendschatten,
Aster, Lilie, Balsamin,
Goldlack, Tausendschön, Jasmin,
Zogen sie nach Flur und Wiesen,
Wiederholten wie sie hießen
Sich im Gehen still und fein.
Nur ein Blümlein, das allein
Aus der Schwestern bunter Reihe
War getaucht in zarte Bläue,
Und auf seinem kleinen Blatt'
Abgemalt den Himmel hat,
Daß es helle Tropfen sauge
Aus des Azurs blauem Auge,
Dieses Blümlein, thränennaß,
Seinen Namen bald vergaß,
Und mit feuchtem Bitterblicke
Kam in Demuth es zurücke,

Fragte mit bescheidnem Sinn:
„Wie es heiß'?" die Königin.
Flora lächelt mild und spricht:
„Ei, ei! Blümchen blau: Vergißmeinnicht!"

Die Locken-Parze.

Seht nur an die braunen Schlangen,
Spielend auf des Nackens Weiß,
Wie wenn Tag und Nacht sich fangen
In des Abends Dämmerkreis.

Braune Schlangen, niederwallend,
Wühlend in dem weißen Schnee,
Lose Schlangen, abwärts fallend,
Glatt geringelt gleich der Fee.

Nicht mit Schlangen kommt Cythere
Um das schöne Angesicht;
Komm also du goldne Scheere,
Geh' mit Locken in's Gericht.

Eine von den Schlangen allen,
Aus der Schwestern dunklen Schaar,
Eine muß als Opfer fallen
Auf der Parze Hochaltar!

Und aus dieser einen Schlange,
Glatt und weich und süß gerollt,
Spinn' ich mir dann lange, lange
Lebensfädchen zart wie Gold.

Lebensfädchen für den Dichter,
Goldne Fädchen werden sie,
Und er webt sie immer lichter
Ins Geweb' der Poesie.

So wird um der Schönheit Wangen
Selbst die Nacht zum schönen Licht,
Und die losen braunen Schlangen
Werden lose zum Gedicht.

Die zwei Rosen.

(Auf ein Bildniß in Stielers Attelier.)

Der Meister, der mit zauberischer Hand
Vermag den Reiz der Schönheit aufzuspüren,
Und ihn, auf todte Leinwand hingebannt,
In süßer Täuschung lebend vorzuführen,
Der Meister soll, in ihren reinsten Strahlen,
Die schönste Rose nach dem Leben malen.

Der Meister schaut das klare Angesicht,
In dem die feinsten Reize sich vermählen,
Er schwankt und zagt und weiß es lange nicht,
Wie er der Farben zarteste soll wählen,
Wie er, zum Abbild solcher Maienfrische,
Das Allspiel seiner Tinten glücklich mische.

Da sieht er, wie an ihrem Busenflor
Noch eine Rose blätterreich erwachte,
Und zu der schönern Schwester still empor,
Erröthend, aber neidlos, freundlich lachte,
Als wollte sie an sich dem Künstler zeigen,
Welch' Farbenspiel dem Urbild ist zu eigen.

Der Künstler prüfend seine Farben tauscht,
Und reizend, innig lächelnd, zart und milde,
Dem schönen Leben sinnig abgelauscht,
Erscheint das holde Antlitz auf dem Bilde.
Symmetrie und Anmuth lagen offen,
Und beide Rosen fühlten sich getroffen.

Das Blumen-Bouquet.

Im Glase steh'n die Rosen,
Sie stehen lieblich hier,
Sie schau'n mich an und kosen,
Und kosen mir von Dir.

Wie schelmisch sie nicht nicken,
Im lieblichen Gewand,
Es ist, als wär's ein Blicken,
Ein Blicken voll Verstand.

Die Rosen, aufgegangen
Im dunklen Purpurblut,
Von dir sind es die Wangen,
Die Wangen voller Gluth.

Die Hyazinten ziehen
Mit süßem Schein mich an,
Gleich deinem Aug' sie blühen,
Sie blühen still heran.

Die grünen Blätter spenden
Mir lieblichen Genuß,
Die Hoffnung stets sie senden,
Sie senden deinen Gruß.

So spricht ihr süßer Schimmer
Von Liebe nur zu mir,
Sie ziehen mich wie immer,
Wie immer nur zu dir.

Liebesweise.

Tausend lieben so im Leben,
Eben um zu lieben blos,
Lieben, weil sie's finden eben,
Ziehen grad' ein Liebesloos;
Einer liebt aus Langeweile,
Liebt ein Andrer aus Passion,
Einer liebet ganz in Eile,
Mancher liebt aus gutem Ton.
Es beliebet dem zu lieben
Immer was er grade schaut,
Nimmt auch Andre, nach Belieben,
Endlich liebt er bis zur — Braut.
Schöne, wären alle Frauen,
O, so lieblich doch wie Du,
Müßten Alle Eine schauen,
Ihr nur widmen ihre Ruh.

Die Eisblumen am Fenster.

Es steh'n nicht mehr am Fenster
Die schönen Blumen da,
Durch welche manches Auge
Wie süße Sonne sah.

Der Winter warf sie tückisch
Von ihrem Thron herab,
Sie fielen von dem Fenster
In's frosterstarrte Grab.

Doch steigen mitternächtlich
Aus ihrem Grab sie aus,
Und suchen auf die Menschen,
Im freundlich warmen Haus.

Und schauen durch die Fenster
In's Zimmer stumm herein,
Und schauen durch die Fenster
Mit blassem Geisterschein.

Auch wenn dann die Thräne im Auge,
Als herbe, gesalzene Lauge
Dem nagenden Kummer entquillt;
Da nahet und schmieget der Schwester
Die tröstende Liebe sich fester,
Und trocknet das Auge ihr mild.

Und fließet die Thräne der Wonne,
So spiegelt die Liebe als Sonne
Sich ab in der himmlischen Fluth;
Dann strahlet in Doppel-Erleuchtung
Des Auges verklärte Befeuchtung,
In welcher die Seligkeit ruht.

So wohnen in Fluthen und Flammen
Die Lieb' und die Thränen beisammen,
Und trennen im Leben sich nie;
Von Liebe läßt Thräne sich nähren,
Durch Thräne mag Liebe nur währen,
Verschlungen durch süße Magie.

Das treue Wesen.

Ein einzig Wesen ist mir treu geblieben
Als Glück und Ruhe mich verstieß,
Als Fürstengunst und süßes Lieben
Wie leerer Schimmer von mir ließ.
Als Gönnerwort und Freundesmienen
In schnöder Falschheit mir erschienen.

Es ist der Schmerz! Er hat mich liebgewonnen,
Er pflegt mich wie sein einzig Kind,
Er hat in seine Arme mich genommen,
Er ist mir väterlich gesinnt;
Und wo ich hin den müden Fuß auch wende,
Er folgt mir treu bis an des Lebens Ende.

Wenn ich geschäftig war, des Herzens Kummer
Zu nähren manche lange Nacht,
Wenn ich nach einem traumgequälten Schlummer
Zu neuen Thränen bin erwacht,
Der Schmerz, in seinem ewig treuen Walten,
Hat Wacht an meinem Thränenbett gehalten!

Wie lieb' ich diesen Schmerz, wie freundlich düster
Bespricht er die Erinnerung,
Wenn leise sie mit lieblichem Geflüster
Die bunten Schatten um mich schlung;
Und wenn das Auge schon von Thränen trocken,
Er weiß ihm stets noch neue zu entlocken.

Wenn mir das Herz in Sehnsucht will vergehen,
Wenn ich der Einzigen gedenk',
Wenn sich mein Geist ihr nahet, ungesehen,
Wenn ich das Haupt voll Kummer senk',
Wenn ich der Nächte lichtberaubte Räume
Erleucht' mit ihres Zaubers Strahlensäume;

Wenn, weinend vor dem nie verlaß'nen Bilde
Die falsche Hoffnung mich beschleicht,
Im Gauckelflug, mit gutgemeinter Milde,
Des Augenblickes Trug mir reicht,
Wenn Wort und Schwur dem heissen Mund entquellen,
Als könnten ihrem Ohr sie sich gesellen;

Dann naht der Schmerz, dem Trug mich zu entrücken,
Die Wahrheit führt er an der Hand,
Die Wahrheit, die von jeher das Entzücken
Zu tödten gar zu wohl verstand;
Verscheucht den Traum, und schließt zu neuem Harme,
Mit Freundeskuß mich innig in die Arme!

Wohlan denn, ich will fest an dir mich halten,
Du ewig alt und ewig neu!
Ich liebe dich in deinem dunklen Walten,
Du bist zwar Schmerz, doch bist du treu!
Die Treue ist das zärtlichste im Leben,
Und Schmerz ist Lust von Treue uns gegeben!

Sehnsucht nach blauen Augen.

Die Luft ist rein, das Klima mild,
Das Wetter ist hier lauer,
Ein weicher Westwind niederquillt,
Der Himmel ist hier blauer:
Doch freut mich nicht das Wetter lau
Doch freut mich nicht der Himmel blau,
Mich freuet nicht das Sonnenlicht,
Seh ich ein blaues Auge nicht!

Ein Auge, das nordhimmelblau
In sanften Strahlen leuchtet,
Dem Veilchen gleich, vom Morgenthau
Im stillen Thal befeuchtet;
Ein blaues Aug', in dem die Fluth
Des himmelreinen Azurs ruht.
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel seyn!

Ein blaues Auge, dessen Licht
Wie Aether niederwehet,
Das still und zart: „Vergißmeinnicht!"
In sanfter Demuth flehet;

Ein blaues Auge, dessen Schein
Ist milde, wie der Lasurstein;
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel seyn.

Ein blaues Aug', das mild entbrennt,
Wenn Liebe d'rin sich malet,
Wie in dem blauen Firmament
Der Abendstern strahlet;
Ein blaues Aug' bescheidentlich,
Das still erglüht, doch inniglich,
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel seyn!

Ein blaues Aug', in dessen Grund
Der Sehnsucht Thräne flimmert,
Die, wie der Perle süßer Fund,
Durch blaue Fluthen schimmert;
Ein blaues Auge, dessen Ring
Den Saphir hält in süßer Schling',
Ein blaues Auge ganz allein
Kann mir mein blauer Himmel seyn!

Huldigungs-Reigen

bei

der Ankunft Seiner Majestät des Königs

Ludwig von Bayern

am 9. Juni.

Wie festlich schmückt des Abends heit're Hore
Mit ihrem Golde, Feld und Flur und Au,
Es lächelt aus dem Regenwolken-Flore
Beseligend des Himmels reines Blau,
An seinem fackelreichen Rosenthore
Legt Hesper seine hohe Pracht zur Schau;
Die ganze Schöpfung scheint sich zu erquicken,
Den schönsten Gruß entgegen ihm zu schicken.

Selbst Iris baut den hohen Farbenbogen,
Wie ein Triumphthor durch des Himmels-Zelt,
Als anmuthstrahlend, lieblich hergezogen,
Die Königin dem Gatten sich gesellt,
Ein Zeichen, daß auf Freudenthränen-Wogen
Der Strahl der schönen Liebessonne fällt;
Die Sonne selbst will noch im Abwärtssinken
Des Augenblickes süße Wonne trinken!

Und ringsherum ist es ein festlich Regen,
Bevölkert ist die Flur von Jung und Alt,
Weil nun, das Herz gefüllt mit reichem Segen,
Entgegen ihm das Volk, das treue, wallt,
Ein Freudenruf auf allen seinen Wegen
Den hohen Herrscher inniglich umschallt;
Kaum ist es möglich, aus den tausend Chören,
Den Jubelruf des Einzelnen zu hören.

Das Volk.

Gesegnet seyd ihr, mildgestickte Zonen,
Die ihr genesen Ihn uns wieder schickt,
Nun wird gestärkt Er in der Heimath wohnen,
Wo Volkestreu' ihm Brust und Herz erquickt;
Mit Seiner steten Milde wird Er thronen,
Wo die Nation mit Liebe auf Ihn blickt;
Im eignen Lande weh'n die Lüfte lauer,
Und Heimath-Himmel scheint selbst Kön'gen blauer!

Das Gesetz.

Ich heiße herzlich liebend dich willkommen,
Und nehme dich, Gerechter! an die Brust;
Wie du, vom großen Ahnen übernommen
Mich hast, so bist Du meiner Dir bewußt,
Und läuterst mich zum Nutzen und zum Frommen
Des Volkes, stets in edler Herrscherlust;

Du paareſt unter meinem ehr'nen Schilde,
Dem Schwerdt' der Strenge das Gebot der Milde.

Die Religion.

Zum Glauben, zu des Heiles einz'gen Quelle,
Schickſt du den Blick, den gläubigen empor,
Dir ſtrahlt das Licht aus überird'ſcher Helle
Ins Herz ſchon jetzt, durch dieſes Lebensflor,
In dieſes Daſeyns enggeſteckter Zelle
Erblickſt du ſchon das ew'ge Lebensthor:
In deinem Herzen liegt die Gnade offen,
Denn höher geht Dein Streben und Dein Hoffen!

Die Kunſt.

Willkommen Du, der innig mich verſtanden,
Und mich ergriffen haſt mit Leidenſchaft;
Du haſt gelöſet mich aus ſchweren Banden,
Aus Zeitendruckes lang gewohnter Haft.
Wie eine Götterwelt bin ich erſtanden,
Und hab' der harten Feſſeln mich entrafft;
Du zauberteſt die ſchöpferiſchen Werke,
Daß an der Form ſich Sinn und Auge ſtärke.

Die Muse.

Ein Thron ist Sammt, doch dumpf ist oft sein Dröhnen;
Die Kron ist Gold, doch schwer drückt oft die Last;
D'rum schenkt' ich Dir die Liebe der Kamönen,
D'rum hat die Dichtkunst liebend dich umfaßt,
Dem süßen Lebensreiz Dich zu versöhnen,
In stiller Stunden langersehnter Rast;
D'rum schick' des Wohllauts heil'gen Geist ich nieder,
Dich zu beschenken mit der Gunst der Lieder.

Zum

Allerhöchsten Namensfeste

Ihrer Majestät der Königin

Therese von Bayern.

Sey mir gegrüßt, du freundlich milde Hore,
Die diesen Tag uns heute niederbringt,
Geschürzet von der lieblichsten Aurore,
Die goldne Rosen in den Himmel schlingt,
Und aus des Lichtes jugendlichem Thore
Mit Flammenblick sich zu der Erde schwingt;
Sey mir gegrüßt, du heiterer Morgenschleier,
Und schwebe nieder zu des Tages Feier.

Der Töne zarteste laß mich ersinnen!
Laß aus der Leyer Saiten, frischbespannt,
Der Huldigungen herrlichste gewinnen,
Des froh gestimmten Sängers schwache Hand;
Denn Ihr, der Königin der Königinnen
Sind meiner Leyer Töne zugewandt,
Denn was die Götter Herrliches nur haben,
Der hohen Frau sie zum Geschenke gaben.

Der Reiz der göttlichen Gestaltung,
Des Formenreizes liebliche Magie,
Der Anmuth zauberische Schaltung,
Des Seelenadels hohe Harmonie,
Erhab'ner Würde duftumzogne Waltung,
Die Hoheit noch der süßen Liebe lieh;
Und aller Tugenden geweihte Sendung
Umringen sie in himmlischer Vollendung.

So strahlt die Krone Sie der eig'nen Krone,
Des Diademes allerhöchste Zier,
Ein Gnadenbild aus sterngestickter Zone,
Dem Sterne gleich aus höherem Revier,
Ein Engel von des Gottes ew'gem Throne,
Ein Engel noch am Erdenthrone hier;
So strahlet Sie, ein himmelholdes Bildniß,
Dem Volke stets in sanftverklärter Mildniß!

Die Herzen jubelnd ihr entgegen schlagen,
Wenn Sie in Milde sich dem Volke zeigt,
Ein süßes Licht scheint durch den Raum zu tagen,
Wenn freundlich Sie das Fürstenantlitz neigt,
Die Blicke stumm noch ihrem Jubel sagen,
Wenn schon die Lippe halbgeschlossen schweigt;
Der Tag, der sich mit Ihrem Namen schmückt,
Vor allen Tagen ist er hochbeglückt!

Die Huldigung der Eiche. *)

Dem holdseligsten Kinderkreise
der
erlauchten Prinzen und Prinzessinnen von Bayern
gewidmet.

Sey mir gegrüßt du Eiche,
Du Stamm voll Mark und Kraft,
Seyd mir gegrüßt ihr Zweige,
Dem Stamme kühn entrafft!
Wie Riesenschlangen winden
Sich Schatten um den Baum,
In ihrem Ernst verbinden
Sich Wirklichkeit und Traum.
Ein König unter Bäumen
Ist deine Stirn umlaubt,
Des Lichtes Strahlen säumen
Dein thatensinnend Haupt!
So dienest du zum Bildniß
Von König Ludwig auch,
So paart sich Ernst und Mildniß
In Seinem Liederhauch;
So strömt von Seiner Krone

*) Im Bade Brückenau.

Uns Schutz und Labung aus,
Und wölbt ob Seinem Throne
Dem Volke sich zum Haus! —
Du Eiche bist zwar düster,
Und doch ein Kinderfreund,
Darum dein Blattgeflüster
Den Kindern süß erscheint.
Drum naht sich dir auch innig
Der Englein treues Bild,
Die wie der Vater sinnig,
Und wie die Mutter mild.
Es neigen deine Aeste
Sich wirthlicher zum Dach,
Wird dieser holden Gäste
Herzinnig Leben wach.
Der Zweige ernstes Rauschen
Verstummt im Blattasyl,
Um ungestört zu lauschen
Dem holden Kinderspiel.
Der Zephir sanft erschrocken
Von seinen Blumen fliegt,
Und auf den goldnen Locken
Den sanften Fittig wiegt.
D'rum, edler Baum! erquicke
Der zarten Kinder Kreis,
Und milde Kühlung schicke

Aus Zweig und Blatt und Reiß.
Der Adler zieht in Eichen
Die junge Schaar sich auf,
Damit sie Beiden gleichen
In ihrem Lebenslauf!

Sehnsucht an Sie.

Vorwärts rollt der rasche Wagen,
Rückwärts wendet sich der Blick;
Und die Gedanken, ach, sie tragen
Immerwährend mich zurück.

Ihren dunkeln Trauerschleier
Schlingt um mich die milde Nacht,
Durch die stille Abendfeier
Nur das Aug' der Liebe wacht.

Wehmuthsvoll im bleichen Schimmer
Sieht der stille Mond herab,
Wandert um die Erde immer
Wie um ein geliebtes Grab.

Stille legt sich um die Fluren,
Nirgends eine Lebens Spur,
Durch das Schweigen der Naturen
Spricht der Liebe Sehnsucht nur.

Sehnsucht gab mir das Geleite,
Als ich von der Theuern schied;
Sehnsucht sitzet mir zur Seite,
Wenn der Wagen rasch entflieht.

Sehnsucht heißt mich hier willkommen,
In dem tobenden Gewühl,
Was ich Schönes auch vernommen
Führt zur Sehnsucht mein Gefühl.

Und so ist sie mein Gefährte,
Der ich mich noch nie entwöhnt,
Denn die Sehnsucht, die bewährte,
Selbst den Trennungsschmerz verschönt.

Wo ich bin und wo ich weile,
Reicht die Sehnsucht mir die Hand,
Führet mich in süßer Eile
Hin nach ihrem Heimathland.

Oeffnet mir die Rosenpforten
Himmlischer Vergangenheit,
Spricht mich an mit leisen Worten
Aus der längst entschwund'nen Zeit.

Weht mit ihrem Zauberflügel
Liebeswehmuth mir stets zu,
Bis der stille Grabeshügel
Mich und Sehnsucht bringt zur Ruh!

Gleichnisse: pro und contra.

Er.

Gleich dem Mondschein sind die Frauen,
Mit erborgtem Glanze labend;
Gleich dem Epheu ist ihr Lieben
Im Umschlingen untergrabend;
Gleich dem Felsen ist ihr Willen,
Den Vernunft und Rath nicht zwingen;
Gleich dem Regenbogen ist ihr Lächeln
Nur nach Stürmen zu erringen!

Sie.

Gleich dem Mond sind unsre Herzen,
Mild in Schwermuthsnächten waltend;
Gleich dem Epheu unsre Liebe,
Selbst im Sturze fest noch haltend.
Gleich dem Fels ist unsre Treue,
Auch in Stürmen nicht zu brechen;
Gleich dem Regenbogen unser Lächeln,
Heitern Himmel zu versprechen.

Er.

Gleich der Schwalbe, Sonne buhlend,
Die mit Sommer zieht vorüber,
Ziehet von uns Frauenliebe,
Wenn des Glückes Sonne trüber.

Sie.

Gleich der Schwalbe beim Erscheinen,
Bringet Wärme, Duft und Blüthe,
Kündet Frauenliebe Wärme,
Blüth' und Frühling dem Gemüthe.

Er.

Gleich der Rose, die mit Purpur
Ihre Dornen überfunkelt!
Gleich dem Meere, dessen Spiegel
Auch ein Schatten schon verdunkelt.

Sie.

Gleich der Rose, die zerbrochen
Noch die Schläfe mild bekränzet!
Gleich dem Meere, das am Abend
Noch vom Wiederschein erglänzet!

Er.

Gleich dem Bildniß, das die Wahrheit
Aeffend giebt in Farbenlüge,
Scheinet Seele bei den Frauen,
Was nur ist ein Spiel der Züge.

Sie.

Gleich dem Bildniß, dessen Zartheit
Nur dem Fernen kann entgehen,
Doch der Blick, der näher forschet,
Wird die Götterzüge sehen.

Er.

Gleich dem Felsstrom, dessen Woge
Jedes Zephirs Kuß berühret;
Gleich dem Vogel, den der Käfig
Nur dem Flatterſinn entführet.

Sie.

Gleich dem Felsstrom, der so reiner
Fließet, weil er ungebunden;
Gleich dem Vogel, wild im Käfig,
Zahm, wo Lieb' ihn hält umwunden.

Er.

Gleich der Leyer der Erinnen,
Deren Ton Verstand ist raubend,
So in Freuden ohne Zügel,
Und im Schmerz an Gott nicht glaubend.

Sie.

Gleich der Leyer jenes Hirten,
Eines Königs Wahnsinn mindernd!
Freud' und Lust im Einklang theilend,
Und der Schwermuth Klage lindernd.

Er.

Gleich der Sonne, deren Strahlen
Gute, Böse gleich erquicken,
Ist ihr Lieben: und sie suchen
Alle Herzen zu bestricken.

Sie.

Gleich der Sonne, die selbst Blinden
Milde Wärme läßt umfließen,
So wir lieben: selbst den Spötter
In den treuen Arm wir schließen.

Die rechte Zeit.

Der Morgen naht in süßer Farbenmischung,
Es siegt das Licht im frühen Dämmerstreit,
Da strömt ein neues Leben, voll Erfrischung
In unsre Brust, sie athmet weit;
Den milden Schein, den rosigen, zu trinken,
Entringt mein Liebchen sich dem Schlaf.
Vergebens will die Wimper schamhaft sinken,
Als das geöffnet Aug' den Liebsten traf:
Den Liebsten kann sie nicht, das Licht nicht missen,
Es schlägt das Herz in hoher Freudigkeit;
Gewiß, der Morgen ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen.

Der Mittag naht, ich rett' aus seiner Schwüle
Mich eilends in das flatternde Gemach,
Da sitzt die Holde in des Zimmers Kühle,
Der Wärme giebt sie und der Liebe nach;
Verstohlen durch des Fenstervorhangs-Seide,
Belauschet uns ein heller Sonnenblick;
Doch daß ich diesen losen Zeugen meide,
Führ' ich ins ferne Sopha sie zurück;

Da lehnt sie matt auf kühlen Seidenkissen,
Umfängt mich leicht im leichten Mittagskleid.
Gewiß, der Mittag ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Der Abend naht, wie seine Schatten locken!
Komm Liebste! komm hinaus ins Thal!
Getrieben wird, von leichten Wolkenflocken,
Zu Bette nun der letzte Sonnenstrahl;
Zu Ende ist des Tages lautes Treiben,
Zur Stille lädt die Dämmerlaube ein,
Im Lärmen wird die Liebe still stets bleiben,
Doch in der Stille wird sie lauter seyn!
Kaum darf der Holden Aug' es wissen,
Wie Lieb' und Scham so reizend sich entzweit;
Gewiß, der Abend ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Die Nacht sie naht, und mit ihr die Erhörung,
Denn Finsterniß spricht Liebenden das Wort,
Gesichert vor des Tages öft'rer Störung
Empfängt sie mich am stillverwahrten Ort;
Es sucht der Mund den Mund, und ihn zu finden
Leiht mir ihr Aug den süßen Zauberschein;
Es ist ein Flieh'n, ein Nah'n und ein Entwinden,
Das Sträuben selber spricht: „ich will'ge ein!"

Die Hände sind der Redekunst beflissen,
Im sanften Druck spricht Liebesdeutlichkeit,
Gewiß, die Nacht, sie ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Poesie und Liebe.

An Sie.

(Gefängnißlied.)

„Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ich habe keinen andern Gesandten!“
Maria Stuart.

Das Herz, das liebt, ist einsam nicht,
Der Mund, der singt, ist nicht allein,
Die Brust, die hofft, ist stets voll Licht,
Der Geist, der denkt, fühlt nirgends Pein,
Aus Hoffnung, Lied und Gunst der Frauen,
Läßt sich im Kerker Eden bauen!

Ich lieb' das schönste Engelsbild,
Ich sing' manch süßes Liebeslied,
Die Hoffnung mir im Busen schwillt,
Mein Geist im hellen Lichte blüht;
Ich liebe, sing', denk', hoff' und schlafe,
Die Narren nennen dieses Strafe!

Doch Hoffen, Denken und Gesang
Sie knüpfen sich der Liebe an,
Denn jeder helle Saitenklang
Ist dieser Liebe unterthan;
Und jeder Ton der gold'nen Leyer
Stimmt sich von selbst zur Liebesfeier!

Dich seh' ich Holde, wo Du bist,
Nur Dich in lieblicher Magie,
Und wo mein Auge Dich vermißt,
Mahlt täuschend Dich die Phantasie,
Es dringt durch Schloß und Haft und Riegel
Dein Bildniß mit dem Schönheitsspiegel!

So wie die Wolke leicht und mild,
Umzogen von dem Sonnensaum,
Vom hohen Aether niederquillt,
Gleich einem Frühlingsmorgen-Traum,
Und von der Wolke, licht bemalet,
Das Gnadenbildniß niederstrahlet;

So senket sich in Abendlicht,
Wenn küssend scheiden Tag und Nacht,
Dein süßes, reizend Angesicht,
In seiner Anmuth stillen Pracht,
Auf der Begeisterung Gefieder,
Zu meiner Muse sanft sich nieder.

Und wie die Säule, die im Roth
Des Abends- und des Morgenstrahls,*)
Die weichsten Seelenklänge bot
Dem wachen Echo ihres Thals,

*) Die Memmons-Säule, die beim Auf- und Untergange der Sonne wundersam ertönt.

Das Licht beim Kommen und beim Gehen
Begrüßt mit lautem Liebesflehen:

So die Erinnerung auch bricht,
Beim Morgen- und beim Abendschein,
Mit deiner Anmuth Zauberlicht
In meines Herzens Grund herein,
Entringet seinen tiefsten Fluthen
Die Sehnsuchtsklänge, die da ruhten.

So ringe sich denn dieser Laut,
Daß du ihn höreſt, von hier fort,
Er bring', was ich ihm anvertraut,
Er bringe Dir mein liebend Wort,
Und mög' mit tönenden Gewalten
Dein Herz in Liebe mir entfalten.

Denn Schönheit ist des Sängers Preis,
Durch ihn wird sie erst hochgestellt!
Am liebsten sieht das Myrthe-Reiß
Dem edlen Lorbeer sich gesellt;
Im Schatten nur von Ruhmeszweigen
Kann Schönheit sich unsterblich zeigen.

Auch die Todten sollen leben!

Champagner-Trinklied eines Gefangenen, um Mitternacht.

Mitternacht! allein im öden Haus,
Und kein Leben seh' ich winken,
Gieb denn, Grab! die Todten mir heraus,
Laß die Todten mit mir trinken!
Kommt heraus im Sterbgewand,
Setzt euch zu mir, ihr Gerippe,
Setzt mit eurer Knochenhand
Nun das Glas an blasse Lippe;
Und ihr sollt aus hohler Brust
Mir Bescheid anjetzo geben,
Stoßet an, mit Schauerlust:
Auch die Todten sollen leben!

Mutter! dir das erste Schauerglas,
Komm vom fernen, fernen Grabe,
Daß sich meiner Augen bitt'res Naß
An dem Leichenantlitz labe;
Nimm dein Kind in deinen Arm,
Dem das Leben schon verblühend,

Mutterhand ist todt noch warm,
Mutterkuß ist todt noch glühend.
Mutterherz im Leichentuch
Fühlt für's Kind noch süßes Leben,
Mutter, trinke mit dem Spruch:
Auch die Todten sollen leben!

Neffe, wirf den Leichenstein von dir,
Denk' an jene Schauerstunde,
Als der letzte Kuß von mir und ihr
Auch dein Leben trank vom Munde;
Und sie folgte bald dir nach,
In der Blüthenzeit der Glieder;
Kommt, o kommt, und werdet wach,
Setzt euch freundlich zu mir nieder.
Was das Leben euch verneint,
Hat der Tod euch doch gegeben,
Trinkt und rufet nun vereint:
Auch die Todten sollen leben!

Schiller! bleicher Sänger, komm hervor,
Der du diesen Spruch gedichtet,
Der du an der Schatten düstern Chor
Dieses Lebehoch gerichtet;
Zaudre nicht an diesem Ort
Auch ein Glas mit mir zu leeren,

Selbst ein Gott erscheinet dort,
Wo die Herzen ihn verehren!
Hattest lebend Todte lieb,
Liebe todt nun auch das Leben,
Trink' nun mit der Hand, die's schrieb:
Auch die Todten sollen leben!

Jugend, todte Jugend, o auch du,
O erschein' im Geiste mir wieder,
Steige aus dem Grab der Zeit im Nu,
Angethan mit dem Kranz der Lieder;
Führ' die Schatten mir herauf,
Der verklungnen, süßen Stunden;
Stell' die Ideale auf,
Für die glühend ich empfunden;
Todte Jugend! ich bin Mann,
Ideale, sie verschweben,
Todte Jugend stoß denn an:
Auch die Todten sollen leben!

Liebe! früh verschieden, heißbeweint,
Die ich nun zu Grabe trage,
Hab' mit andern Todten dich vereint
In dem theuren Sarkophage;
Komm also, o Liebe, jetzt,
Wenn die andern Todten nahen,

Mich beim Weine, der mich letzt,
Einmal liebend zu umfahen;
Todte Liebe! weile hier
Bis die Todten sich erheben,
Trink zum Abschied noch mit mir:
Auch die Todten sollen leben!

Letztes Glas sey jetzo mir gefüllt,
Letztes Glas sollst 'rum nun gehen.
Wißt ihr Todten, wem es gilt?
Wißt, es gilt dem Wiedersehen!
Gebt die Hand mir, drückt sie fest!
Daß ihr wollt mich mild empfangen,
Wenn am großen Schnitterfest
Euer Wirth nun kömmt gegangen.
Und mein Grab mit einem Kranz
Wird ein Freund vielleicht umweben,
Spricht vielleicht im Abendglanz:
Auch die Todten sollen leben!

Stammbuchblätter.

1.

Im Himmel wohnt ein König
Beharrlich und gerecht,
Und ist ihm unterthänig
Der Herr so wie der Knecht.
Ein großer Herrscher ist er,
Der Vieles schon gekonnt;
Er hat nur zwei Minister
Die Sonne und den Mond.
Er hat uns auch gegeben
Die „Welt-Constitution,"
Und stößt in seinem Leben
Kein Wesen von dem Thron.
Und stirbt auch einst allmählig
Ein Mensch und ein Geschlecht,
So macht er sie erst selig,
Beharrlich und gerecht!

2.

Wo das Sonnenlicht nur strahlet,
Wo nur eine Blume blühet,

Wo im Frauenaug' sich mahlet
Anmuth, Liebreiz und Gemüth;
Wo das Ohr nur ist empfänglich
Für den Reiz der Harmonie,
Da ist ewig unvergänglich,
Vaterland der Poesie!
Und der Sohn der hohen Musen
Findet stets der Heimath Spur,
Denn ihn nimmt an treuen Busen:
Liebe, Freundschaft und Natur!
Selbst die Thräne, die den Abschied drücket,
Wird zur Perle, die sein Leben schmücket.

3.

Zwei Pole hat der Wanderstab
Wohin man immer wand're,
Der Eine schaut hinab ins Grab,
Zum Himmel schaut der And're.
Und weiß man an dem rechten Pol
Den Wanderstab zu fassen,
So schreitet man behaglich wohl,
Durch Menschen wie durch Straßen.
D'rum schlage ich mein Saitenspiel
Dem Himmel an zur Feier,
Mir leuchten oben Sternlein viel,
Die „Venus" und die „Leyer."

Doch wenn sich mir die „Jungfrau" mild
Im süßen Licht thut zeigen,
Da möcht' ich mich, vom Schmerz erfüllt,
Zum Grabespol wohl neigen!

Gefühle in der großen Oper zu Paris.

An Sie.

Tausend Lichter blicken
Helle Flammen nieder,
Und aus tausend Blicken
Strahlt die Liebe wieder.
Doch in mir ist nirgends Licht,
Denn ich seh' die Holde nicht!

Durch die hohen Hallen
Wogt das Reich der Töne,
Wie die Klänge wallen,
Himmlischer Camöne;
Doch mein Herz kein Ton besticht,
Denn ich seh' die Holde nicht!

Bajaderen schlüpfen
Flammen Lust und Minne,
Tänzerinnen hüpfen,
Blenden Aug' und Sinne.
Nichts zu meiner Seele spricht,
Denn ich seh' die Holde nicht!

Rings herum ist Schönheits-Wehen
An dem Festesglanze,
Mädchen, Frauen sehen
Aus dem Logenkranze.
Doch im Glanz das Herz mir bricht,
Denn ich seh' die Holde nicht!

Gratulation zu meinem Geburtstage,
von mir an mich.

(Am 8. Februar.)

Geliebter Freund! empfang' an diesem Tage,
Was dir das treue Herz des Freundes bringt,
Gefühlt ist jedes Wörtchen, das ich sage,
Weil es aus tiefem Busen widerklingt;
Soll ich mit dir des Tages Fest begehen,
So ist's, als wär's mir selber auch geschehen.

Denn uns umschlingen lang schon zarte Bande,
Verbrüdert lang schon gleichgehegter Sinn,
Ich zog dir nach in weitentfernte Lande,
Denn deine Nähe nur war mir Gewinn;
Was du gelebt, geliebt, verlorst, gefunden,
Ich hab' es mitgelebt, hab's mitempfunden.

Ich war mit dir entzückt, als treue Minne
Die heißen Schläfe labend dir gekühlt,
Ich hab' mich dir geweiht, als Pierinne,
Bei Nacht ertönt, was du des Tags gefühlt;
Gehört mit dir, was Stern und Ros' und Blüthe
Und Schönheit spricht zum offenen Gemüthe.

Ich hab' mit dir geweint durch lange Nächte,
Als herbe Thränen dir das Aug' geätzt,
Als dir der Hohn der bittern Schicksalsmächte
Des Herzens Krone tödtlich hat verletzt;
Ich hab' mit dir in's Sargtuch eingeschlagen,
Die ganz allein im Herzen dich getragen.

Mit dir fand ich die heil'gen Trösterinnen:
Natur, Religion und Poesie!
Ich theile so dein Fühlen und dein Sinnen
In dieses Kleeblatts himmlischer Magie;
Durch sie allein erblicken nun wir beide
Das All' der Wesen stets im Festtagkleide.

Du stehst hier, Freund, allein im fremden Kreise,
Es theilet Niemand mit dir Weh und Lust,
Dir klinget nicht, nach langgewohnter Weise,
Ein Freundschaftchor aus vieler Freunde Brust;
Nicht eine auch von allen schönen Händen
Wird heute dir ein freundlich Zeichen senden.

So will denn ich allein dich nicht verlassen,
Und mit dir theilen dieses Tages Fest;
Noch inniger und wärmer dich umfassen,
Im Arm dich halten ewig treu und fest;
Und mit dir leben für das Reich der Wahrheit,
Für Frauenschöne und für Geistesklarheit.

Trostworte

an eine zärtliche Mutter beim Dahinscheiden ihres fünf Monat alten Töchterchens.

Die Blüthe fiel, die wunderzarten Farben,
Vom Frühlingshauch ihr lieblich angeweht,
In lebensloser Bläße schnell erstarben,
Vom Sturm geknickt, der durch das Weltall geht;
Doch einstens, wenn am lautern Tag der Garben
Das Reich der reinen Wesen aufersteht,
Wird auch das Blüthenkind, mit schönerm Leben,
Dem treuen Mutterstamme rückgegeben.

Die Thräne labt, es laben auch die Klagen
Das Mutterherz, dem alles sonst gebricht;
Doch laß dein Herz an Tröstung nicht verzagen,
Zum Schöpfer heb' empor dein Angesicht.
Laß' von des Glaubens Fittig hin dich tragen,
Durch Zeit und Raum und Seyn zum ew'gen Licht;
Ein ew'ger Tag vereinigt dann auch Beide:
„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!"

Rosenangebinde zum Vermählungstage der Rose.

Am 10. April 1830.

Immortelle . . . ew'ge Farben leihe
Mir als Sinnbild wandelloser Treue,
Und eröff'ne heut die Blumenreihe,
Daß ich sie der Schönheit sinnig weihe!

Sonnenblume . soll vor Allen prangen,
Weil auf ihren lichtbethauten Wangen,
Aller Augen stillanbetend hangen,
Kömmt in hoher Anmuth sie gegangen.

Alpenrose . . soll hernieder steigen
Mit dem hohen Lichte, das ihr eigen,
In des Festes farbenreichen Reigen
Als ein Schwesterbild der Braut sich zeigen.

Balsamine . soll den Weihrauch geben,
Wenn für dieses und für jenes Leben,
Am Altar' im heiligen Erbeben,
Hand und Herz auch in einander streben.

Ehrenpreis . ermangle nicht im Tanze,
Schmücke tiefbedeutend auch das Ganze,
Wenn um Preis der Lieb' im reinen Glanze,
Wirbt die Ehr' im hohen Tugendkranze.

Lilie . . . du unschuldsvolle, reine,
Deine zarten Blätter auch vereine;
Denn im reinern Glanz und milder'm Scheine
Als sie, prangt auf Erden wahrlich keine.

Lebensblümchen soll es wünschend sagen,
Daß das Leben auch an Hymens Wagen,
Wie in gold'ner Liebe Frühlingstagen,
Nur auf Blumen werde hingetragen.

Aloe . . . du selt'ne, sinnig-rare!
Dien' als Zeichen diesem edlen Paare:
Einmal blüht die Liebe nur, die wahre,
Einmal nur von Wiege bis zur Bahre!

1.

Frühling im Herbste.

Sind die Rosen all vergangen
Blühet keine mehr für mich?
Nein, auf ihren süßen Wangen
Blühen Rosen wunderlich.

Sind die Blüthen abgefallen,
In der Schöpfung großem Kreis?
Nein, um Hals und Busen wallen
Blüthen ihr, so zart und weiß.

Sind die Sterne denn versunken,
Die der Frühling mitgebracht?
Nein, sie leuchten feuertrunken
Aus der Augen Strahlenpracht.

Ist der Scharlach denn verschwommen,
Den des Maies Morgen bot?
Nein, er ist erneut erglommen
Ihr um Lippen, mild und roth.

Sind die süßen Nachtigallen
Denn verstummet all' jetzund?
Nein, die süßen Sänger schallen
Mir annoch aus ihrem Mund!

Hat des Frühlings Zauberschimmer
Ausgelöscht sein mildes Licht?
Nein, der Frühling lacht mir immer
Aus der Holden Angesicht!

Dem, der Liebe trägt im Busen,
Dem das Wort der Liebe spricht,
Dem geneigt die holden Musen,
Dem erstirbt der Frühling nicht.

2.

Herbst im Frühling.

Sag' mir nur nicht, es ist Frühling
Dieses schöne Angesicht,
Fehlet Liebe im Gemüthe,
Ist es Herbst, doch Frühling nicht!

Nennt ihr Sterne diese Augen?
Diese Augen Lichtkrystall?
Ohne Liebe sind's nur Kohlen,
Seelenloser Feuerball!

Nennt ihr Rosen diese Wangen?
Lilie dieser Wangen Kreis?
Ohne Liebe sind's Tapeten,
Schön gesticket, roth und weiß!

Nennt ihr himmlisch dieses Lächeln,
Das so hold um Grübchen fiel?
Ohne Liebe ist's mechanisch,
Todter Formen leeres Spiel!

Nennt ihr Wohllaut diese Worte?
Diese Töne Zauberlust?
Ohne Liebe ist's ein Echo
Aus der hohlen Felsenbrust!

Nennt ihr Leben dieses Wesen?
Leben zu des Schöpfers Dank?
Ohne Liebe ist's ein Athmen
An des Daseyns Ruderbank!

Wo nicht Lieb' ist, ist nicht Frühling,
Seele nicht und Wärme nicht;
Körper ist es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angesicht,

Augenapfel, Augenlieder,
Lächeln, Blicken allerwärts,
Doch im Bildniß wohnt kein Frühling,
Und im Grunde liegt kein Herz.

Mißmuthsspiegel des Lebens.

Leben, du bist gar so fad,
Und die Lebenden noch fader!
Was geschieht, ist keine That,
Krieg und Kampf ist nicht, nur Hader!
Spannung giebt's, doch blos als Krampf,
Aus Verdorbenheit der Säfte;
Flamme ist es nicht, blos Dampf,
Mächte sind's, doch keine Kräfte;
Freiheit schützen Schwindler vor,
Sich mit Frechheit zu beweiben,
Greifen nach dem Tricolor,
Weil es bunt ist, wie ihr Treiben!
Dorten macht von seinem Thron
Ein Monarch wohl gar der Kutscher,
Doch das Band der Ehrenlegion
Zieret dafür seinen Kutscher!
Dort plombiret ein Regent
Das Gehirn der Unterthanen,
Hier als Menschen man erkennt
Nur die Sprößlinge von Ahnen!

Hier schlägt man für Griechen sich,
Wenn sie alle sind erschlagen,
Thut dafür ganz frömmiglich
Millionen heim sich tragen!
Dorten wird das feste Land
Stets nur pfundweis' abgeschlachtet,
Pfeffer, Zimmt und Seidenband
Als das Höchste nur betrachtet!
Dort auf dem Professorstuhl
Philosophen uns belehren,
Wie man soll den Höllenpfuhl
Mysticismus stets verehren!
Hohe Hallen hat die Kunst,
Doch die Künstler darben,
Wangen decket bleicher Dunst,
Doch die Wand hat Farben!
Presse, du bist doch noch frei,
Nur die Schreiber sitzen!
Das geschieht nur nebenbei,
Da sie sich nicht erhitzen!
Toleranz ist auch zu Haus
Ueberall, man darf nur puhsten:
Wagt sich aber nicht heraus,
Sie bekäme sonst den Husten!
Eilpost ist nun dort und da,
Nah' sind Länder sich und Meere,

Darum geht uns das nur nah',
Was recht weit aus unſ'rer Sphäre!
Sterne heftet man auf's Herz
Dunkelheit iſt d'rin ergoſſen,
Schlüſſel trägt man hinterwärts,
Vorn iſt man verſchloſſen!
Ritter wird ein Mann genannt,
Der den Sporn im Kopfe,
Der verdankt ſein Ehrenband
Seinem Küchentopfe!
Freundſchaft iſt in edler Kraft
Nirgends mehr zu Hauſe,
Sie geht bloß als Brüderſchaft
Beim Traiteur zum Schmauſe!
Liebe iſt von alter Spur,
Gut für Glyptotheken,
Unſ're Mädchen ſuchen nur
Gold'ne Hypotheken!
Treue wird nicht mehr geſchätzt
Wie man einſt vernommen,
Deßhalb iſt ſie auch zuletzt
Auf den Hund gekommen!
Leben, Leben, du biſt fad,
Und die Lebenden noch fader,
Fad iſt deine Friedensſaat,
Und nicht minder iſt's dein Hader!

Herzens-Einsatz.

An Caroline.

O sag', wo setz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen sein?
Ich hab's gesetzt an dein Angesicht,
Voll Anmuth und lieblicher Milde,
Sein reizendes wonniges Mayenlicht
Bezähmte das Herz mir, das wilde;
Doch in dem Gesichte so zart und so fein,
Da blüht nicht der Liebe süßsonniger Schein,
Da setz ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O sag', wo setz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen sein?
Ich hab' es gesetzt an den süßen Strahl,
Der freundlich vom Auge Dir thauet;
Ich hab' ihn getrunken all' allzumal,
Wo ich nur dein Auge erschauet;
Doch in den verführerisch göttlichen Schein
Da leuchtet kein Strahl der Empfindung hinein,
Da setz ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O sag', wo setz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen sein?
Ich hab' es gesetzt an dein Grübchen am Kinn,
Von Grazien lieblich umgaukelt,
In dem sich beständig im schalkhaften Sinn
Ein sinniges Lächeln nur schaukelt;
Jedoch in die Grübchen, so reizend und klein,
Da drückte noch Amor den Pfeil nicht hinein,
Da setz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O sag', wo setz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen sein?
Ich hab' es gesetzt an den innigen Klang
Der Worte vom rosigen Munde,
Des Wohllaut wie himmlischer Liedergesang
In kirchlicher, heiliger Runde;
Jedoch in den Worten so tonvoll und rein,
Da tönt nicht der Liebe gefühlvolles Sein,
Da setz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

O sag', wo setz' ich mein Herz denn ein,
Auf daß es mög' geborgen seyn?
Ich setz' es tief ein in das klagende Lied,
Ich setz' es tief ein in die Saiten,
Es wird der Gesang, der zum Ohre Dir zieht,

Vielleicht in die Seele Dir gleiten;
Und wie auch dein Herze mir Liebe vernein',
Im Liede wird Tröstung aus Schmerzen und Pein,
Da setz' ich mein Herzblut auf ewig nun ein!

Genesung.

An Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Hildegarde.

Die zarte Knospe, die dem holden Tag
Noch süßverschämt die Blätter nicht erschlossen,
Die halbversteckt im Blattgeflechte lag,
Umspielt vom Kranz der blühenden Genossen,
Ward angeregt vom Herbst, der Busch und Strauch
Versengt mit seiner kalten Lüfte Hauch.

Zur Erde sinkt ihr kleines Rosenhaupt,
Als trüg's nicht mehr der zarte Blumenstengel;
Doch Baum und Strauch, und Alles, was belaubt,
Bekam vom Himmel einen eig'nen Engel;
Ein Engel, der in Blumen aller Art
Das Leben bis zum Frühling aufbewahrt.

So auch der Winter rauh ergriffen hat
Dein Knospendaseyn, Königliche Rose!
Zusammen zog das Leben sich im Blatt,
Wie, rauhberührt, die zärtliche Mimose;
Verglommen war auf Deinem Angesicht,
Das Knospen-Frühroth und das Rosenlicht!

Doch einen Engel hatte, reizend Kind,
Der Himmel an der Mutter Dir gegeben;
Aus ihrem treuen Mutterauge rinnt
Der Thränenthau auf Dein verwelkend Leben,
Und dieser Thau, der zärtlich Dich benetzt,
Hat Dich erquickt, gelabet und gelezt!

Und Gott ist Mutterbitten doppelt mild,
Wenn für das Kind sie Gnade will erflehen;
Denn in dem Himmel selbst ist ja kein Bild,
Kein Heiliger's, kein Heheres zu sehen,
Als eine Mutter, mildiglich gesinnt,
Auf zartem Schoos das engelreine Kind.

So bist Du nun genesen ganz und frisch,
Vom Himmel kam die göttliche Gewährung;
Im Schwesterkranze an dem Weihnachtstisch
Des heil'gen Christes theuerste Bescheerung;
Am Lebensbaum voll Blumen und voll Licht,
Fehlt, Gott sey Dank! das kleinste Zweiglein nicht!

Das schöne Paar.

Der Tag, das ist ein schöner Mann!
Er schauet uns so freundlich an,
Aus seinen hellen Augen bricht
Ein herzerquickend süßes Licht;
Er breitet seine Arme aus,
Umfängt damit das Erdenhaus,
Wohin sein leichter Fuß nur tritt,
Bringt er ein frohes Leben mit!

Die Nacht, das ist ein schönes Weib!
Ein Schleier wallt um ihren Leib;
Aus ihren dunklen Augen quillt
Ein Trösterblick, so sanft und mild;
Sie nimmt uns sachte in den Arm,
Entbindet uns von Sorg' und Harm,
Beschwichtigt Herz und auch Gemüth
Mit einem süßen Schlummerlied!

Der Tag, das ist ein starker Mann!
Das Haupt erhoben himmelan,
Beleuchtet er mit seinem Strahl
Den Wald, den Fluß, den Berg, das Thal;
Aus seiner männlich starken Brust
Entspringt der Schöpfung frohe Lust;
Und was sein Strahl nur immer schafft,
Gedeiht in voller Manneskraft!

Die Nacht, das ist ein starkes Weib!
Sie fesselt heimlich Seel' und Leib,
Es wallt herab wie ein Talar
Von ihrem Haupt das schwarze Haar,
Sie wickelt Schmerz und Leid und Pein
In ihre weichen Locken ein,
Und nimmt von dem, den sie umfaßt,
Des Tages drückend schwere Last.

Der Tag, das ist ein milder Mann!
Blickt lieblich auch den Bettler an,
Nickt in des Armen Stübchen klein,
Mit seinem Haupt zum Gruß hinein;
Begleitet viele Stunden lang
Den Pilger treu auf seinem Gang;
Und schüttet aus der milden Hand
Sein Gold aus über Saat und Land.

Die Nacht, das ist ein mildes Weib!
Um ihren weichen Sammetleib
Fließt zart herab ein einfach Kleid,
Voll Demuth und Bescheidenheit.
Darum erschließen mildiglich
Ihr alle Herzen innig sich;
Was Jeder hat ganz heimlich vor,
Das sagt er ihr vertraut in's Ohr.

Der Tag ist ein verliebter Mann!
Der schaut so keck die Mädchen an,
Durch Busentuch und Flor und Hut
Dringt seine heiße Liebesgluth;
Er küßt mit seinem Augenstrahl
Wohl tausend Wangen auf einmal,
Und grad' die allerzart'ste Haut
Verräth den Punkt, den er geschaut!

Die Nacht ist ein verliebtes Weib!
Im dunkeln wallt ihr schöner Leib,
Sie schaut mit Sternen-Aeugelein
So bittend und geschämig d'rein,
Und aus dem dunkeln Wimper lang,
Da blinzelt sie oft stundenlang,
Und wem sie will so buhlend nah'n,
Dem ist's sogleich wie angethan!

Ja Tag und Nacht, das ist ein Paar!
Die lieben sich seit ew'ge Jahr;
Tritt sie des Abends bei ihm ein,
Küßt er sie sanft im Dämmerschein;
Wenn er des Morgens von ihr schleicht,
Ein süßes Küßchen sie ihm reicht,
Und allemal zur selben Stund'
Küßt Tag und Nacht sich treu den Mund!

Die männlichen und weiblichen Gäste.

Drei weibliche Gäste im menschlichen Herzen,
Die kann man auf ewig sich leichtlich verscherzen;
Drei männliche Gäste auch ziehen da ein,
Du wirfst sie hinaus und doch kommen sie 'rein!

Die Liebe naht, geschäftig überbauet
Dein Leben sie mit Blumen und mit Duft;
Wie leichter Aether schmelzend niederthaut
Durch eines Blüthenhaines Morgenluft.
Zum Tempel macht sie deine Herzens-Zelle,
Und deine Brust zum reinen Heiligthum,
Es fluthet deines Blutes rothe Welle
In deinen Adern leicht und rasch herum;
Doch einmal nur kann Dich das Hochentzücken,
Das Glück der Liebe einmal nur beglücken;
Wenn Liebe einmal aus der Brust entflieht,
Sie nimmermehr so rein zurück mehr zieht!

Die Unschuld, diese zarte Seelenblüthe,
Von keinem rauhen Odem noch berührt,
Dieses sorgenlose Kindsein vom Gemüthe,
Das weder spricht, noch weint, und dennoch rührt;

Wie eine Jungfrau wohnt sie, eingezogen,
Und heilig wirkend wie das Zehngeboth,
Sie schaut bescheiden aus den Augen-Bogen,
Und spricht verschämt im zarten Wangenroth;
Sie ruht wie Goldstaub auf der Seele Fittig,
So glänzend rein und klar und zart und sittig!
Wird sie entweiht von einem einz'gen Blick,
Entfliehet sie und kehret nie zurück!

Die Schaam, der Unschuld treue Zwillingsschwester,
Sie windet reizend jedes Herzensband,
Der Liebe bindet sie die Schwingen fester,
Wenn sie mit leiser Gluth sich zu ihr fand;
Sie wohnt im zarten Bug der Augenlieder,
Und in der Lippe wundersamen Bug;
Im Klang des Wortes findest Du sie wieder,
Und in des halben Blickes Zauberflug.
Im Druck der Hand fühlst Du sie magisch beben,
Und in dem Kuß ihr süßes Widerstreben;
Doch wenn Du roh sie fassest, unbewußt,
Entflieht auf ewig sie aus deiner Brust!

Der Haß versucht zu Flammen anzublasen
Das Herz und was es sonst umfaßt mit Lust,
Als gält' es Berge glühend zu verglasen,
So facht er an die leicht entbrannte Brust;

Er trägt geschäftig Brennstoff stets zusammen,
Aus Argwohn, Wink und Wort und Blick und That;
Er nährt mit gift'gem Hauch die lohe Flammen
Von Morgens frühe bis am Abend spat;
Und an dem Spieß der Leidenschaften wendet
Er seinen Braten um, der niemals endet!
Und wirfst Du tausendmal den Haß hinaus,
Er kehrt Dir tausendmal zurück in's Haus!

Der Zorn, der heiße Krebs, der rothgekochte,
Der aus dem Antlitz seine Scheeren steckt,
Wenn er so lang in deinen Adern pochte
Bis er das wilde Blut Dir aufgeleckt;
Er faßt Dich an und schleudert von der Höhe
Der Menschheit Dich hinab, zum wilden Thier;
Die Sinne schreien selber ach und wehe,
Weil Du sie so verwilderst selbst in Dir.
Er stürmt heran wie die empörte Welle
Und reißt Dich hin in grauser Blitzesschnelle;
Und wirfst Du hinaus ihn tausendmal zur Thür,
Er kehrt erneuert ein, in wilder Gier!

Der Neid, der Alp der schwer, mit stummem Drücken,
Sich auf die Brust des Menschen brütend setzt,
Der an des Nächsten Glück, an sein Entzücken
Den Wolfszahn seiner heißen Gierde wetzt;

Der Nimmersatt, der ewig frißt und hungert,
An fremdem Tisch nur stets zu Gaste geht,
Nach fremden Eigenthum begierig lungert,
An fremdem Glück als hag're Schildwacht steht;
Der Vampyr, der mit unverwandten Augen,
Das fremde Glück zu todt versucht zu saugen,
Der Neid wird Abends oft von Dir verjagt,
Und kehrt zurück noch eh' der Morgen tagt.

Lieder an Caroline.

1.

Bei Uebersendung meiner Gedichte.

Lina, kommen diese Lieder
Einstens wieder Dir zur Hand,
Sitze zum Klaviere nieder,
Wo der Freund einst bei Dir stand.
Goethe.

Aus dem innersten Gemüthe,
Wo bei Liebes-Sonnenlicht,
Liederklang und Liederblüthe
Aus des Schweigens Knospe bricht;
Aus der tiefsten Herzensquelle,
Die auf ihrer reinen Fluth
Niederstrahlt die Sonnenstelle,
Treuer Liebe Himmelsgluth,
Ewig wogend auf und nieder,
Lina, kommen diese Lieder!

Wenn ich einst aus Erdenschwüle,
Aus des Lebens Sonnenbrand,

Eingethan in stille Kühle
Diesem Daseyn mich entwand;
Dann, in Hespers Lichtgefieder,
Wenn der Tag zu Rüste geht,
Nimm, o Lina, diese Lieder,
Die mein Geist Dir zugeweht
Als mein Herz sich zu Dir fand,
Einstens wieder Dir zur Hand!

Starb Dir auch der Freund hienieden,
Lebt er Dir doch im Gesang,
Und Du findest deinen Frieden
In des Freundes Liederklang.
Nimm das Lied, das er gesungen
Als dein Lieben ihm getagt,
Und das Lied, das ihm entklungen
Als er schmerzlich Dir entsagt,
Und im Geiste dieser Lieder
Sitze zum Klaviere nieder!

Laß die Hand hinübergleiten
Ueber dieses Tongefild,
Wo der Klänge Wechselstreiten
Lust und Leid so reich entquillt;
Und dein Aug, das thränenhelle,

Schau' mit seinem Wehmuthsblick
Auf die jungverwaiste Stelle
Neben deinem Stuhl zurück,
Wo, in Sehnsucht festgebannt,
Wo der Freund einst bei Dir stand!

2.

Mondschein-Ständchen.

Lina leuchtet an dem Fenster,
Luna leuchtet in dem Blau;
Ob ich zu der holden Lina,
Ob zur holden Luna schau?
Ob es Lina's, ob es Luna's Licht,
Ach, ich weiß es selber nicht!

Lockt mich Lina, deren Anmuth
Ihren Strahl vom Fenster senkt?
Lockt mich Luna, die so milde
An dem blauen Zelte hängt?
Locket Lina, locket Luna mich,
Oder locken alle beide mich?

Süße Lina schau herunter,
Schon ein Stündchen wart' ich hier!

Süße Luna, Du kannst's wissen,
Künd' es freundlich doch nun ihr,
Rufe Luna Lina her,
Sag' ihr, daß ich hier schon wär!

Holde Lina, sprich hernieder,
Nur ein Wörtchen, nur ein ach!
Holde Luna, sag' nichts wieder,
Denn die Nachbarsleut' sind wach!
O verathe, Luna, treulos nicht,
Daß jetzt Lina mit mir spricht.

Lina, bist jetzt doppelt lieblich,
Jetzt, so Luna Dich bestrahlt;
Luna, bist jetzt zweifach milde,
Weil sich Lina in Dir mahlt;
Lina, Luna, schwesterlich
Küssen eure Strahlen sich!

Bleibe, Lina, noch ein Weilchen,
Eilest Du von hinnen schon?
Eilet Luna auch von hinnen,
Ihrer harrt Endymion!
Luna muß von hinnen gehen,
Du, o Lina, bleibe stehen!

Nun Ade, o meine Lina,
Gruß und Kuß und süßes Wort!

Nun Ade, Du gute Luna,
Schreite rasch zum Liebsten fort;
Morgen Nacht, o Liebchen sag',
Morgen Nacht ist auch ein Tag.

Luſt in Thränen.

Wer nie die Seligkeit
Der Thräne hat erkannt,
Wenn ſie bei Luſt und Leid
Im feuchten Auge ſtand;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wer nie auf Mutterhand
Die Thräne hat geweint,
Wenn Alles ihn verkannt,
Wenn Alles ihm verneint;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie vom Wimper-Rand
Die klare Thräne rann,
Wenn er die treue Hand
Der Liebe ſich gewann;
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt,
Der weiß es nicht wie ſüß ſie iſt!

Wem nie bei Sehnsuchtspein
Nach dem geliebten Bild,
Die Thräne himmelsrein
Das Auge je gefüllt;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem nie vor dem Altar',
Bei Andacht inniglich;
Die Thräne leis' und klar
Das Augenlied beschlich;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem nie des Schicksals Macht
Das Leben so verletzt,
Daß er die halbe Nacht
An Thränen sich gelezt;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie nach Trennungsqual
Die Holde wieder sieht,
Wenn in dem Licht-Oval
Die Thräne ihr erblüht;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie im schwerem Streit
Dem Glücke still entsagt,
Und es zum Trost im Leid
Der Thräne wieder sagt;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer niemals im Gebet,
Wenn ihm was Liebes krank,
Und er am Bette steht,
Das Salz der Thräne trank;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem niemals auf den Brief,
Den ihm die Holde schrieb,
Die Thrän' herunterlief,
Und auf den Zeilen blieb;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie ein eignes Kind
Um seine Tage sieht,
Mit Thränen es gewinnt,
Mit Thränen es erzieht;
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer niemals auf die Knie
Vor Gott sich niederwirft,
Und bei des Lebens Müh'
Die Thräne niederschlürft!
Der weiß es nicht wie süß sie ist,
Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Sehnsucht.

An einem treuen Herzen liegen
Möcht' ich nur eine Stunde lang;
Um einen treuen Hals mich schmiegen,
Mit meinem Wesen krank und bang;
Auf treuer Schulter eine Stunde
Ausströmen lassen meine Wunde!

Auf eine treue Hand mich bücken
Möcht' ich zur wehmuthsvollen Stund';
Die Finger, die mich liebend drücken,
Hinführen an den heißen Mund;
Und an der Pulse leisen Schlägen
Die kummervolle Stirne legen!

In ein getreues Auge blicken
Möcht' gar zu gern ich wohl einmal;
Das Herzblatt mit dem Thau erquicken,
Aus treuer Augen süßem Strahl;
Nur einmal treue Augenlieder
Berühren mit den Lippen wieder!

An treuen Lippen möcht' ich liegen
In eines Kusses feuchter Gluth,
Wenn sich die Herzen selig wiegen
Auf süßer Küsse Ebb' und Fluth;
Wenn das Geständniß sie verweigert,
Und sich der Kuß zum Worte steigert!

An treuer Brust nur möcht' ich weinen,
Ach, aus mich weinen insgeheim!
Wenn treue Thränen ihr sich einen,
Ist Thräne süß wie Honigseim!
Und Himmelsluft ist zu genießen
Wo zwei Paar Augen überfließen!

Im treuen Arm möcht' ich vergehen,
Vergehen gern schon jetzt, gleich jetzt;
Ein treues Antlitz um mich sehen,
Wenn schon der Tod den Blick zersetzt;
Den letzten Seufzer dann im Leben
Dem treuen Herzen wiedergeben!

Gegensätze.

An Caroline.

Sie war so mild, so feierlich war er,
Und Alle winkten uns mit süßen Blicken;
Die Holde trat so mild, so schmiegsam her,
Der Abend schien uns sorgsam zu umstricken;
Und alle Sterne aus dem Aethermeer
Sie schienen liebermuthigend zu nicken;
Ich aber kniete hin, von Wonnen übergossen,
Weil er und sie und Alle mich umschlossen!

Sie war beredt, und er war schweigsam still,
Und Alle schienen Liebeswort' zu flüstern;
Die Holde sprach, weil sprechen Liebe will,
Der Abend wollte sorgsam uns umdüstern;
Und alle Sterne, klar in Lichtesfüll',
Sie schwatzten mit dem Blinzelblick so lüstern;
Ich aber stand vom Irdischen gereinigt,
Weil sie, er, Alle keusch um mich vereinigt!

Sie war so warm, er war so lieblich kühl,
Und alle gossen Flammen in das Feuer;
Die Holde war so herz- und liebeschwül;
Der Abend floß um uns, ein kühler Schleier;
Und alle Sterne auf dem blauen Pfühl,
Sie trugen Opferflammen her zur Feier;
Ich aber fühlt' es klar wie Gottes Einheit,
Daß sie, er, Alle leuchteten in Reinheit!

Sie war bewegt, er ruhig wie ein Traum,
Und Alle kreis'ten still, um aufzulauschen,
Die Holde bebt' an meiner Lippe Saum,
Der Abend wehrt den Lüften, daß sie rauschen;
Und alle Sterne horchten durch den Raum,
Wie unsre Lippen die Gedanken tauschen;
Ich aber war beglückt und froh betheiligt,
Denn sie, er, Alle waren mir geheiligt!

Sie war so blaß, so geisterbleich war er,
Und Alle schienen trostlos auf uns nieder,
Die Holde weint, und Abschiedsthrän' schmerzt sehr!
Der Abend sprach: „Ihr seht euch nimmer wieder!"
Und alle Sterne, wie am Grab umher,
Sie senkten ihre Leichenfackel nieder!
Ich aber küßte still die nasse Wange,
Und ging hinweg zum finstern Lebensgange.

Zu jedem Abend geh' ich nun hinaus,
Und frage weinend: „ist sie mitgekommen?"
Und alle Sterne frag' ich weinend aus:
„Habt ihr die Holde wirklich mir genommen?"
Den Abend möcht' ich schicken in ihr Haus,
Um zu erfahren, ob sie schmerzbeklommen;
Und alle Sterne möcht' ich zu ihr senden,
Um ihren Traum auf meine Lieb' zu wenden!

Wechsel in Jahreszeiten.

An Caroline.

Der Sommer kam, des Lebens gold'ner Baum
Stand vor mir da in seinen Fruchtgezweigen,
Es färbt ein glühend Roth des Blattes Saum,
Den süßen Lasten muß der Ast sich neigen;
Die Liebesblüthe, meines Herzens Traum,
Sie schien als Frucht dem Wunsche sich zu zeigen,
Denn Dich hab' ich zum Erstenmal gesehen
Wie eine Gottheit durch das Daseyn gehen!

Da glühte und brannte
Mir rings die Natur,
Weil rings ich erkannte
Der Lieblichen Spur;
Ich suchte Erfrischung
Der glühenden Brust,
In stiller Umbüschung
Der einsamen Lust;

Doch führten die Wege
Von dort und von hier,
Es führten die Stege
Nur alle zu Dir!

Der Herbst kam, gelbe Blätter niederrauschen,
Die Erde zog ihr prächtig Ballkleid aus;
Ihr Grün muß die Natur mit Gelb vertauschen,
Mit einem Reiserkranz den Blüthenstraus;
Der Scherze und der Künste Spiel zu lauschen
Sucht man gesellig nun der Musen Haus;
Da hab' ich wieder, Hoheit! dich gesehen,
Wie eine Blume aus dem Reich der Feen!

Da war's mir so sonnig
In Herz und in Brust,
Ich schauerte wonnig
Zusammen vor Lust;
Es rieselten plötzlich,
So frisch und so hell,
Die Lieder ergötzlich
Aus innerstem Quell;
Doch führten die Lieder
Von dort und von hier,
Sie führten mich wieder,
Nur wieder zu Dir!

Der Winter kam, es war die stille Erde,
Ein schlafend Kind, mit weissem Tuch bedeckt;
Der Taumelgott erläßt sein mächtig „werde"
Im Saal wird eine neue Welt erweckt,
Der Maske Spiel ermuthigt die Geberde,
Durch leeren Trug wird Aug' und Herz geneckt,
Da hab' ich wieder, Hoheit! Dich gesehen,
Ein Göttertheil dem Sterblichen zu Lehen!

Wie war ich durchschauert!
Wie war ich entzückt!
Als ich Dich erlauert,
Als ich Dich erblickt!
Ich schickte zum Kosen
Die Dollmetscher aus,
Die freundlichen Rosen,
Den sinnigen Strauß;
Denn Blumen und Blüthen,
Von dort und von hier,
Sie brannten und glühten
Nur alle zu Dir!

Der Frühling kömmt; wie in der finstern Krippe
Das süße Kind sein freundlich Aug' erschloß,
So windet sich aus dunklem Blattgestrippe
Das Licht der neugebornen Schöpfung los;

Das Wachsthum öffnet seine Rosenlippe,
Und Pflanzen schlüpfen aus der Erde Schoos;
Mein Frühling aber mußte niedergehen,
Denn Dich, o Hoheit! soll ich nicht mehr sehen!

Die schmerzliche Trennung,
Von Dir so gewillt,
Ist Todes-Erkennung,
Ist Todes-Gebild!
Hörst Du einst ein Klingen
In deinem Gemach,
So war's das Entringen
Vom sterbenden Ach!
Ein geistig Getriebe
Von dort und von hier,
Es führet in Liebe
Mich ewig zu Dir!

Die Verlorne.

An Caroline.

Thema:

Meine Ruhe ist verschwunden,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Fühle mich an Dich gebunden,
Deinen Siegeswagen ziehen.

(Aus Königs Ludwigs Gedichten.)

Variation.

Meine Ruhe ist verschwunden,
Ruhlos schlepp' ich meine Tage,
Zähle meines Daseyns Stunden
Nur nach Thränen und nach Klage;

Und mein Frieden mußte fliehen,
Denn in jeden Puls der Ader
Fühl' ich schmerzlich ein nun ziehen
Kampf und Streit und Herzenshader!

Fühle mich an Dich gebunden
Mit geheimen Zauberwalten,
Dich hab' ich herausgefunden
Aus des Lebens Truggestalten;

Deinen Siegeswagen ziehen
War das Höchste mir des Lebens, —
Doch dem Unglück zu entfliehen
Müht die Liebe sich vergebens!

Denn ich fühl's für ew'ge Tage:
Meine Ruhe ist verschwunden,
Weil ein krankes Herz ich trage
Wird mein Leben nie gesunden;

Weil mein Lieben mußte weichen,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Seh' ich farblos mir erbleichen
Alle Lebens-Phantasien!

Doch ich fühl' für hier und dorten,
Fühle mich an Dich gebunden!
In den Blicken, in den Worten
Hast Du mich stets treu gefunden;

Darum will ich all mein Leben
Deinen Siegeswagen ziehen,
Nach Dir ringen, nach Dir ſtreben,
Nach Dir richten all mein Mühen.

Nimmer kann ich mehr geſunden,
Nimmer ſtillt ſich meine Klage,
Meine Ruhe iſt verſchwunden,
Und der Inhalt meiner Tage.

Meine Lieder mußten ziehen
Aus der hart zerriſſ'nen Leyer,
Und mein Frieden mußte fliehen
Aus des Herzens ſtiller Feier.

Sterbend ſchon an Schmerzenswunden
Fühl' ich mich Dir heiß gewogen,
Fühle mich an Dich gebunden,
Fühle mich zu Dir gezogen.

Fühle Kraft nicht zu entfliehen,
Fühle, daß ich ſtets will wollen
Deinen Siegeswagen ziehen,
Bis die Tage niederrollen.

Fühle daß ich nimmer werde
Meiner süßen Lieb' entwunden,
Fühle daß für diese Erde
Meine Ruhe ist verschwunden!

Fühle daß nur Du den Horen
Meines Seyns den Reiz verliehen,
Daß ich ohne Dich verloren,
Und mein Frieden mußte fliehen.

Fühle mich in allen Räumen,
Fühle mich in Musestunden,
Fühle mich in süßen Träumen,
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle daß ich Dich muß bitten,
Weinend bitten auf den Knien;
„Laß mich, bis ich ausgelitten,
Deinen Siegeswagen ziehen!"

Deinen Siegeswagen ziehen
Alle meine Herzgedanken,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Weil durch deines Herzens Schwanken

Meine Ruhe ist verschwunden,
Weil ich trotz dem Zweifeln, Wanken,
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle mich an Dich gebunden!
Will wie Epheu Dich umranken,
Und in Worten, in Gedanken
Deinen Siegeswagen ziehen!
Meine Ruhe ist verschwunden,
Denn mein Auge mußt' erkranken,
Und mein Frieden mußte fliehen,
Weil mir deine Augen sanken,
Wo die meinen Strahlen tranken!

Deinen Siegeswagen ziehen
Will ich bis an's Lebens-Ende,
Und mein Frieden mußt' entfliehen,
Daß nur Fried' zu Dir sich wende;
Meine Ruhe ist verschwunden,
Deine nur will ich bewahren,
Fühle mich an Dich gebunden,
Doch Du selbst kannst frei verfahren!

Launige Gedichte.

Kißinger Becherlied.

Introduktion.

Ihr Schönen, erhebt euch vom seidenen Kissen,
Ihr werdet beim Brunnen den Schlummer nicht missen;
Die Sonne begrüßt euch mit freundlichem Strahl,
Sie lockt euch hinaus in das duftende Thal;
Im üppigsten Teppich die Berge schon prangen,
Sie wollten mit Weihrauch euch festlich empfangen,
Der Quelle entsprudelt das brausende Gas,
Gesundheit entblicket dem perlenden Glas,
D'rum eilet zur Quelle ihr lieblichen Zecher,
Die Muse kredenzt euch die schäumenden Becher.

1.

Den schönsten Morgen, froh und gut,
Zum „ersten Becher" dieser Fluth!
O setzt ihn an den holden Mund,
Und leeret ihn bis auf den Grund,
Er bringe auch das höchste Gut,
„Gesundheit," „Kraft" und „frisches Blut;"
Wie hoch das Gas im Becher kreis't!
Des beste Gas: „Gesundheit" heißt!

2.

Den schönsten Morgen, froh und gut,
Zum „zweiten Becher" dieser Fluth!
O trinket doch recht gierig d'raus,
Der „Fröhlichkeit" bring' ich ihn aus;
Die Fröhlichkeit ist, was man heißt,
Gesund auch seyn an Herz und Geist;
Aus jeder Lebensleidenschaft
Die „Kohlensäure" fortgeschaft.

3.

Den schönsten Morgen, froh und gut,
Zum „dritten Becher" dieser Fluth!
Der launenhaften Gottheit itzt,
Dem „Glücke" dieser Becher blitzt.

Es sprudle auch des Glückes Quell
Wie diese hier, so voll und hell,
Und bringe euch statt Eisen, Stahl,
Nur Gold und edles „Mineral!“

4.

Den schönsten Morgen, froh und gut,
Zum „vierten Becher“ dieser Fluth!
Der Becher schäumt in hoher Pracht,
Der „Liebe“ sey er dargebracht!
O, hör' uns doch, du Liebesgott!
Du wirst ja stets beim Becher flott;
In dieser Fluth dein Stoff auch kreis't,
Denn Liebe ist ja Phosphorgeist!

5.

Den schönsten Morgen, froh und gut,
Zum „fünften Becher“ dieser Fluth!
Der Becher schimmert hell und klar,
Ich bring' der „Freundschaft“ nun ihn dar!
Bedachtsam trinket, nicht in Flug,
Ihr thut nunmehr den schönsten Zug.
Wenn alles flüchtig von uns läßt,
Bleibt der Bestandtheil ewig fest!

6.

Den schönsten Morgen, froh und gut,
Zum „sechsten Becher„ dieser Fluth!
Mit Wehmuth soll er ringsumgeh'n,
Der Becher heißet „Wiederseh'n!"
Nun reicht die Hand zum Becher auch,
Es perl't im Glas' und in dem Aug',
Nur „Wiedersehen," so erschallt's,
Versüßt des Scheidens Bittersalz!

7.

Dem Sänger auch, ihr Frauen hold,
Den „kleinsten Becher" freundlich zollt;
Nur füllet ihn mit eig'ner Hand,
Die Lippen setzt erst an den Rand,
Kredenzt ihn dann mit süßem Blick,
Daß er den Sänger süß erquick',
Dann geht ihm Sang und Liederei,
Von Herz und Leber leicht und frei!

Der gute Freund.

In freien Versen.

Ach wie haben mich alle Menschen lieb!
Und sie lesen was ich schreib und schrieb;
Und sie loben, hätscheln mich gar sehr;
Grüßen, nicken über kreuz und quer,
Finden mich charmant und lieb und gut;
Geistreich, witzig und ein frohes Blut;
Sie erweisen mir so viel Lieb' und Ehr,
Daß ich oft schon fast verhungert wär'!

Manch vornehmer, adelicher Mann
Nahm sich meiner ganz im Ernste an;
Das will so sagen: wenn man von mir sprach,
Sagte er mir grad nichts Schlechtes nach;
Reichte mir gar oft die noble Hand,
Rühmte wohl auch meinen scharfen Verstand;
Kurz die Vornehmen hielten mich so sehr in Ehr',
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Einmal kam sogar ein Millionär,
Sagte, ich wär' unterhaltlich sehr!
Mußte mit ihm oft spazieren geh'n,
Mußt' mit ihm oft die Stadt beseh'n;
Konnte ohne mich fast gar nicht seyn,
Schickt mir sogar eine Flasche Wein!
Kurz er nannte mich stets nur: „mon frère!"
So daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Wieder kam ein Mann aus Israel,
Ein Banquier! Ein Geldsack ohne Fehl!
„Was der Mann ist?" — schrie er — „wie heißt?
's ist ein Mann von Witz, ein feiner Geist,
Steht doch alle Tag auf meinem Tisch
Wahrlich frei ihm Supp und Fleisch und Fisch!"
Kurz der Jud liebt mich: „Was ist dermehr!"
So daß ich schon wieder bald verhungert wär'!

Kam ein Fürst, er kam ich weiß nicht wie;
Nannte mich ein einziges Genie,
Reis'te mit ihm in der Welt herum,
Nahm mir manchen scharfen Witz nicht krumm;
Fragte oft mich: Wer? und Wie? und Was?
Sprach ganz huldvoll über dieß und das;
Kurz der Fürst liebt' dito mich so sehr,
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Endlich kam ein Mann, ganz einfach, schlicht,
Dem es selbst an Geld und Rang gebricht,
Sonst ein braver, ein gescheidter Mann,
Zeigte mir, was doch der Mensch wohl kann;
Steht mir bei, verschafft mir Speis' und Trank
Fordert weder Schmeichelwort noch Dank;
Und ich selbsten bin der brave Mann!
O! den halt' ich fest so lang ich kann!

Blumen Blätter und Mimosen

aus

Moritz-Ruh.

Verschiedene Empfindungen an einem Orte.

1.

Der Morgenfreund.

Wie der Morgen, herrlich anzuschauen,
Aus dem Himmel in das Herz mir lacht,
Die Natur ist gleich den schönen Frauen,
Doppelt reizend stets wenn sie erwacht,
Und das Kleid von Roth wallt üppig nieder,
Um den Reiz der jugendlichen Glieder!

Und den Reiz der jugendlichen Glieder
Trägt Natur, die herrliche, zur Schau,
Jede Rose sprengt das grüne Knospenmieder,
Badet rosig sich im frischer Morgenthau,
Bäume schauen in des Sees Becken;
Um ihre Blätterhaar zurecht zu stecken.

Um ihr Blätterhaar zurecht zu ſtecken,
Schauen Bäume in die Spiegelfluth,
Um das ſüße Koſen zu erwecken,
Das in dieſer Welle ſäuſeln ruht;
Rings herum entſteht ein neues Leben,
Dem ich Herz und Sinn nun will ergeben.

2.

Der Gewöhnliche.

Wie ſo ſchön iſt's und paſſabel kühl,
Hier kann man doch ruhen noch und ſitzen,
Etwas Menſchen, aber kein Gewühl,
Man kann ſich bewegen ohne Schwitzen.

Angenehm iſt die Natur allhier,
Und die Zweige ganz vertraulich winken,
Ja ich trink' hier eine Flaſche Bier,
Und eß' eine Portion Schinken.

3.

Der Menſchenfreſſer.

Die Natur iſt ſchön, doch mit Menſchen
Sey ſie überall voll auf geſpickt,

Menschen ohn' Natur, das laß ich gelten,
Doch Natur ohn' Menschen? die erstickt.
Ein Baum ist schön, wenn in seinem Schatten
Still ein Weibchen sitzt und strickt.
O die Luft ist süß, wenn ein Bursche
Seinen Qualen ihr entgegenschickt;
Menschen! Menschen! wenn auch nur Leute,
Das ist etwas immer das erquickt,
Man wird von den Hauben, Augen, Hüten,
Doch bewinkt, beguckt, beschaut, benickt,
Ja Natur du bist mein steter Braten,
Doch mit Menschen sey mir stets gespickt.

4.

Der Alleingeher.

Seyd mir gegrüßt ihr schönen Decken,
Du blaue über, grüne unter mir!
Seyd mir gegrüßt ihr grünen Jaspishecken,
Sey mir gegrüßt du luftiges Revier;
Doch da kommen Menschen! — wie die Schnecken
Kriecht doch das Gewürm dort und hier,
Kaum kann man die Nase auswärts stecken,

Trifft man stets das menschliche Gethier!
Wie sie grätschen und die Beine strecken,
Bald der Michel dort und bald die Grete hier;
Wie sie näseln, zirpen, ziscHeIn, ächzen, quäcken,
Und ihr Entzweck? ach, gestockte Milch und Bier!

5.

Der ewige Sucher.

Nun komm' ich grad' von Neuberghausen,
Dort fand ich kein bekannt Gesicht.
Bin auch in Tivoli gewesen,
Auch dort fand ich Bekannte nicht.
Im Thurm und in der ganzen Runde,
Sieht man kein einzig Frauenbild;
Bin nun zum Abbt hieher gelaufen,
Doch auch hier ist es nicht gefüllt;
Wo stecken doch die Frauensleute,
Auch nicht ein einzig schönes Kind!
Nun schau ich ob sie jetzt bei Reibel,
Vielleicht gar im Theater sind!

6.

Der Diätetische.

Ein Stündchen bin ich gegangen
Auf meines Doktors Verlangen,
Hier ruh' ich einige Zeit;
Hier ist von Männern und Frauen
Die schönste Auswahl zu schauen,
Das, sagt mein Doktor, zerstreut.
Hier sind die Bäume so grünlich,
Das, sagt mein Doktor, ist dienlich,
Das stärkt die Augen fürwahr;
Nach Hause geh' ich nun trabend,
Denn, sagt mein Doktor, am Abend
Bekömmt man leicht den Catharr!

7.

Der Kinderfreund.

Liebe, kleine, süße Wesen,
Kinder, heil'ges Gottestheil!

Von den Göttern auserlesen,
Daß bei euch die Unschuld weil'!
Morgensternchen dieses Lebens,
Wie erquickt mich euer Licht,
Alles Hadern meines Strebens
Schwichtiget eu'r Angesicht!
Inniglich ans Herz euch pressend
Werd' ich selber froh gesinnt,
Alles um mich her vergessend,
Bin mit Kindern ich ein Kind.
Seht nur da das Zuckerdöckchen,
Mit dem Mündchen zart gebaut,
Wie es aus den goldnen Löckchen,
Blinzelnd lieblich um sich schaut;
Wie sich nicht das zarte Bändchen
Windet durch der Locken Gold,
Sage, welch ein Elfenhändchen
Hat die Löckchen dir gerollt?
Dort ein würzig Rosenmäulchen,
Wie ein Knöspchen halb erblüht,
Und der Zähne weiße Zeilchen,
Und die Bäckchen angeglüht!
Und dieß Plaudern und dieß Fragen,
Heil'ge Einfalt und Natur!
Jedes Wörtchen, das sie sagen,
Trägt der Unschuld süße Spur.

Haltet mich nur fest umschlungen,
Haltet innig mich umfaßt,
Wehmuth kömmt in's Herz gedrungen,
Seh' ich um mich den Contrast.

8.

Der Häuschen-Bewohner.

Durch das Spiel der leichten Blätter
Blickt ihr freundlich Aug' zu mir,
Wenn ich sitze, sinnend, schreibend,
In dem kleinen Häuschen hier.

Und der Wind spielt mit den Blättern,
Wo das holde Antlitz sitzt,
Weh't zum Trotze sie zusammen,
Wenn quer durch ihr Aeuglein blitzt.

Neige dann mich hin und 'rüber,
Bis ich schau den holden Blick,
Und an ihrem halben Lächeln
Herz und Seele mir erquick.

Und die Muse, sie ertappte
Mich auf dieser stillen Jagd,
Hat zur Strafe dieß Geständniß
In die Feder mir gesagt.

Die Morgenstunde.

Guten Morgen, schöne Mädchen,
Machet auf die Fensterlädchen
An dem holden Augenpaar;
Ziehet weg die Wimperseide,
Daß ich schaue alle beide
Heiterglänzend, freundlich klar;
Mit der frühen Morgenstunde
Steht der Liebesgott im Bunde,
Morgenstund' hat Gold im Munde.

Guten Morgen, holde Mädchen,
Reißt nur ab das gold'ne Fädchen,
Das die Träume Lieblich webt;
Was es Liebliches gesponnen,
Kommt vielleicht an's Licht der Sonnen,
Wenn der Tag sein Haupt erhebt;
Möglich giebt Aurora Kunde
Von dem süßen Herzensbunde:
Morgenstund' hat Gold im Munde.

Guten Morgen, süße Mädchen,
Lasset laufen nun das Rädchen,
Fanget früh zu sprechen an;
Kann man denn sich mehr besiegen?
Habt die ganze Nacht geschwiegen!
Glaub' es, wer es glauben kann!
Sprechet frühe, daß gesunde
Jeder Mann im Erdenrunde:
Morgenstund' hat Gold im Munde.

Guten Morgen, lose Mädchen,
Guten Morgen, Musen-Mädchen,
Liebe Musen, steht nur auf;
Muß ich doch schon früh am Morgen
Für die Lesekücke sorgen,
Bringt mir frühe was zum Kauf;
Daß sich bald mein Sümmchen runde,
Wähle ich die Morgenstunde,
Morgenstund' hat Gold im Munde.

Mein encyclopädisches Mädchen.

Hinweg mit Buch und Feder,
Mit Dintfaß und mit Sand,
Mit Logik und mit Feder,
Mit Hegel und mit Kant,
Mit Hörsaal und Katheder,
Mit Tubus und Dolland,
Mit Kolben und Retorten,
Und Euler et Consorten.

Ich hab' ein Mädchen funden,
Ein lebend Lehrgedicht,
In Lilien-Sammt gebunden,
Verziert mit Rosenlicht;
Die giebt in süßen Stunden
Privat mir Unterricht;
Mich lehret ihre Neigung
Der Wissenschaft Verzweigung.

Ich lerne mit Verlangen,
Das Lesen erst der Schrift,

Die man auf ihren Wangen
Mit Rosentinte trifft;
Die Worte, die da hangen,
Sind sinniger als Swift,
Und alle die Autoren,
Im Drucke je geboren.

Mir tönt aus ihrem Munde
Musik und Harmonie;
Ihr Bau giebt mir die Kunde
Der höchsten Symmetrie;
Ihr Aug' lehrt jede Stunde
Mich schnell Astronomie;
Ihr Kuß ist Magnetismus,
Ihr Handdruck Golvanismus.

Auch das Gesetz der Schwere
Lehrt sie auf meinem Schooß;
Jedoch die höchste Lehre,
Die ich von ihr genoß,
Die ist, bei meiner Ehre,
Das höchste Erdenloos;
Sie heißt: mach' dir's zu eigen,
Von deinem Glück zu schweigen.

Theorie der Küsse.

Knechtschaft küßt zum Gruß
Sklavisch euch den Fuß;
Demuth küsset kaum
Still des Kleides Saum;
Achtung küßt galant
Fingerspitz' und Hand;
Vaterliebe, wißt,
Sanft die Stirne küßt;
Wohlgefallen zart,
Kuß für Wangen spart;
Liebe, die beglückt,
Kuß auf Lippen drückt;
Sehnsucht, still erblüht,
Küßt das Augenlied;
Gierde, keck und warm,
Küsset heiß den Arm;
Nacken, Hals und Brust,
Küßt die wilde Lust;
Was sie sonst errafft
Wuth der Leidenschaft.

Eintheilung.

Das Frühstück ist der Freundschaft hold,
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen,
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Gestimmt zum Ernste wie zum Scherzen.
Der Kopf ist hell, der Geist ist frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchschreiten,
Man sitzt zusammen und spricht dabei,
Von Leben, That und Welt und Zeiten;
Man hegt ein Plänchen fröhlich aus
Und geht sodann ans Werk hinaus!

Der Mittagstisch, genannt Dinér,
Ist stets geweiht der Etikette,
Man invitiret den Abbée,
Den Lieutnant, die Soubrette;
Man setzt sich um den runden Tisch,
Kein Mensch kennt hier den Andern;
Man ist erst stumm, fast wie der Fisch,
Der bald beginnt zu wandern.
Man schenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie, mein Bester!"
Und bittet dann den Nachbar fein:
„Ich bitte Sie um Chester!"

Dann steht man auf und küßt die Hand;
Und geht hinweg und sagt: „charmant!“
Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrod ist heilig,
Die Mutter hat es wohlbestellt,
Die Kindlein kommen eilig;
Die kleinen Bäcklein frisch und roth,
Verdoppeln sie die Schrittchen,
Ein jedes will sein Butterbrod,
Ein jedes will sein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln sie sich durch das Haus!

Das Abendessen ganz allein,
Das ist der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein,
Die Doppelflammen steigen!
Ein kleines Tischchen, zwei Couvert,
Zwei Augen wie die Veilchen;
Das Herz gefüllt, das Glas geleert;
Ein Gläschen und ein Mäulchen;
Verlöscht sodann auch wohl das Licht,
So sieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Der dritte Rang im Theater.

Der dritte Rang ist es, der mild und labend
Im Schauspielhause mich erfreut,
Wenn steif und peinlich sich am Abend
Ein abgeschmacktes Stück sich kalt erneut;
Wenn im Ballet das Gliederreißen hauset,
Wenn in der Oper gell das Ohr mir sauset.

Zum dritten Range seh mit stillem Bangen,
Ich heimlich sehnend, liebevoll hinauf;
Die Langeweile ist dann schnell vergangen,
Ein schön'res Schauspiel geht sodann mir auf,
Dort oben sitzt mit maienfrischer Wange,
Ein holdes Engelsbild vom ersten Range.

Vom dritten Range schauet mild sie nieder,
Und ringsum ist ein neues Licht erblüht!
Wenn sie den Vorgang ihrer Augenlieder
Vom süßen Auge in die Höhe zieht,
Dann zeigt ihr Aug', an dem ich magisch hange,
Ein Feenschauspiel mir vom ersten Range.

Sie lächelt sanft und alle Liebesgötter
Umarmen sich in ihrem Angesicht,
Es ist, als küßten sich zwei Rosenblätter,
Wenn sie in leiser Lippenregung spricht;
Und in dem Grübchen ihrer Frühroths-Wange
Erscheint die Anmuth mir vom ersten Range!

Am dritten Range hängen meine Blicke,
Die Holde nur allein bemerkt es kaum,
Wie ich in stiller Lust mein Sehnen schicke
Durch des Theaters matterhellten Raum;
Bis ich vom dritten Range reich empfange
Ersatz für Langeweil' vom ersten Range.

O dritter Rang! du still beneid'ter! lenke
Doch ihren milden Blick herab auf mich,
Daß einmal nur ihr Sternenaug' sich senke,
Schau' auf mich, wenn auch halb, nur inniglich!
Sey's auch ein Liebesblick vom dritten Range,
Mir dünkt er doch ein Glück vom ersten Range!

Das getheilte Zimmer.

(Der Dichter sitzt an einem Tischchen und schreibt, am andern Tische spielt man Karten.)

Wie ist mein Kopf so heiß entbrannt!
Ich kühl' die Stirne an der Wand,
Mein Herz ist voll, mein Sinn ist leer,
Mein Aug' ist feucht, die Brust ist schwer;
Vergangenheit vorüber geht
Und ruft mir zu: o du bist —

Ein Spieler am Spieltisch:

— bête!

Ich sitze matt, ich sitze still,
Zerstückt ist, was ich denken will;
Ich denk' an das, was mir verneint,
An Liebe, Vaterland und Freund,
Und wie das Glück, das schnell entwischt,
So falsch mir hat —

Ein Spieler:

— die Kart' gemischt!

Das Aug' bedeckt die Hand so hohl,
Das Finstre thut dem Unglück wohl,
Die hohle Hand um's Aug' gehüllt,
Ist eine Welt mit Licht gefüllt,
D'rin glänzt ihr Bild im leichten Schritt,
Und ruft mir zu —

Ein Spieler:

— ich geh' nicht mit!

Das Unglück ist ein starker Mann!
Es faßt den Menschen knöchern an,
Es packt ihn vorne bei der Brust,
Wo man des Fühlens sich bewußt,
Es schonet keinen ringsherum,
Nicht Einem bleibts, —

Ein Spieler:

— es geht herum.

Die Hoffnung ist ein falsches Weib,
Sie putzt heraus den eitlen Leib;
Entflammt mit Reiz und süßer Zier
Des Auges Lust, der Sinne Gier;
Mit Jedermann ist sie auf Du,
Wirft ihren Buhlerblick —

Ein Spieler:

— á tout!

Das Glück, es ist ein Jesuit,
Es nahet sich mit Heuchlerschritt,
Und lächelt aus dem Antlitz feist,
Und knixt und blinzelt, kriecht und gleißt,
Doch wirft man ihm an Busen sich,
So giebt's uns bald —

Ein Spieler:

— den letzten Stich.

Die Gunst der Großen, tiki-tak,
Sie ist ein großer Dudelsack,
Sie schreit als wär sie groß gesinnt,
Doch ist es nichts als eitel Wind,
Und wenn man sie g'rad nöthig hat,
Dann ist es nur —

Ein Spieler:

— ein schlechtes Blatt.

Die Lieb' allein ist Himmelslust,
Ein Götterstern in dunkler Brust,
Ein Engelston im Kerkerschacht,
Ein Mutterkuß in öder Nacht,
Sie ist des Menschen Hochtriumph,
Und jauchzt durch's Leben: —

Ein Spieler:

— Herz ist Trumpf!

Schattenriß eines Jesuiten.

Sehet ihr mit krummen Rücken,
Dort ein Männlein tief sich bücken,
Wenn er vor der Majestät
Oder vor den Großen steht;
Doch mit Hoffahrt dann betrachten,
Und mit Hochmuth auch verachten,
Schlichten Mann und Bürgersitt';
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr im Priesterkragen
Ihn den Blick zu Boden schlagen,
Wie er aber seitswärts schielt,
Und nach seiner Beute zielt,
Ob in ausgelegten Schlingen
Argwohnlos die Leut' sich fingen;
Spähen nach des Nachbars Schritt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr ihn grinsend lachen,
Freundlich euch den Hof wohl machen,
Drücket er ganz fein gewandt
Mit der Linken euch die Hand,

Während er mit seiner Rechten
Ins Verderben euch zu flechten
Lenket euern freien Tritt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Sehet ihr zu euren Söhnen
Oder Töchtern sich gewöhnen,
Heuchelt er dem off'nen Ohr',
Von der Seligkeit was vor,
Während er, um seinen Pfründen
Neue Güter nur zu gründen,
Auf's testiren überglitt;
Denkt: das ist ein Jesuit!

Seht ihr ihn, vom Glück umgeben,
Hoch und steif das Haupt erheben,
Bäurisch stolz und plump da steh'n,
Uebermüthig um sich seh'n,
Doch in Schicksals Ungewittern,
Beben, zagen, kriechen, zittern,
Feig versuchen Thrän' und Bitt';
Denkt: das ist ein Jesuit!

Profitons de l'occasion.

Gefängnißlied.

Man darf so vieles gar nicht sagen,
So unter Menschen auf der Welt,
Sie fasset uns sogleich beim Kragen,
Die Horcherschaar, die uns umstellt,
Selbst dieses könnt' gefährlich seyn,
Ich darf's schon sagen, ich bin allein.

Die Presse, wahrlich sie ist kritisch,
Verträgt sich mit der Freiheit nicht,
Man nennt es jetzt sogar politisch,
Wenn man von hohen Würden spricht;
Das auszusprechen fällt keinem ein,
Ich darf's schon sagen, ich bin allein.

Die Heuchlerschaar der Jesuiten,
Sie nistet sich stets fester ein,
Um anzustecken deutsche Sitten
Mit dem erlogenen Heuchelschein
Das auszusprechen brächt' wahrlich Pein,
Ich darf's schon sagen, ich bin allein.

Der Mann allein von hundert Ahnen,
Schießt in die Höhe wie der Wind,
Doch können keinen Weg sich bahnen
Die Köpfe, die viel besser sind.
Das weiß ein jeder und schweiget fein,
Ich darf's schon sagen, ich bin allein.

Der Duldung rühmt man sich vermessen,
Und wird doch nie ganz tolerant,
Man möcht' von beiden Tafeln essen,
Ruhm und Vortheil auf der Hand,
Das denket still, so groß und klein,
Ich darf's schon sagen, ich bin allein.

— — — — — — iebe,
— — — — — — uft,
— — — — — — iebe,
— — — — — — uft,
— — — — — — ein,
Ich darf's schon sagen, ich bin allein.

Das Karten-Heirathsorakel.

Die Eine freit aus Langeweile,
Die Andere, weil Papa so spricht,
Die Dritte freit aus Langeweile,
Die Vierte um ein schön Gesicht,
Die Fünfte will ein Haus nur machen,
Die Sechste will den Titel „Frau",
Die Eine, weil die Andern lachen,
Die Andre fürchtet sich vor Grau,
Die hier freit nur so aus Mode,
Die Zehnte um den ächten Shawl,
Die Eilfte grämt sich sonst zu Tode,
Die Zwölfte freit aus Herzenswahl.
Die freiet um der Leute willen,
Die Andere aus Leidenschaft,
Die Fünfzehnte aus bloßen Grillen,
Die Sechszehnte aus reiner Liebe Kraft.
Gar Manche freit nur so in Rage,
Die Andre nur das liebe Geld,
Die Eine freit die Equipage,
Die Andre, weil ihr der Mann gefällt.

Die Eine freit um zu widersprechen,
Die Andre will nur aus dem Haus,
Die Eine, weil die Schwestern lachen,
Die Andre freit in Saus und Braus;
Die Eine freit zum Trotz der Schwestern,
Die Andre freit aus Bruderqual,
Die Eine freit, um recht zu lästern,
Die Andre, weil er's Herz ihr stahl,
Die Eine freit zu leben reichlich,
Die Andre, weil sie gar zu dumm,
Gar Viele, weil es so gebräuchlich,
Die Meisten wissen selber nicht warum.

Huldigung den rothen Haaren.

Ich will dir ein Loblied singen,
Dir, du laut'res Feuerhaar!
Das vor allen andern Dingen
Ungerecht verkannt stets war!

So aus reiner Gluth gesponnen
Bringt das Haar Aurora her,
Wenn als Bothin klarer Sonnen
Sie entsteigt dem keuschen Meer.

So die Lockenfluth gekräuselt
Lächelt Thetis aus der Fluth,
Wenn von Liebe hingesäuselt
Hesper auf den Wellen ruht.

Schwarzes Haar ist mitternächtig,
Nacht, in der kein Sternlein scheint,
In dem Dunkel lauert mächtig
Amor als ein arger Feind!

Blondes Haar ist loses Schwanken
Zwischen Finsterniß und Licht,
So auch schwanken die Gedanken.
Trauet blonden Mädchen nicht!

Rothes Haar das ist entschieden!
Purpur trägt die Majestät!
Morgenröthe ist hienieden
Wo ein reiner Himmel steht!

Wie die Locken, hold entflammet,
Um den Lilien-Nacken zieh'n!
So nur zieht der Scharlachsammet,
Sich um zarten Hermelin!

Wie im Rosen-Sonnengolde
Herrlich flammt der Alpenschnee,
So das Angesicht, das holde,
In der Haare Glut ich seh!

Rothes Haar sey nur geduldig,
Denn du ziehst die Seele an;
Wie im Abendschimmer huldig
Auf der Fluth ein Silberschwan!

Neue Fibelverse für große Kinder.

A.

Die Amsel plappernd sich gefällt,
Ein Antrag ist gar bald gestellt.

B.

Der Bauer sagt dem König Schach,
Das Budget leidet große Schmach.

C.

Die Cholera macht viel Getös,
Ein Cicero ist contagiös.

D.

Die Dummheit sieget wann sie will,
Der Dudelsack macht Flöten still.

E.

Der Esel ist ein gutes Thier,
Der Ehmann seufzet für und für.

F.

Ein Faselhans der spricht Schnickschnack,
Die Freiheit sucht den Futtersack.

G.

Es schützt die Gans das Capitol,
Dem Klügsten thut Geliebte wohl.

H.

Der Hahn am Rhein schreit: „Kikeriki!"
Der deutsche Hänfling auch: „pi pi!"

J.

Dem Juden wird kein Menschenrecht,
Der Junker schindet seinen Knecht.

K.

Die Kammer muß gefeget seyn,
Die Kehrbürst macht am besten rein.

L.

Aus Lumpen wird Velinpapier,
Der Landmann dünkt ein Fürst sich schier.

M.

Die Mitgift ist das beste Gift,
Der Musketier am besten trifft.

N.

Geheim zu helfen heißt: neutral,
Das Nachtlicht nennt sich liberal.

O.

Der Ochse ist ein nützlich Thier,
Den Orden kriegt er nie dafür.

P.

Pimpernuß rollt hohl daher,
Die Plattheit heißt jetzt populär.

Q.

Ein schmaler Querstrich macht sich breit,
Der Quark dünkt sich auch recht gescheidt.

R.

Regieren ist ein harter Stein,
Das Roß will selber Reiter seyn.

S.

Der Schreckschuß macht die Welt verdreht,
Der Stumme keinen Takt versteht.

T.

Der Tagedieb ist bei Nacht honett,
Theaterleute werden fett.

U.

Der Unsinn jetzt Professor ist,
Das Unkraut wachset ohne Mist.

V.

Ein Vieh blöckt stets dem andern nach,
Das Votum giebt man ganz gemach.

W.

Vom Weiberrock kömmt Wohl und Weh,
Der Weiseste geht oft ins Klee.

Z.

Die Zeitung ist ein Krummgewächs,
Der Zwiebel sagt zum Weihrauch: schmeck's!

Lebende Volksbilder im Freien.

1.

Da sitzen die Herren und rauchen,
Und gucken in die Höh',
Da sitzen die Damen und tauchen
Den Kuchen in Kaffe.

Da scharret ein Herrchen die Füße
Und macht sein Compliment;
Die Damen erwiedern die Grüße,
Dann ist die Sach' zu End'!

Da rufen die Herren dem Hündchen,
Und rufen: Marsch! apport!"
Die Damen verziehen das Mündchen,
Und stricken gähnend fort.

Dann nehmen die Herren das Stöckchen
Und klopfen sich den Schuh;
Die Damen verschieben die Löckchen,
Und zeigen das Händchen dazu.

Da krieget ein Herrchen Courage
Und wird gar amusant,
Die Damen befürchten Blamage
Und gucken in den Sand.

Das Herrchen sagt süßlich und herbe:
„Das Wetter ist so schön!"
Die Damen erwiedern: „superbe,
Man kann's nicht schöner seh'n!"

Das Herrchen ist nun fertig,
Und setzt den Hut sich schräg;
Die Damen sitzen gewärtig
Auf's Ende vom Gespräch.

Das Herrchen schweigt aber verlegen
Und schaut zum Dach hinauf;
Die Damen, sie nehmen hingegen
Die Nadeln wieder auf.

Dann gehet das Herrchen nach Hause,
Ganz von sich selbst charmirt,
Sagt sich selbst beim fröhlichen Schmause:
„Die hab' ich amüsirt!"

2.

Der Mann und die Gemahlin
Das sind schon ihrer zwei,
Dann kommt ein Krug mit Braunem,
So sind sie ihrer drei.

Sie sitzen froh zusammen
Und sind sich selbst genug:
Die Frau schaut auf den Gatten,
Der Gatte auf den Krug.

Sie ist erfüllt von Wonne,
Er ist erfüllt von ihr,
Am End' sind alle Beide
Erfüllt vom braunen Bier.

Dann wandern sie so zärtlich
Nach ihrem Hause spät,
Und machen die Bemerkung,
Daß braunes Bier sie bläht.

3.

Da sitzen zwei Philister,
Und reißen einen Witz,
Der Eine sagt: „der Donner!“
Der And're sagt: „der Blitz!“

D'rauf lachen sie beträchtlich
Und schlagen auf den Tisch,
Und rüsten sich mit Eifer
Zum Witze, neu und frisch.

So reißen sie viel Witze
Mit Anmuth und mit Huld.
Dem Hörer nach dem Andern,
Dem reißet die Geduld!

4.

Da kommt ein glücklicher Gatte
Und glücklicher Vater dabei,
Er nahet mit seiner Familie,
Mit Kinderchen achterlei.

Sie fangen sich an zu erfreuen,
Bei saurer Milch und bei Käs',
Da schüttet der ältere Junge
Aus auf den Tisch das Gefäß.

Und Minchen hat sich das Kleidchen
Mit sau'rer Milch so befleckt,
Und Hänschen hat mit dem Höschen
In's nasse Gras sich gestreckt.

Und Lottchen zerriß ihr Schmisettchen
Das Hündchen, das sie gereizt,
Und Dorchen hat sich das Näschen
In Mutters Bajadere geschneuzt.

Und Louischen kömmt ein Stück Käse
Im Halse über die Quer,
Und Nettchen fiel sich ganz blutig
Und rennet heulend einher.

Und Malchen kneipt es im Bäuchlein,
Es klaget im steten Geschrei;
Und Anton zerschlaget dem Vater
Die herrliche Pfeife entzwei.

D'rauf werden sie, die Kleinen,
Vom Väterchen gepufft;
Er zieht auch wohl den Anton
Beim Ohre in die Luft.

D'rauf steh'n sie auf und bezahlen,
Und hängen die Kinder sich an.
Wie glücklich als Gatte und Vater,
Wie glücklich ist immer der Mann!

5.

Da kommt ein Sentimentaler,
Es ist ein zarter, blasser,
Ein feingebildeter, schmaler,
Und trinkt sein Zuckerwasser.

Er setzt sich seufzend, schmachtend,
An einen Tisch alleine,
Die Damen sanft betrachtend
Mit süßem Augenscheine.

Und streichet sich das Schöpfchen
Und seines Kragens Ende,
Und glaubt, daß jedes Köpfchen
Nach ihm allein sich wende.

Und wie er hin und wieder
So schmachtend schickt die Blitze,
Da knickt ihm plötzlich nieder
Des Vatermörders Spitze.

Da wird er roth wie Feuer,
Ihm schwinden Kopf und Sinnen,
Er zahlet seinen Dreier
Und stürzet schnell von hinnen.

6.

Da kommet ein verliebter
Ein suchender Poet;
Der stets wie ein betrübter,
Examenschüler geht.

Er geht stets nach der Mode
So zierlich und so nett,
Bald schwarz wie eine Ode,
Bald bunt wie ein Sonett.

Er sucht an allen Tischen
Nach ihrem Angesicht,
Um neu sich zu erfrischen
Zum zärtlichen Gedicht.

Da siehet er sie lauern,
Am Tischchen, ferngestellt,
Und nach der Milch, der sauern,
Ihr süßes Blicken fällt.

Da seufzt er: „ach! ihr Schemel
Möcht' ich vom Fuße seyn,
O, brockte sie als Semmel
In ihre Milch mich ein!"

D'rauf setzt er süß erschrocken
Sich gegenüber und guckt,
Und guckt, wie sie den Brocken
Aus ihrer Schüssel schluckt.

Das hat ihn so begeistert,
Er hält sich länger nicht,
Er gehet hin und kleistert
Zusammen ein Gedicht.

Die Seifenblasen.

Ein Guckkastenbild.

Seifenblasen! Seifenblasen!
Vettern! Muhmen! Tanten! Basen!
Kommt herbei! kommt herbei!
Seifenblasen! Seifenblasen! Seifenblasen allerlei!
Lirum, larum dudeldumdei.

Lirum larum dudeldumdei,
Schwebt schon in den Lüften frei,
Eine große, schöne Blase,
Eine gold'ne Wasser-Vase,
Kommet aus des Glückes Munde,
Ist so schöne, ist so runde!
Flimmert,
Schimmert,
Glinzert, glinzert in der Luft;
Glinzert, glinzert, und — zerpufft:
Lirum larum dudeldumdei,
Glück und Blase platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei
Kömmt die „Ehre“ auch herbei,
Hält so steif den stolzen Nacken,
Blas't und blas't aus vollen Backen;
Blas't die Kugel hoch hinauf,
Schwimmen bunte Farben drauf,
Schaukelt,
Gaukelt,
Wirbelt, wirbelt, und — zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Ehr' und Blase platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Kömmt der „Ruhm“ nun auch herbei,
Kömmt der lange, hag're Junge,
Blas't und blas't aus voller Lunge,
Faßt sie d'rauf mit Sonnenschein
Und mit tausend Farben ein;
Flittern,
Zittern,
Flattern in der Luft,
Flattern, bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Ruhm und Blase platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Hoffnung eilet auch herbei!

Thörin mit der falschen Palme,
Blas't aus dünnem schwachen Halme,
Blas't und blas't den Farbentraum,
Bunte Blasen in den Raum!
Schweben,
Beben,
Zittern in der Luft;
Zittern bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Blas' und Hoffnung platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Freiheit drängt sich auch herbei,
Närrin mit gemalten Wangen,
Blaset auch nach Herzverlangen,
Blaset Blasen tricolor,
Haucht sie eifrig hoch empor,
Irren,
Schwirren,
Wirren in der Luft,
Wirren bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Blas' und Freiheit platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Liebe schwebet auch herbei,

Blaſet oft 'ne ganze Stunde,
Liebesſchwüre aus dem Munde
Sind wie Seifenblaſen ganz,
Falſcher Schein giebt ihnen Glanz,
Dahlen,
Strahlen,
Täuſchen in der Luft,
Täuſchen bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Lieb' und Blaſe platzt entzwei!

Lirum larum dudeldumdei,
Treue ſchleppt ſich auch herbei,
Die Matrone, aus der Mode,
Blaſ't ſich manchmal faſt zu Tode,
Blaſ't die Schwüre aus dem Mund,
Wie die Seifenblaſen bunt,
Wanken,
Schwanken,
Treiben in der Luft,
Treiben bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Treu' und Blaſe platzt entzwei

Lirum larum dudeldumdei,
Thränen fließen auch herbei!

Sind nur kleine Seifenbläschen,
Aus den falschen Augengläschen,
Kugeln über Rosenwang,
Dauern die Sekunde lang,
Lügen,
Trügen,
Täuschen in der Luft,
Täuschen bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei!
Thrän' und Blase platzt entzwei! –

Lirum larum dudeldumdei,
Herz mein Herz, kommst Du herbei?
Reizt Dich denn noch stets und immer
Leerer Blasen leerer Schimmer?
Ehre, Ruhm und Lieb' und Treu?
Seifenblasen allerlei?
Hangen,
Prangen,
Lügen in der Luft,
Lügen bis das Ding zerpufft;
Lirum larum dudeldumdei,
Herz mein Herz so platz' entzwei!

Zeitgeist's Aschenlied.

(Volksthümlich.)

Ich bitt' euch, lieben Leut',
Ich bitt' euch, seyd gescheidt!
Ihr führt jetzt jede Stund'
Den „Zeitgeist" nur im Mund,
Ihr blas't die Kohle an,
Und legt das Holz daran;
O sagt mir, seyd so gut,
Was wird aus dieser Gluth? —
Ein Aschen! ein Aschen!

Ich geh' viel Säkulum
Als Zeitgeist schon herum;
Und stets, auf meiner Ehr',
Zog man mich hin und her,
Es nimmt ein jeder Stand
Mich feurig bei der Hand,
Doch 's Feuer lodert schnell,
Dann findet sich zur Stell':
Ein Aschen! ein Aschen!

Der König auf dem Thron,
Der sagt, er kennt mich schon;
Am Markt die Hökerfrau

Die kennt mich ganz genau;
Und Bauer, Pfaff, Soldat,
Genau erforscht mich hat;
Ein Jeder hascht nach mir,
Und findet immer schier
Ein Aschen! ein Aschen!

Die Journalisten-Schaar,
Die maltraitirt mich gar!
Sie schieben jeden Grund
Dem Zeitgeist in den Mund;
Sie schreien: „Element!
Der Zeitgeist ringsum brennt!“
Doch bleib' ich immerdar,
Was ich von jeher war:
Ein Aschen! ein Aschen!

Die Freiheits-Schwindler auch,
Sie machen Brand und Rauch,
Und sagen frechen Muth's:
„Der starke Zeitgeist thut's!“
Allein der Zeitgeist weint,
Daß er so falsch erscheint,
Daß man den Geist ihm raubt;
Und streuet sich auf's Haupt
Ein Aschen! ein Aschen!

In deutschen Kammern jetzt,
Wie werd' ich da verletzt,
Da legt man manche Stund',
Mir falsches Zeug' in Mund;
Ein jedes Bäuerlein
Will da mein Vormund seyn;
Sie lassen nach dem Jahr
Euch dann zum Januar
Ein Aschen! ein Aschen!

Im Volk, im Militär,
Geht's eben also her,
Da heißt's: „Der Zeitgeist spricht:
„Gehorchen muß man nicht!"
Was wird am Ende d'raus?
Das Feuer brennt heraus,
Verzehret Haus und Dach;
Der Freiheit bleibt hernach
Ein Aschen! ein Aschen!

Das Dichtervölklein schreibt
Vom Zeitgeist, dickbeleibt;
In's Musen-Heiligthum
Dringt aber nicht ihr Ruhm;
Des Augenblickes Knecht,
Vergehet das Geschlecht

Mit sammt dem Augenblick,
Und läßt von sich zurück
Ein Aschen! ein Aschen!

Ein Göthe, Schiller, Kleist,
Die hielten sich am Geist,
Die Zeit ging sie nichts an,
Und jeder war ein Mann!
Die neuen Dichterleut',
Die reiten auf der Zeit,
Und fragt man nach dem Geist,
Es ringsherum nur heißt:
Ein Aschen! ein Aschen!

Ich bitt' euch, laßt mich aus!
Ihr macht mir angst und graus!
Denn wahrlich jeder ist
Von Euch ein Egoist;
Er wärmt nur seine Hand
Beim allgemeinen Brand,
Und bläs't dem Nachbarsmann
In's Auge hämisch dann
Ein Aschen! ein Aschen!

Ein Feuer nur ist gut:
Der Liebe süße Gluth!

Das Herz entbrennt geschwind,
Ein Seufzer kommt als Wind;
Die Thrän' ist bei der Hand,
Und löschet mild den Brand;
Doch ihre Gluth bedeckt,
Im Herzen tief versteckt:
Kein Aschen! kein Aschen!

Inhalt.

Gedichte ernsten Inhalts.

	Seite
Wanderlieder	3
Der Fels	10
Schmerzliches, ewiges Lebewohl	13
Das Wiedersehen	15
Trost im Echo	17
Stille Liebe	20
Der Doppelfrühling	23
Blumen, Blätter und Mimosen aus Moritz-Ruh	25
Silhouette der Einzigen	29
Ewiges Suchen	31
Der Mai der Liebe	34
Das Ende vom Liede	36
Der Stadtfrühling im Herbste	39

Seite

Der Kinderengel 42
Sternlieder 44
Wohin? 48
Frag' und Antwort 51
Die holde Feindin 54
Die Erscheinung 56
Blumenträume 58
Vergebenes Suchen 61
Die Thränen 65
Die Benennung des Vergißmeinnicht 68
Die Locken-Parze 70
Die zwei Rosen 72
Das Blumen-Bouquet 74
Liebesweise 76
Die Eisblumen am Fenster 77
Die unzertrennlichen Schwestern 79
Das treue Wesen 81
Sehnsucht nach blauen Augen 84
Huldigungs-Reigen bei der Ankunft Sr. Majestät des Königs 86
Die Muse 89
Zum allerhöchsten Namensfeste Ihrer Maj. der Königin Therese von Bayern 90
Die Huldigung der Eiche 92
Sehnsucht an Sie 95

Seite

Gleichnisse: pro und contra 98
Die rechte Zeit 102
Poesie und Liebe 105
Auch die Todten sollen leben 108
Stammbuchblätter 112
Gefühle in der großen Oper zu Paris 115
Gratulation zu meinem Geburtstag 117
Trostworte an eine zärtliche Mutter 119
Rosenangebinde zum Vermählungstage der Rose . . . 120
Frühling im Herbst 122
Herbst im Frühling 124
Mißmuthspiegel des Lebens 126
Herzens-Einsatz 129
Genesung 132
Das schöne Paar 134
Die männlichen und weiblichen Gäste 138
Lieder an Caroline 142
Lust in Thränen 147
Sehnsucht 151
Gegensätze 153
Wechsel in Jahreszeiten 156
Die Verlorne 160

Launige Gedichte.

Seite

Kissinger Becherlied 167
Der gute Freund 171
Blumen, Blätter und Mimosen aus Moritz-Ruh . . 174
Die Morgenstunde 182
Mein encyclopädisches Mädchen 184
Theorie der Küsse 186
Eintheilung 187
Der dritte Rang im Theater 189
Das getheilte Zimmer 191
Schattenriß eines Jesuiten 194
Profitons de l'occasion 196
Das Karten-Heirathsorakel 198
Huldigung den rothen Haaren 200
Neue Fibelverse für große Kinder 202
Lebende Volksbilder im Freien 206
Die Seifenblasen 215
Zeitgeist's Aschenlied 220

In der Mich. Lindauer'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen:

Harfentöne
der
Andacht und Liebe
von
Bacc. Joh. Gistl.

12. Mit 1 Titelkupf. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr. Dasselbe geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Kurzgefaßte Erzählungen eines Großvaters
aus der
bayerischen Geschichte
als
Preisbuch und Leitfaden beim Elementarunterricht der vaterländischen Jugend.
Von
A. v. Schaden.

2 Bde. mit 2 Kupf. 8. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. gebunden, illum. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Die Franzosen in Algier
und
die Pariser Revolution im Jahr 1830.
Historisch-romant. Originalgemälde
von
A. v. Schaden.

Mit 1 Kupfer. 8. geh. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Alpenblumen

von

D. Th. Mörtl.

8. geh. 12 gr. oder 48 kr.

Ein Volksbüchlein,

enthaltend:

die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

2 Thle. 8. geh. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Abendunterhaltungen.

Erzählungen, Novellen, Gedichte u. s. w.

gr. 8. br. 16 gr. oder 1 fl.

Allgemeines Liederbuch

für

fröhliche Gesellschaften.

Mit einem Anhange Schnaderhüpfeln aus dem bayerischen Hochlande und unterhaltender Spiele.

2te vermehrte Auflage. 8. geb. 12 gr. oder 48 kr.

Der

ganz neue, wieder erstandene

Eulenspiegel,

oder

wunderbare und seltsame

Geschichte

des

Till Eulenspiegels,

eines Bauern Sohnes

gebürtig aus dem Lande zu

Braunschweig.

Wiederholtermalen gesammelt und in gutes Deutsch gebracht, so wie in

100 Kapiteln abgetheilt,

und mit

102 schönen neuen Vigneten

geziert,

von

einem Liebhaber des Scherzes und der Wahrheit.

Lieder

für

Knaben und Mädchen.

Mit Singweisen

von

Franz Graf v. Pocci.

16. geb. 9 gr. oder 36 kr.

Geschichte von Bayern.

Aus archivalischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet

von

Dr. A. Buchner.

5s Buch.

Auch unter dem Titel:

Neuere Geschichte von Bayern

unter den Regenten aus dem Hause von Wittelsbach.

1r Bd. von 1180—1347.

gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 12 kr. (1r bis 4r Bd. in derselben Verlagshandlung 8 fl. 36 kr.)

Neueste Schriften

von

M. G. Saphir.

Nachtschatten

der Zeit und des Lebens.

Humoristisches.

Zweiter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Nachtschatten

der Zeit und des Lebens.

Humoristisches

von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Die vier W (Weh) des menschlichen Lebens.

Eine Vorlesung,

gehalten im Odeon-Saale zu München, im Jahre 1831.

Zum Beßten der verwundeten Polen.

Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mytologische gehalten wird, sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Völker nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Personen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zuletzt mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht kostümirt, aus den Coulissen links, verweilte als stumme Person, und gieng in die Coulisse links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Soufleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragische Trilogie; der eine Theil wurde preußisch broschürt, der zweite Theil östreichisch geheftet, aber der dritte Theil von den Russen gebunden, steif, in Juftenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickelt sich ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist, bricht das Bedürfniß nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schicksalstragödie der Polen, so drastisch dramatisch, voll Erhabenheit und Begeisterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die

Sympathie aller Völker geht wie der griechische Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit.

Aber die polnischen Helden sind keine Bretterhelden, und wir haben keine Freibillette bei diesem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuschauer im Parterre, Logen und Gallerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatschen und bravo rufen. Wenn wir selbst auch nicht mitspielen wollen, so wollen wir unsere Zuschauerplätze wenigstens bezahlen. Die Franzosen haben den ganzen Winter zum Besten der Polen getanzt, sie konnten nicht mit den Armen für sie arbeiten, so haben sie mit den Füßen für sie gearbeitet, sie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergossen. Selbst in Deutschland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das beruhigt den Geist, und man weiß, daß man Geisteskranken auch Charpie zu zupfen giebt. Polen ist ja selbst auch zu Charpie gezupft worden.

Wenn also die liebenswürdigen Französinnen zum Besten der Polen die Füßchen in Bewegung setzen, die schönen Deutschen die Fingerspitzen für sie beschäftigen, warum sollte sich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entschließen können, zum Besten der Polen ein Stündlein Langeweile zu leiden? Es ist doch wenigstens eine wohlthätige Langeweile in Gesellschaft, und eine Langeweile in Gesellschaft ist doch immer besser als eine Gesellschaft in Langeweile. Ja, meine

freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen ist jetzt auch ein verdienstliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, so gähnt man, so lange man gähnt, sagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, so ist es eine wahre Freude, nichts zu hören. Ist es also nicht angenehm, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und sich einen angenehmen Dienst erweisen? Da nun so viele Unterhaltungen im menschlichen Leben zum Weh dienen, so veranlaßt uns heute ein Weh zu einer sogenannter Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), sondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Diese vier Weh sind eben so angenehm, wenn man sie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man sie leidenschaftlich liebt.

So reizend als gefährlich, eben so anziehend als abstossend, eben so heilsam und trostreich, als tödtlich und Verzweiflung gebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sind in so vielen Punkten sich gleich, in so verschiedenen sich entgegengesetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädalisches Labyrint führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben schweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und schwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und schwarze Wahrheiten; strengen Wein und milde Weiber, milden Witz und strenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geist und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geist, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher Ehemann verläßt sein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftsteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein, und Witz dem Weib zu liebe.

Es giebt ächten und gefärbten Wein so wie ächte und gefärbte Weiber, ächten und gefärbten Witz und ächte und gefärbte Wahrheiten; wäßrige Weine, wäßrige Weiber, wäßrige Witze und wäßrige Wahrheiten. Französischer Wein und französische Weiber machen leichtsinnig, deutscher Wein und deutsche Weiber machen schwersinnig. Französischer Witz und französische Wahrheiten machen lachen, deutscher Witz und deutsche Wahrheiten machen weinen.

Die Rußen behandeln die Weiber wie den Wein, sie sa-

gen, beide müssen am Stocke großgezogen werden, und sie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber, mit der Knute.

Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil sie wissen, daß sich nüchtern Niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutschland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten schlechte Witze sind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! diese vier Weh einzeln die Revue passiren lassen, doch nicht ohne vorher untersucht zu haben, welches Weh (W) älter ist, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren. Vom Wein wissen wir, daß er später als das Weib erschaffen wurde. Unser Herrgott hatte lange zugesehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menschenbrüder sich gegenseitig todtschlagen. Aber unser Herrgott beobachtete das Prinzip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerdte stand wie die Nationalgarde vor dem Paradiese, um die Ruhe des Landes zu sichern, um das was Aussen vorgieng, bekümmerte sich die himmlische Politik nicht. Nur als der Himmel sah, was viele Minister nicht sehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel selbst ergreifen wird, als er sah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel sein Prinzip der Non-Intervention auf, und machte im

buchstäblichen Sinne des Wortes alle diese irdische Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung.

Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brod und Arbeit (wie die Franzosen im Palais Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noa zwei Kammern in ihr anbringen sollte.

Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Parthei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das Beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder

Gras noch Strauch noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-ministerielle, noch ultra-liberale. Denn leider sind die ministeriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen sollen, ohne sie zu verbessern.

Die sogenannten liberalen Blätter sind wieder oft nur Nesselblätter, die statt zu kühlen und zu beruhigen, aufreizen und brennen, und die nicht die Freiheit, sondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, so hatten sie blos ein „Inland", und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bothe ausgeschickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war also der erste „Landbothe", allein es war kein Redakteur, denn er konnte kein Blatt erwischen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern sieben Tagen wurde die Taube ausgeschickt, und diese brachte ein Oelblatt in die Kammern zurück. Das erste Blatt war also ein friedliches: ein Oelblatt, und die erste Redaktrice eine friedliche: eine Taube. Wie sehr haben wir uns seitdem verändert!

In noch einem Umstande haben sich diese ersten Kammern in der Arche von den unsrigen unterschieden, und dieser Umstand bestand darin, daß auch die Frauen zugelassen wurden.

Es wurde also gewiß viel mehr gesprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten also Frauenzimmer zugelassen werden, damit die ganze Welt sogleich erfahre, was vorgegangen ist. Ueberhaupt sollten die verheiratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringeu, denn oft müssen sie abstimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn seine Frau nicht dabei ist; wie soll er nun thun? er kann doch nicht sagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hause holen." Ueberhaupt sollte es gesetzlich seyn, daß jeder Abgeordnete seine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man sogleich seine Opposition. Die ledigen Herren Abgeordneten sollen sich für die Dauer der Kammern provisorisch verehelichen müssen, um wenigstens für diese Zeit den Widerspruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieser kleinen Abschweifung zu Noa und seiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche stieg, nach dieser Wasserparthie malgré lui, pflanzte Noa den ersten Weinstock, und trank sich auch sogleich einen Rausch. Aus dieser Geschichte des Weins geht hervor, daß dieses Weh nicht das älteste der Welt ist, denn das andere W: Weib, war schon im Paradiese vorhanden. Sie und die Sonne waren die zwei ersten

Frauen. Es ist bezeichnend, daß „Sonne" und „Mond" in den meisten Sprachen Mann und Frau sind, und es ist ein Ehepaar, welches sehr glücklich zusammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hause kommt, geht der Mann: Mond, aus, sie sind also nie zusammen. In Deutschland ist die Sonne blos deßhalb weiblich, weil da kein Mann sich getraut sein Licht leuchten zu lassen, der Mond ist der wahre Mann für Deutschland, er begnügt sich mit einem Viertelchen. Die deutsche Sprache hat also recht, daß sie die Sonne zum schönen Geschlechte zählt. Das schöne Geschlecht ist das einzige, schönste Vermächtniß des alten Testaments; es ist das reizendste Codizill der Schöpfung, es ist entstanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es ist ein Manupropria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenseitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das schwache Geschlecht? Ja, wenn Roheit Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann sind die Frauen das schwache Geschlecht; aber wenn Geduld Stärke und Gemüthausdauer Kraft genannt wird, dann sind die Männer das schwache und die Frauen das starke Geschlecht.

Die Männer ergreifen tausend Gegenstände mit gleicher Kraft und lassen sie alle wieder fahren, die Frauen ergreifen

einen Gegenstand mit inniger ausdauernder Glut, und diesen einen Gegenstand tragen sie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann jagt sich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich ist, und die Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich ist; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebeth im Unglücke; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann verliert seine Ehre und glaubt sie, wie ein Taschenspieler, durch einen Pistolenschuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre schadet, verdammen sie beide Geschlechter; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann liebt aus Instinkt und ist eifersüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und ist eifersüchtig aus Liebe; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann verzeiht schwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt schwer; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn der Mann mit seiner Geliebten zürnt, so ist die Quelle seines Zornes Egoismus und sein Zorn selbst die Essigmutter des Hasses; wenn das Mädchen mit dem Geliebten

zürnt, so ist die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu sich, sondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn selbst ist nicht Zorn mit dem Geliebten, sondern Trauer um und über den Geliebten; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, so stürzt seine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über sich zusammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn sie alle Hoffnungen über Bord geworfen, so trägt die stürmende Woge sie nur höher empor. Der Gewitterschlag des Unglücks erschüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann ist ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau ist demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten; welches ist also das schwache Geschlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo sie schmollt; er flucht, wo sie mault; er ist feig, wo sie zagt; und ist tollkühn, wo sie muthig ist. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er ist flau, sie zärtlich; wenn sie unschuldig ist, da ist er höchstens ohne Schuld; wo sie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo sie schwärmt, da rechnet er; und wenn

sie träumt, schnarcht er. Welches ist nun das stärkere Geschlecht?

Wo sind denn die Männer stark als gegen ein schwaches Frauenzimmer, und wo sind sie schwächer als gegen die Starken? Ach, seht sie doch an, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, diese Alleweltverschlucker, diese Riesenprojektirer und Weltgürtelhelden, seht sie an, wie jammervoll sie aussehen, wenn die Schwächste der Schwachen die Grausame spielt! Wie sie sich krümmen und wie ein Theater-Perspektiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieser Schwachen; seht das Alles an und laßt die Satyriker in Gottesnamen euch ein schwaches Geschlecht schelten.

Letzthin sagte mir ein solcher Satyriker, das weibliche Geschlecht wäre mit nichts so gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen, nämlich so meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Addreßkalender. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Koketten zu den periodischen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Schwazhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curiosen, die Treuen zu den Anekdotenlesen, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkischen zu den

Andachtsübungen frommer Kristen. Ein Haus, in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Haus mit. Die Bücher haben noch das vor den Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht, wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen andern Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin als im Augenblicke des Kaufens; wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen lies't er eine Kriegserklärung in denselben. So wie in gewissen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer strengen Zensur unterliegen, weil sie mehr gelesen werden, so müssen Mädchen unter 24 Jahren auch einer strengern Aufsicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und ein Mädchen über 24 Jahre sind weniger gefährlich, denn sie werden weniger gelesen.

Dieser Satyre wollen wir ein Bild unserer Jünglinge gegenüber halten, und gestehen wir nur, daß sie in Herzens- und Geistesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geschlechte stehen. Sie fangen alles an und enden nichts, sie sind überall zu Hause, und nur bei, in und mit sich fremd. Sie studieren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen, und sind doch namenlos unstudiert; sie wissen alle geheimen

Liebschaften und öffentlichen Skandale, sonst aber wissen sie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wissen ihr Reitpferd aber nicht sich selbst am Zügel zu halten; sie lernen fechten, aber wenn sie der Teufel ansicht, sind sie verloren; sie lernen schwimmen, deßhalb bleiben sie stets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; sie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; sie spielen Domino und wissen doch gar nichts anzusetzen; sie spielen Klavier und phantasiren und haben doch keinen Takt und keine Phantasie. Aber die Satyriker lassen diese Jünglinge gehen und es scheint ihnen interessanter, an interessantern Gegenständen ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker ist der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geschlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es um so eher necken zu müssen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andern zwei W, Witz und Wahrheit zurück. Wir wollen sehen, ob wir in der Schöpfungsgeschichte nichts von diesen zwei W finden. Zuerst wurde das Licht erschaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürst der Schöpfung, der Mensch.

Das ist schon ein Witz, denn wenn der Mensch zuerst erschaffen worden wäre, er als Fürst hätte nicht zugegeben, daß das Licht erschaffen werde; die Fürsten sagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, sie brauchen blos Kerzen, um am

fürstlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war also der erste gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finsterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, da die Zeit käme, wo die Finsterniß an den Tag ist? das war also der erste schlechte Witz. Gott erschuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages, und ein kleines zur Regierung der Nacht, das ist sehr witzig satyrisch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren.

Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen ist ein undankbares Geschäft, macht man's gut, dankt einem Niemand, macht man's schlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man so ein Licht putzen und löscht's ganz aus. Die Franzosen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, sie putzten es nicht, sie löschtens nicht aus — sie ließens bloß ausgehen. Das Licht gieng ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieses Lichtes gieng ihnen so Vieles aus, daß sie noch gar nicht wissen, wie Alles ausgehen wird.

Dieses witzige W ist also älter als die Menschheit und die Viehheit, beide hassen deßhalb Licht und Witz, sie wollen nicht, daß das Licht sie bewitzle, und daß der Witz sie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück seyn mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein solcher Mensch ist eine

wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anstalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädische Anstalt für jene Unglückliche, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen funken Witz bei mir zu verspüren, ich hätte mich todtgeschossen oder ich hätte geheurathet oder ich hätte mir sonst irgend ein Leides angethan. Der Staat sollte aber wenigstens nicht leiden, daß witzige Menschen heurathen, damit sich diese Race nicht fortpflanze. Kein Mensch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigensucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind besser schlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frapanter trifft. Die Advokaten können ihn nicht leiden, weil er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht spekulativ ist. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar sticht u. s. w. Blos das schöne Geschlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz ist. Man glaubt aber gar nicht, wie viele Menschen jetzt witzig sind! Manche sind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die besten Witze, beim Erwachen sehen sie aufs Fenster und die Witze sind vergessen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen sie witzig sind, aber es sind zum Unglücke grade die Augenblicke, in welchen sie sich rasiren lassen, da können sie nicht reden. Ich habe einmal einen stockdum-

men Menschen gekannt, der viele köstliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er sich einen Stockzahn ausreissen ließ. Ich habe einen Schriftsteller gekannt, der, wenn er zu schreiben anfieng, immer drei Seiten leer ließ, auf diesen drei Seiten hätte ich witzig seyn können, sagte er gewöhnlich, allein ich lasse mir dünken, die Censur hat sie gestrichen.

Wir Deutschen wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heurathen. Die armen Teufel heurathen alle, die reichen Käutze bleiben Hagestolzen, die armen am Geiste wollen alle witzig seyn und Witze machen, der aber wirklich Geist hat, der affektirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unsere deutschen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, so gehen sie zur Beichte, und wenn sie einen heitern Gedanken in ihr Werk einfliessen lassen, so bitten sie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tausendmal um Entschuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutscher Beamter der lacht gar nicht, bevor er sich umsieht ob es seine Behörde etwa bemerkt; in deutschen Residenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchste allergnädigste Bewilligung, und in freien Reichsstädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardspiel getrieben werden. Wenn in den deutschen Kammern ein Redner witzig ist, so rümpfen viele pedantisch die Nase. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt als die läng-

sten Sermonen der Gesteiften. Was aber das Schlimmste bei dem Witze ist, ist der Umstand, daß er die Wahrheit mit sich herumschleppt. Die Wahrheit, diese Verderberin alles menschlichen Glücks. Ich glaube die Wahrheit ist älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit ist älter als die Welt, denn die Wahrheit kann sich mit Nichts vertragen, und war also vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit existirten, da erschuff Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt sich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es giebt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge ist tausendgestaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menschen, die Lüge tausend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal bestehen, von der Lüge bestehen tausend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tausend Lügen verbreitet, aber über tausend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, sagt Schiller, lebt nur im Gedichte, ein schönes Leben, es wäre besser, sie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweisung bekommen auf Kinder und Narren, die Narren respektiren diese Anweisung nicht, und Kinder giebt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber sie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und lassen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an starke

Weintrinker angemacht, nie sah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Besoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus, die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit sind sich nur in sofern ähnlich, als man mit beiden anstoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute sterben.

Sie sehen also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit uns das Leben sehr erschweren. Der wahre Witz ist verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit ist oft eben so gesund als ein bitterer Wein, und ein unschuldiger Witz so himmlisch wie ein unschuldiges Weib.

Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken, Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in diese vier Weh etwas verstrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit so ziemlich gewässert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, so werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieses reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorlesung mehr variren. Sie werden sich indessen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb ist ja ganz.

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Papanini, den Sie alle kennen, hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen, seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden als wir je waren. Nur mit dem Unterschiede, Paganini spielt auf der G- (Geh-) Saite, wir mit unserer Einseitigkeit spielen auf einer Saite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer sonderbaren Epoche! In der Kunst spannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen so hoch, daß alle Saiten reissen und ein einseitiges Spiel Kunst und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunst liegt in Doppeltgängen, sondern noch mehr besteht die Kunst der Politik in lauter Doppelt-

gängen auf allen Seiten! Denn jeder Politiker ist ein Doppeltgänger, mit dem Unterschiede, daß sich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich sehen.

Ein Politiker ist unstreitig ein grösserer Künstler als Paganini, denn Paganini hat es vor der Hand noch nicht dahin gebracht auf gar keiner Saite zu spielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Massen, daß er es noch nicht versucht hat, auf gar keiner Saite zu spielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienstag u. s. w. wird Paganini ein H-mol Konzert auf gar keiner Saite vorzutragen die Ehre haben."

Dann sind alle Plätze im Nu vergriffen.

Das Theater ist gesteckt voll, Paganini erscheint, spielt sein H-mol Konzert auf gar keiner Saite, alles ist entzückt, Enthusiasten stöhnen, Enragées schluchzen, Frauen fallen in decente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln selig und junge Greise weinen angenehm, vom Bravo erschallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß sein H-mol Konzert auf keiner Saite noch einmal spielen.

Tags darauf lesen wir in den Zeitungen Folgendes:
„Vorgestern spielte Herr Paganini sein H-mol Konzert

auf gar keiner Saite. Wir sind in Verlegenheit, was wir über dieses ausserordentliche Phänomen sagen sollen. So etwas muß man hören, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir diese Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir diese Harmonien nicht nur hörten, sondern fühlten, nicht nur fühlten, sondern sahen, nicht nur sahen, sondern schmeckten. Wir alle können nichts sagen als:

„Dieses H=mol Konzert auf gar keiner Saite ist das grauenhafteste und bizarrste, das erhabenste und vertiefendste, das harmonischste und heterogenste, das reorganischste und organischste, das allereinendste und das allerallste Spiel! Sein Spiel ist die elektromagnetische Pamaphrasirung der Pendulschwingungen einer congrevischen Rakete in dem phantasmagorischen Prisma des Jeanpaulschen Campanerthals. Eine Resurrection der Hoffmannschen Stammgeister in der Respiration der Dezimaltheile des transzendentalen Sauerstoffes, und die personifizirte Resignation der Wehmuth unseres weiblichen Hexentheiles in einem Mondscheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren sehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug seiner Violine, der mit andern Erdenkünstlern in gar keinem Bezug steht. Schade nur, daß diese keine Seite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieses Erdengottes ganz verschwand; kurz,

wir können Paganini's Violinspiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Saitenstechen!"

Einen solchen Erfolg könnte ich Herrn Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu spielen, er thut es nicht; unsere Politiker aber sind oft darin groß, daß sie eben wirklich ankündigen lassen, sie werden auf gar keiner Seite mehr spielen, und wenn ein Politiker einmal so thut, als spielte er auf gar keiner Seite mehr mit, so hat er entweder seine Einnahmen für dieses Conzert auf keiner Seite schon in der Tasche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Tasche und spielt ein Taschenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! der Mensch, das Leben, die Kunst, die Politik, die Geselligkeit, die Liebe, alles ist jetzt einseitig. Der Mensch selbst ist einseitig, das einseitigste Geschöpf; Adam selbst, war einseitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erschaffen wurde, war nicht die beste. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäschigkeit," denn wenn sie nicht von dem lieben Apfel gegessen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehstande. Adams Ehehälfte, denn im Paradiese war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unf're jetzigen Weiber sind kaum Eheachtel und Ehesechzehn:el, gab ihm einen halben Apfel und der

erste existirende Reichsapfel war auch sogleich ein Zankapfel. Ach, es ist kein guter Bissen daran, ein Fürst zu seyn! und selbst Adam, der noch nichts zu regieren hatte, als Vieh, der sich also gut einen „Selbstherrscher" hätte nennen können, auch Adam der erste wirkliche Fürst von „Gottesgnaden" war ein unglücklicher Regent, und seine Civilliste war doch sehr bedeutend, denn alles in seinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam seyn können, wenn er diese eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte seine Schaafe scheeren können bis an's jüngste Gericht. Schaafe aber sind superbe Unterthanen, wenn man sie auch bis auf die Haut scheert, die Wolle wächst wieder! ach, und die Schaafköpfe sind die Glücklichsten, denn sie sitzen immer in der Wolle!

Das Muster aber aller besten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans ist das Kameel, denn das Kameel ist das einzige Thier, das noch niederkniet, wenn man ihm frische Lasten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen sind nicht die Fische? sie gehen ewig in's Netz, ja sie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel sind auch herrliche Unterthanen, man kann sie mit Dunst betäuben und erwischen. Und solch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Ist das nich eine unglückliche Einseitigkeit?

Der Mensch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einseitig ist das Alles. Man sagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;“ der Mensch aber ist kein Ding, der Mensch ist ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das versteht sich.

Das Herz selbst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist einseitig. Das Herz des Menschen ist das einseitigste Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen ist, und es sollte doch wissen, daß, je gerechter man ist, desto weniger sollte man darauf pochen. Wo es sich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz, wie einseitig! wenn das Herz vielfältig wäre, so wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth ist, da klopft kein Herz im Busen. Für was schlägt das Herz im Busen? Für das Schmählichste im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Mensch nur dem — Hunger, und dafür schlägt am Ende jedes menschliche Herz, wie jammervoll einseitig! Sehen wir alle Regenten der Welt an, sie spielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn sie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite spielt das Volk. Die Regenten spielen majestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai ge-

spielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite stehen und die Völker auf der andern, so sagen die Regenten: unser Interesse läuft mit dem Interesse der Völker parallell," und da haben sie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallell laufen, sich gegenseitig nie berühren.

Selbst mit dem besten Herzen stößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anstößt, auf eine Saite, die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite sich beliebt macht, macht man sich auf der andern verhaßt. Wünscht man auf der einen Seite allen Menschen gute Gesundheit, so sagen auf der andern Seite die Aerzte: das ist ein Bösewicht; man müßte also den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrsucht des Ministeriums, die Choleramorbus der Renten, die starke Phantasie der neuesten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthusiasten, die Abzehrung des deutschen Theaters, die Gallsucht der deutschen Rezensenten u. s. w.

Wünscht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, so schreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herstellen, so kommen auf der andern Seite die Advokaten und klagen auf Entschädigung. Es nützt nichts, wenn man sie anweist auf: Müller's „Zwiespalt der Natur", auf den „Scheidungsprozeß" von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres", auf Kotzebue's „häuslichen Zwist", auf den „Streit der Elemente" und auf

den ewigen Hader zwischen Dummheit und Vernunft. — Bei dieser Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! einen kurzen aber interessanten Ehescheidungs-Prozeß aus dem Gerichtssaale des Olymp's mit.

In Olymp giebt es eben so gut Ehescheidungen, als auf Erden, ich aber bin schon lange gegen die Art und Weise, wie die Menschen mit ihrem Versprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden gewesen.

Zuerst verspricht man sich, dann folgt das Trauen, das ist die verkehrte Welt, was nützt ein Versprechen, bevor man sich traut? Zuerst muß man trauen und dann versprechen.

Man verspricht sich, das eben ist das Uebel, anstatt daß ein Jedes dem Andern goldene Tage versprechen sollte, verspricht jeder nur sich goldene Tage. Man vermählt sich erst, dann läßt man sich scheiden, das ist eben so unrecht, man sollte sich erst scheiden, dann vermählen. So lang sie Braut und Bräutigam sind, da sind sie in einander verliebt, kaum sind sie verheirathet, so lieben sie sich erst recht, d. h. ein jedes liebt sich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabässe. Als Verlobte leben sie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und sie auf dem linken Flügel, sie hat sogleich einen andern Flügelmann, und nur in ihrem Flü-

gel, aber nicht in ihrer Ehe findet sie einige Harmonie; sie spielt ihre Noten ganz allein, und nur, wenn sie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Ist also eine solche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Ehescheidung einer solchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeist" im Olymp auf Ehescheidungen.

Der Mann „Geist" trug auf förmliche Scheidung von seiner Frau „Zeit" an. Er begründete seine Klage folgendermaßen:

Erstlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welches für den Geist, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück ist.

Zweitens ist meine Frau, die Zeit, eine leichtsinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen mit boshafter Schadenfreude, mit bleierner Geduld ausharrt, und eine Leichtsinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menschenrecht wie mit leichten Marken spielt. Ueberdem ist aus unsrer Ehe kein gesundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, so wird jeder sagen:

die Kinder unseres Zeitgeistes sind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Gestalten."

Nachdem der Mann, Geist, so gesprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte sich folgendermassen:

„Als mein Mann, der Geist, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das schadet ihm nichts, dem wahren Geiste thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er sagt, ich fliehe, bevor er sich meiner freuen kann, das ist seine Schuld. Er ist mein abgesagtester Feind; wenn man mich in einer Gesellschaft nicht haben will, so ruft man den Geist zu Hülfe, um die Zeit zu vertreiben. Ist das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unsern Theatern und Akademien, wo sich mein Mann selten sehen läßt, da weile ich stets geduldig, und Sie sagen: wir haben hier Zeitlang. Kurz, mein Mann, der Geist, ist immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unsere Kinder nichts taugen, da ist mein Mann schuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiste liegt die Ursache aller Verderblichkeit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein Geist ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geist hat zu allen Zeiten gut bestanden. Was der Geist unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit setzt alles ohne Geist durch. Der schönste Geist macht nichts, wenn er zur unrechten Zeit kömmt. Die schlechteste Zeit aber findet noch immer einen Geist, dem

sie erwünscht kömmt. Bei den Vorlesungen bemerkt man oft, daß der Geist und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Gesichter immer länger werden. Mich sucht man stets zu verkürzen und doch komm ich noch lang gut genug. Den Geist sucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie sehen also, daß mein Mann keine Ursache hat, auf Scheidung anzutragen." Die Richter des Olpmps entschieden sehr bald, und das konnten sie auch eher als unsere Justiz, weil sie den Geist sogleich bei der Hand hatten. Sie entschieden, daß der Geist mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel ist, und blos von der Gnade seiner Frau Zeit lebt.

Wie einseitig, meine freundliche Hörer und Hörerinnen! ist der Mensch in der Liebe zu seinen Mitmenschen! Er fängt an den Menschen zu lieben, wenn derselbe aufgehört hat zu leben. Der Mensch kann dem Menschen und der Sonne nur, wenn sie untergehen und von ihm scheiden, freundlich und offen ins Antlitz schauen und nachsehen; am Tage und wenn sie bei ihm weilen, sieht er in beiden nur die Flecken. Der Mensch und die Sonne erscheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn sie im vollsten, reichsten Lichte stehen, am allerkleinsten! Nur wenn unser Nebenmensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Aug zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unser

Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt!

Man sagt, der Mensch lebt siebzig Jahre, das ist ein schlechter Ausdruck, der Mensch stirbt siebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu sterben, und wenn er stirbt, so ist er blos zu Ende gestorben. Wenn wir uns gegenseitig zum Geburtstage gratuliren, so ist es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, sondern daß wir ein Jahr weniger zu sterben haben. Ist es also nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenseitig nicht nur das Leben sondern auch das Sterben so sauer machen? Lassen wir doch die Menschen ihre siebzig Jahre ruhig durchsterben. Ach, wenn wir alle unsere Mitmenschen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachsichtig, kurz wie reinmenschlich würden wir nicht allesammt seyn?

Wie einseitig ist nicht selbst das einseitigste Ding der Welt, die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, also einen neuen Menschen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der einen Seite trägt man noch alles gerade so wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldstolzen tragen noch immer die Nase hoch, die Jesuiten tragen noch immer die Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falschheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor,

den Haß und die Rache trägt man nach, die Unschuld trägt man an, die Verläumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, ist's die alte einseitige Mode, sondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewissen im Busen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei sich, wenn man einem Armen etwas schenken soll, man tragt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein; ist das nicht dieselbe alte Mode-Einseitigkeit?

In der jungen Welt ist die Mode auch noch mit ihrer alten Einseitigkeit. Die allumfassende Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides fester als das Band der Liebe, sie tragen häufiger die vielfärbige Schärpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, sie verschleiern mehr das Gesicht als die Gesinnung und sie kommen oft unter den Hut aber selten unter die Haube.

Unsere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Gesicht, sie sehen drrauf, daß die Kravatte aber nicht daß das Herz auf dem rechten Flecke sitze; sie sehen mehr anf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und sie glauben, wenn ihr

Kleid nur gut geschnitten ist, so brauchen sie selbst weder gehauen noch gestochen zu seyn.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, diese wenigstens, auch einseitig sind. Aber daß der Witz sich so viel mit dem weiblichen Geschlechte beschäftigt, charakterisirt ihn, er ist der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelste Mittel aus den Tiefen hervorgeholt, und es absondert aus dem Taubgestein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu sehen ist. Der Witz ist eine diebische Elster, er steckt seinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit seinen guten Seiten ist kein Stoff der Begeisterung, und mit seinen schwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit seinen Tugenden ist ein Thema für Engelszungen und mit seinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die schwache Seite, die Frau, der Banquier und das Butterbrod, sie fallen alle auf die gute Seite.

Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geschlecht anfällt, ist ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht; der Witz geht mit dem schönen Geschlechte um wie die ältern Maler mit den Päbsten, sie liegen vor ihnen auf den Knieen, um sie zu zeichnen. Der Witzige nennt seine Frau eine Geißel, aber er ist

eine Bramine, der seine Geißel liebt, küßt und sich nie von ihr trennt.

Ueberhaupt ist der Witz im Allgemeinen einseitig, nur der Humor ist vielseitig, oder vielmehr allseitig. Der Witz ist ein Saturn, er verschlingt seine liebsten Kinder, der Humor ist der erstgeborne Kronprinz der Phantasie, bei seiner Geburt ertönen alle Geistesglocken und tausend Kanonendonner verkünden seine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er giebt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kanibalisch wie die bloße Satyre. Er ist ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der sich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie eine Dennebecker Metamorphose, bald so groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Wassertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er sich auf dem Fallschirm der Phantasie herniedr, spielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder, ist in Werkstätten und Laboratorien und

überall holt er seine Nahrung und alle Reiche der Natur müssen ihm Brandschatzung geben.

Die Laune, der Witz, sie buhlen mit dem Leser, sie wollen, daß die Leser gnädig auf sie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihn hinaufsehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu einem donnernden Gletscher. Der Witz ist ein Seiltänzer, er ist geschmeidig, er bückt sich, wenn es seyn muß, und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiserne Schienen um die Gelenke, er kann sich nicht bücken, nicht beugen, er steht über dem Leser, über dem Hörer, er ergreift sie und stellt sie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Aussicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tausendgestaltig über unsere Häupter hin. Wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Sensen, daß man glaubt, es deute auf Krieg und Verwüstung, und es ist nichts als das unnachahmliche Schauspiel der Natur, das Geheimniß und Farbenspiel seines unbegreiflichen Geistes; ein unschuldiger Abglanz der geistigen Ursonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unseres Lebens. In Hinsicht der Einseitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben meine Vorlesungen sehr viel von Witz und Humor, denn Sie sehen, daß sie nur auf einer Seite geschrieben sind, und die andere Seite ist ihnen gewiß die liebste Seite, ja Sie sehen, daß wunderbarer Weise

die Seite, auf der gar nicht geschrieben wurde, doch nicht so trocken ist als die beschriebene Seite; diese trockene Wahrheit möge ihnen beweisen, wie sehr ich bemüht bin, meine besten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftsteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! sind die glücklichsten, sie ersparen den Sand, weil sie ihre Sachen gleich trocken niederschreiben, und können diesen Sand den Lesern in die Augen streuen.

Ich sollte ihnen eigentlich zum Schlusse meiner Vorlesungen eine kleine Nachlesung halten, allein wo die Vorlesung selbst so unbedeutend war, läßt sich von der Nachlese gar nichts erwarten, im Gegentheil bin ich froh, daß Sie meine Vorlesungen nicht nachlesen können, sonst wären sie verlesen. Ich schließe meine Vorlesungen, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Philosophischer Spaziergang des Boeuf-gras durch die Straßen von Paris in den drei letzten Carnevalstagen und Tagen der Unruhen im Jahre 1831.

(Pariser Vorlesung.)

Wenn sie mit mir, meine freundlichen Zuhörer und Hörerinnen! die Blätter der Weltgeschichte durchgehen, so werden Sie finden, daß es nicht immer die kleinsten Ochsen waren, die die größte Rolle gespielt haben. Der reine, wahre, durch keine Erziehung verdorbene, durch keine Weltbildung entartete Naturochs ist der glücklichste Mensch der Erde, und ich bin überzeugt, daß, wenn nicht zufällig der Ochs früher erschaffen worden wäre als der Mensch, der Mensch nicht gelitten hätte, daß nach ihm noch der Ochs erschaffen werden soll. Sagen Sie selbst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! wenn es im Paradiese gar keine Menschen, sondern blos Ochsen gegeben hätte, wären wir nicht allesammt noch im Paradiese? Der Ochs hätte weit lieber in's Gras gebissen als in den Apfel, denn wir haben ja noch stets das Beispiel, daß

ein Ochs sich nie um den Baum der Erkenntniß bekümmert, und doch eher auf einen grünen Zweig kömmt. Die heilige Schrift sagt uns nicht, daß der Ochs im Paradiese sich gelangweilt hat, aber wohl der Mensch, denn er ist sogleich eingeschlafen, und in seinem Schlafe ist die juste milieu zwischen Menschen und Schlangen erschaffen worden, das Weib.

Ich bitte Sie also, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! den Ochsen mit einiger Ehrfurcht zu betrachten. Kennen Sie das Sprichwort: „Wenn das Glück geht, kälbert der Ochs?" Bestätigt es sich nicht an allen unsern Vaudeville-Dichtern?

Das Reich der Ochsen ist das glücklichste, ein jeder Ochs pflügt seinen eigenen Acker; kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe, und ihre Charte ist die herrlichste, denn es heißt: „du sollst dem Ochsen, wenn er drischt, das Maul nicht zuschließen!" Ist das nicht die vollkommenste Preßfreiheit? eine Preßfreiheit, zu welcher alle menschlichen Regierungen noch nicht gelangt sind? — Unter den Aristokraten und Ultras, unter den Carlisten und Congregationisten finden Sie Ochsen, aber unter den Ochsen finden Sie keine Aristokraten, keine Ultras, keine Jesuiten und keine Absolutisten, und dennoch findet man an den höchsten Tafeln Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihren Beinen. Ein jeder Ochs trägt für die Sache der Menschheit seine Haut zu Markt, und verlangt

nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion dafür! Die edle polnische Nation, die Warschauer Pariser, das glücklichste Impromtu der französischen Revolution, die Passage-Diebitsch von Rußland nach Frankreich, die Polen müssen Hunger leiden! sie haben kein Fleisch, denn die Nachbarländer haben das Princip der Non-Intervention auch auf die Ochsen ausgedehnt. Die Polen leiden nicht sowohl an Menschen-Mangel als an Ochsen-Mangel. Ganz Deutschland hat ihnen die Ochsen abgeschnitten und mit Ausnahme den gefangenen Kosaken giebt es keine Ochsen mehr in Polen!

Nach allen diesen Betrachtungen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! werden Sie es nicht unnatürlich finden, daß ich Ihnen ein wenig den höchsten jetzt lebenden Ochsen, den Boeuf-gras, vorführe; ich sage den größten jetzt lebenden, denn ich bitte Sie, sich in den Faschingsdienstag zu versetzen, wo dieser Ochs noch in unserer Mitte wandelte. Nicht ohne Selbstgefühl sehen wir ihn einherschreiten, mit bedächtigem, gravitäten Schritt, wie ein neugeschaffener Sous-Préfet, die Hörner unter Blumen verborgen, wie ein Ehemann in den Flitterwochen, und alte Principien wiederkäuend, wie die Quotidienne. — Er geht bedächtig einher und ein Amor schaukelt sich auf seinem Rücken. O, wie sinnig! die ganze Welt ist ein Faschingstag, ein kurzer Moment des Schwindels und des Taumels, eine bunte Maskenwelt, mit Maskenherzen und Meinungen. Auf diesem kurzen Taumelmoment folgt sogleich

der Aschermittwoch, die graue, fahle, farbenlose Ewigkeit und in diesem Lebensfaschingsdienstag ziehen Dummheit und Liebe regierend und tyrannisirend durch die Welt. Es ist ein großes, ein herzstärkendes, ein erhebendes Gefühl, der größte Ochs einer ungeheuern Stadt zu seyn, und in diesem Gefühle sehen wir ihn aus dem „abbatoir du roule“ hervorgehen. Mit einem zufriedenen, selbstgefälligen Lächeln, wie Dupin, nachdem er das Vaterland gerettet hatte. Als er aus dem abattoir herausgieng, verfinsterte sich die Luft, eine schneeweiße Wolke versperrte ihm den Weg und aus der weißen Wolke trat in leichten Umrissen der Geist des Boeuf-gras vom Jahre 1830 heraus.

Wenn sie sich hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! über den Ausdruck „Geist“ wundern, indem Sie voraussetzen, ein Ochs habe keinen Geist, so muß ich Sie darauf verweisen, daß man von tausend Menschen, die in ihrem Leben keinen Geist hatten, nach dem Tode doch sagt: Sie haben ihren Geist aufgegeben. Im Leben gestehen wir keinem gerne Geist zu, sobald man aber stirbt, geben wir jedem Geist, so wie wir auch schlechten Domestiquen, wenn wir sie fortschicken, ein gutes Zeugniß ausstellen.

Doch ich komme vom Geiste der Menschen zu dem Geiste des Boeuf-gras zurück, der unserm lebenden Boeuf-gras erschien. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Thiere eine

eigene Gabe haben, eher Geister zu sehen, als der Mensch. Bileams Esel hat auch den Geist früher gesehen als Bileam. En passant bemerke ich Ihnen, daß es eine Eselin war, welches dem Geiste doppelt angenehm war, denn er wußte, sie wird nicht schweigen können, und sogleich zu sprechen anfangen. Auch unser Boeuf-gras sah sogleich den Schatten seines Vorgängers. Wie Hamlet stellt er sich dem Schatten-Ochsen entgegen und sprach: „Stay and speak to me!“ und der Geist des vorherigen Ochsen antwortete:

„Ich bin deines Vaters Geist!“

Da zerfloß unser Boeuf-gras in Thränen. „Wie?“ sagte er, „du todt? ich hätte geglaubt, daß jetzt vor einem Jahre ein so großer Ochs als du, sein Glück gemacht haben müßte, jetzt freilich ist es anders! o! Geist meines Ahnherrn! für mich blüht keine Hoffnung, das französische Volk will keine großen Ochsen mehr, und ich werde fallen ein Opfer der Freiheit!“ Da erhob sich der Geist des vorigen Ochsen, und sprach dumpf und düster:

„Ich war ein bürgerlicher Ochs, und die wurden auch vor einem Jahre nicht begünstigt! Ich bin als Boeuf-steak in Saft und Blut meiner vornehmen Milchbrüder übergegangen. Du aber sey ruhig, ich sage mit dem Marquis von Posa: „Andere Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten.“

O, die Zeit wird wiederkehren, wo wir blühen werden, „die Sonne geht in unserm Reich nicht unter!" wenn man einen von unserm Geschlechte niederschlägt, so stehen zehn Rächer aus unserer Mitte dafür auf!"

„Nationen wandeln und Völker vergehen,
Das Reich nur der Ochsen wird ewig bestehen!"

Der Boeuf-gras zuckte zweideutig die Achsel, und bat den Geist des vorigen Boeuf-gras, mit ihm durch die Straßen zu gehen; er willigte ein, und sie zogen durch die Rue Pepinière nach der Chaussée d'Antin.

In der Rue de la Pipinière blickten die beiden Ochsen nach der Caserne de la garde royale; der Ex-boeuf-gras fieng an:

„Das waren mir selige Tage!"

und der dießjährige Ochse sang:

„Es kann ja nicht immer so bleiben."

Auf der Chaussée d'Antin blieben die beiden Wanderer gedankenvoll stehen. „O," seufzte der Ex-Ochs: „Schiller hat Unrecht, wenn er sagt: der Mensch braucht wenig, und an Leben reich ist die Natur; Schiller hat die Chaussée

d'Antin gesehen, sonst würde er sagen: der Mensch braucht viel, und das Leben der Reichen hat keine Natur!"

Einer der geistreichsten Schriftsteller Deutschlands, Dr. Börne, sagt eben so wahr als humoristisch, „wo das Geld aufhört, fängt die Philosophie an!" der Satz ist auch umgekehrt wahr, „wo die Philosophie aufhört, da fängt das Geld an. Die Chaussée d'Antin ist derjenige Punkt in Paris, wo die Philosophie aufhört, und das Geld anfängt. Keine Philosophie und viel Geld, das ist auch die juste milieu zwischen geistreich und stockdumm.

Wenn Athen, Sparta und Rom die Blätter der Geschichte mit großen patriotischen Thaten füllten, so ist es blos darum, weil sie ihre Kasten nicht mit Papieren füllten.

Wenn Aristides, Miltiades, Scipio, Horatius Cocles ꝛc. französische oder spanische Renten oder Metalliques liegen gehabt hätten, sie würden sich erst recht hübsch erkundigt haben, ob die Renten steigen werden, wenn man dem Vaterlande Dienst leistet! Das Vaterland ist ja auch nur ein Papier, läßt sich etwas gewinnen, wenn das Vaterland hoch oben ist, so spielt man den Patrioten à la hausse; geht das Vaterland herunter, so spekulirt man Patriotismus à la baisse.

Mag auch das Völkerglück fallen, wenn nur die Renten

steigen. Mag Frankreich verbluten, Belgien an den Freiheits-Convulsionen verenden, Polen wie ein edles Wild zu Tode gehetzt worden, Italien langsam mit glühenden Tyrannen-Zangen gekneipt werden, Spanien und Portugal unter Henkershänden ächzen, mag ganz Europa krampfhaft zusammenzucken; mag die Freiheit den letzten Athemzug ausröcheln, wenn nur die Renten gehörig steigen und fallen! Die Börse ist das Universum, die Papiere die Religion, und die trois pour cent die einzige Dreieinigkeit! Es ist auch sehr natürlich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Reichen und die Banquiers eigentlich gar keine Parthei, oder eigentlich alle Partheien ergreifen. Denn sehen Sie, wenn so ein reicher Mann die Hand auf sein Gewissen legt, d. h. wenn er in die Geldtasche greift, so zieht er eine Handvoll Geldsorten heraus: Ach:

„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, er hat deren mehr als sieben."

Lauter gekrönte Häupter liegen vor ihm! Welche liebenswürdige Gleichheit! Napoleon. Louis 16. Louis 18. Charles 10. Louis Philipp. Ludwig von Bayern. Franz u. s. w., lauter herrliche, ausdrucksvolle Köpfe! der Reiche liebt sie mit gleicher Leidenschaft, er läßt auf ein 100 Soustück mit Charles 10, nicht einen Sou nach, gegen 100 Soustück mit Ludwig Philipp! Er trennt sich von einem silbernen Louis 18.

mit eben solchem Schmerz, als von einem silbernen Charles 10., und ein goldener Charles 10. zu 20 Franks ist ihm gerade um 20 Cent. theuerer, als 4 Louis Philipp zu 5 Francs.

Es ist einem Kapitalisten und reichen Manne alles eins, ob „Domine salvum fac regem," oder: „Dieu protege la France," oder „gerecht und beharrlich" am Rande steht, wenn es sich nur am Rande versteht, daß es gute Münze ist. Ja sogar die kupfernen Sou-Köpfe aus den Revolutionszeiten erfreuen sich ihrer Zärtlichkeit in eben dem Grade, als die goldgelockten Häupter der hundert Tage!

Eine solche Unpartheilichkeit, eine solche gleiche, reine Nächstenliebe zu allen Köpfen kann aber auch nur bei einem Reichen wohnen, bei großen Banquiers, die mit einem Handgriff alle gekrönten Häupter beim Schopf kriegen, und sie in die Tasche stecken; ein armer Teufel aber muß partheiisch seyn: dieser steckt seine Hand in die tiefe, öde, leblose Tasche, trostlos wie die Lüneburger Haide, und mager, wie eine Pariser Soirée, er holt aus diesem stillem Meer ein einsiedlerisches Fünffrankenstück mit dem Bildniß Louis Philipps heraus, ist es dann ein Wunder, daß dieser Louis Philipp sein Alles, sein Einziges ist?

Leider ist noch kein Gold von dieser Regierung da, denn das goldene Zeitalter steht noch zu erwarten!

Hier waren sie an die Rue Lafitte gekommen, und der wirkliche Boeuf-gras sagte zu dem Ex-Ochsen: „Siehst Du, zu deinen Zeiten hieß die Straße noch d'Artois, jetzt Lafitte. Die Chaussé d'Antin wird die Chaussée des Ministeriums ebnen, ein Patriot hat das Portefeuille. — Der Schatten des Ex-Ochsen lächelte und sprach: „junger Schwärmer, du kennst die Welt noch nicht, die Revolution hat auch ihre Flitterwochen, laß das Volk erst mit der Revolution ein paar Monate verheirathet seyn, und du wirst sehen, was sie gegenseitig von einander fordern werden, und sich gegenseitig nicht leisten werden; denn oft sind gerade das die unglücklichsten Ehen, die aus Liebe geknüpft wurden. Glaube mir, mein vortrefflicher Ochs, meine Zeitgenossen, die Exminister in Ham, diese diplomatisch geschlossene Gesellschaft ist in Ham besser daran, als die Minister in Paris, denn bei den jetzigen kritischen Zeiten kann man auf keinen Wechsel mehr so sicher rechnen, als auf den Ministerwechsel." — — — — — — — — — — —

Weil ich gerade von der Wissenschaft sprach, welche nicht zu wissen, die Frauenzimmer ein ausschließliches Privilegium haben, nämlich von der Orthographie, kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Franzosen selbst in der Orthographie liberal sind, während der Deutsche auch in der Orthographie servil ist. Der Franzose schreibt sein roi und sein empereur, sein Minister u. s. w. mit denselben kleinen Anfangsbuchstaben, wie moi und vous, die Deutschen aber schrei-

ben selbst ihr Kaiserlich, Königlich, mit großen Respects-Anfangsbuchstaben, himmlisch aber und göttlich, schreibt der Deutsche mit kleinen Buchstaben! — Der Himmel und Gott nehmen es auch in Deutschland bei weitem nicht so buchstäblich, als ein Kaiser oder ein König. — Doch ich komme von der Orthographie auf das andere Vieh zurück, und wir finden unsere zwei philosophischen Spaziergänger an der Porte St. Martin. Eine Menschenmenge umschwärmte den Zug, das phantastische Reich der Masken wogte auf und nieder, und selbst der bunte Tummelgott des Carnevals lieh seine Bizarrerien aus dem Reiche der Politik. Warum sollte auch die Maskerade nicht die Politik vorstellen in dem Augenblick, wo die Politik eine Maskerade vorstellt? Ein Wagenzug mit dreifarbigen Fahnen fuhr vorüber, und die Menschen jauchzten, jubelten und riefen vivat, da stieß ein Fort de la halle unsern Boeuf-gras in die Seite, und sagte: „warum schreien Sie nicht: vive la liberté!?" „o," erwiederte der Ochs! „ich bin ein Ochs, und die Ochsen schreien nie „vive la liberté!" Sie machten sich aus dem Gedränge ein wenig heraus, und lenkten sich in die Gegend du Temple, eine Menge Neugieriger standen um einen Hahn, der ein Menschenantlitz hatte, es war ordentlich, als ob es die Natur selbst durch dieses Produkt anzeigen wollte, daß der coq gaulois ein rein menschliches Ansehen bekömmt. Etwas weiter entfernt befand sich ein Kind mit zwei Köpfen, „née à Paris." Der Boeuf-gras blieb stehen und sagte: „es scheint, als wollte die Schöpfung

die Menschheit entschädigen; auf der einen Seite werden Menschen ohne Köpfe geboren, und auf der andern Seite Menschen mit zwei Köpfen.

— „Es ist ein wahres Glück," sagt der Ex-Ochs, „daß dieses Kind gestorben ist. Setzen wir den Fall, ein solcher Mann mit zwei Köpfen wäre für zwei Deputirte in die Chambre des Députés gekommen, setze den Fall, er hätte mit einem Kopfe zu der extréme gauche, um mit dem andern zu der extréme droite gehört, und hätte mit dem einen Munde für die Preßfreiheit, mit dem andern für die Censur gesprochen, in welcher Verlegenheit wären die Pariser Journale gewesen, denselben Mann zu vergöttern, und zugleich zu verfluchen!"

„Deßhalb," erwiederte der Boeuf-gras, „hätte das Kind mit zwei Köpfen schon leben bleiben können. Es kommt so selten ein Mensch von Kopf in die Deputirtenkammer, daß ein Mensch von zwei Köpfen gewiß nie hineingekommen wäre." „Ja," sagte hierauf der Ex-Ochs, „setzen wir aber den Fall, ein solcher Mann mit zwei Köpfen geräth in einen Tumult, und schreit mit dem einen Kopf: „vive la liberté;" und mit dem andern: „vive Charles dix!" in welche Verlegenheit geräth hier nicht die hochlöbliche Polizei; sie soll den unschuldigen Kopf mit dem schuldigen einsperren, oder den schuldigen mit dem unschuldigen laufen lassen?" — Unter ähn-

lichen Bemerkungen war die Cortége bis an den place de grève gekommen. Man kann auf diesen Platz nicht kommen, ohne auszurufen: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht! O möchten doch alle Republikaner um die Mitternachtzeit hierher wandern, und aus dem blutgetränkten Boden herauf beschwören die Schatten aller jener Schlachtopfer, die hier niedergemetzelt wurden! O, möchten doch alle die tausend und tausend Hingewürgten der Städelstätte entsteigen, die rothen Treppen des Schaffots hinansteigen, und ihnen zurufen: „Hier seht in uns den Samen, die Blüthe und die Frucht der Republik, die den Acker Gottes zu bearbeiten glaubt, und nur für den Gottes-Acker arbeitet; die Republik ist die juste milieu zwischen dem place de grève und der Guillotine!" — Die Uhr über dem hôtel de ville ist in der Nacht beleuchtet, und doch weiß man da oft nicht, was an der Zeit ist.

So viele Menschen auch hier vor dem Rathhause um ihren Kopf gekommen sind, kann man doch keck behaupten, daß im Rathhause selbst noch mehr Leute ihren Kopf verlieren. Unser Boeuf-gras, welcher seines Kopfes wegen nicht in Furcht war, zog, von der jubelnden Menge umtobt, über den Platz hin und bog um die Ecke herum, die nach der pont notre dame führt.

Solche und ähnliche Betrachtungen machte der Boeuf-gras, und zog sinnend an dem Strande der Seine hinab; hier

athmete er freier auf; die Carlisten benutzten hier den Faschingsdienstag, um die Maske fallen zu lassen. Dieser Ochs stimmte sogleich das Lied an:

„Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille."

Allein zum Unglück behielten heute die Ochsen nicht die Oberhand. Indessen hatte unser Ochs einen entsetzlichen Durst bekommen, er stieg hinab in die Seine, um zu trinken, und siehe da, sie war mit Büchern bedeckt. Die erzbischöflichen Bücher schwammen auf den Wellen hinab. Der Ochs war neugierig und fromm, und wollte ein heiliges Werk retten, er zog ein Buch aus dem Wasser, es ist gewiß Cicero de officiis, oder Eusebius, oder Thomas d'Aquinus, er schlägt das Buch auf, es ist zwar nicht der heilige Aquin, aber doch Aretin! und zwar ein Aretin mit illuminirten Kupfern. „O," sagte der Ochs, „daran erkenn' ich meine Pappenheimer!" „à ce trait je reconnais mon sang:" bewahrte das Buch andächtig auf, und gelangte über den Quai de l'école an die église St. Germain l'Auxerois.

„Was meinst du," sagte der Boeuf-gras zu dem Schatten des Boeuf-gras vom vorigen Faschingsdienstag, „wollen wir nicht dein Fest anneversaire feiern? alle deine Freunde werden kommen, mit blau angelaufenen Hörnern und schwarzen Aufschlägen."

Da erhob sich der Ex-Ochs, und rief allen Ochsen, die sich in der Nähe befanden, zu:

„Ist kein Valerius unter uns?"

Aber jedes Jahrhundert bringt nur einen Valerius hervor, es war kein zweiter da, um eine enthusiastische Bandage für den Bruch eines Eides zu fabriziren.

Der Anneversairist des Ex-Ochsen gieng selbst in die Brüche, und Valerius war der letzte Römer der ganzen Ochsenheit! Gegenüber der Kirche war das Denkmal für die Helden der Jünglinge, und Medor, der treue Hund.

„Ist es nicht bitter im Leben," fragte unser Boeuf-gras, daß auf der einen Seite die Treulosigkeit zu Kreuze kriecht, und auf der andern Seite die Treue in der Welt so abnimmt, daß sie ganz auf den Hund gekommen ist!?"

Aus dem Gedränge der revolutionirenden Menge fiel unserm Boeuf-gras besonders ein deutscher Schneider-Jüngling auf, der mit einem wüthenden Antlitz „vive la liberté" schrie. Der Boeuf-gras fragte den Ex-Ochsen, ob er etwas von den deutschen Unruhen wüßte, die in den französischen Blättern mit solcher Uebertreibung angekündigt werden.

„O!“ sagte der Ex-Ochs: „ein deutsches Revolutionchen ist ein kleines facsimile der französischen, aber ohne Bedeutung. Die Deutschen denken nicht daran, eine Revolution zu machen, eben weil sie denken. Ihre großen Thaten beginnen damit, daß sie einigen Juden, denen sie Geld schuldig sind, die Fenster einschlagen, und enden damit, daß sie die Maitresse irgend eines Taschen-Despoten aus der Stadt jagen; wenn der Jude kein Fenster, und der Fürst keine Maitresse hat, dann ist der Deutsche zufrieden. Selbst die Polen wollten keine bärtigen Juden zu Soldaten, die wollten aber nicht deßhalb den Juden nicht, weil er einen Bart trägt, sondern sie wollten den Bart nicht, weil er einen Juden trägt. In den deutschen Duodez-Ländchen sind die Unterthanen viel beengter und gepreßter als in den Oktav- und Folio-Ländern, so wie in einem Duodez-Büchlein die Buchstaben viel enger und stärker zusammengepreßt werden müssen, als in Octav- und Folio-Büchern!

In Sondershausen z. B. will das Volk eine andere Constitution haben; sein Lebtag ist in Sondershausen keine Constitution gewachsen, und das Volk wollte es eben so wenig, als sie wollten, es sollte in Sondershausen ein Pisangbaum wachsen. Auf einmal hören die Sondershauser, daß in Frankreich jetzt stark Nachfrage nach Freiheit und Constitution ist, und die Sondershauser spielen frisch darauf los Constitutioneurs! Was wird der Prinz thun? Er wird ihnen eine Con-

stitution geben; die guten Sondershauser werden Abends sich und die Stadt illuminiren, in der Nacht werden die Rebellen eingesperrt, und die Rädelsführer verbannt. Am andern Morgen steht Sondershausen auf, und siehe da, das Volk hat eine Constitution, aber die Constitution hat kein Volk!

Das Volk ist eingesperrt und singt:

„Ein freies Leben führen wir!"

Die zwei Rädelsführer sind angewiesen, bei fünf Minuten das Land zu verlassen, und man weiß, daß wenn Sondershausen einen Mann verbannt, es um so viel Unterthanen ärmer wird, als wenn Oestreich eine Schlacht verliert.

Die Schneider spielen in den Annalen der deutschen Revolution die größte Rolle, und der kühne Schneiderjüngling gab dem **Boeuf-gras** folgende Aufklärung dieser Sache:

> Wir Schneider wissen alles gut einzufädeln, wir Schneider wissen am besten, ob unsere Sache Stich hält oder nicht. Wir Schneider wissen sogleich, wenn uns der Faden zu kurz wird.

Die Schneider philosophieren folgendermaßen:

Kleider machen Leute, wir machen die Kleider, folglich machen wir die Leute; wenn wir die Leute machen, so wollen wir sie frei machen, denn wie die Leute volle Freiheit haben, so reißt Einer dem Andern den Rock vom Leibe, und wir bekommen frische Arbeit. Wir Schneider wissen Maaß zu halten. — Wir Schneider wissen, daß man ein Land und einen Rock so zuschneiden muß, daß immer dabei ein kleines Ländchen und ein kleines Röckchen in unsere Tasche abfällt. Sehen Sie, mein lieber Ochs, die Scheere ist das Symbol eines frei gewordenen Staates; die zwei Theile der Scheere sind die Ultra's der beiden Partheien, sie fahren stets auf einander los, sie thun aber sich gegenseitig nichts, nur das Volk, welches zwischen diese beiden Theile kömmt, wird zerschnitten! Wir Schneider wissen auch, wenn man uns, wie in vielen Orten, statt einer neuen Constitution eine alte, gewendte, umgekehrte Constitution mit plattirten Knöpfen geben will!"

Der Boeuf-gras war vor dem kühnen Jünglinge auf die Knie gesunken, er zog sein Stammbuch heraus, und bat den edlen Nadelenthusiasten, sich einzuschreiben. Der Schneiderjüngling ergriff ein Blatt, zeichnete eine Werkstatt hin, in welcher die Schneiderjünglinge Deutschlands Verfassung ausbesserten, und schrieb die Zeilen aus der Glocke darunter:

„Und dieß sey fortan ihr Beruf,
„Wozu der Meister sie erschuf!"

Darauf entfernte er sich eilig. „Wohin?" fragte der Boeuf-gras sehr gespannt. „O", sagte er, „ich muß eine Kiste mit Westen in Empfang nehmen." Er stürzte fort und der Boeuf-gras rief ihm, wie Schiller dem Columbus nach:

„Steure nur zu, muthiger Segler,
„Immer nach Westen, es muß sich
„Die Küste dir zeigen!"

Unvermerkt war die Cortege bis in die Rue Richelieu gekommen und der Boeuf-gras nahte sich dem Theater français. „Was willst du hier", fragte der Schatten des Ex-Ochsen, „was willst du hier im Reich der Schatten?"

„O!" sagte der Boeuf-gras, „ich bin des Rennens satt und des bunten Gedränges, ich will heute Abend allein seyn, ich gehe in's Theater français!"

„Gieb acht!" sagte der Ex-Ochs, „du könntest mit Jemanden Händel bekommen, und du fändest da keinen einzigen Zeugen."

„Schadet nichts!" sagte der Boeuf-gras, „ich will die

Künstler sehen, um die Zeitgenossen Racin's und Corneilles kennen zu lernen!"

In demselben Augenblicke drängte sich unser Schneider mit einer Ladung Tuch an die Kasse. „Was willst du hier?" fragte der Boeuf-gras. „Ich", erwiederte der Schneider, „will das Tuch in's Wasser geben, doch fürchte ich, es könnte stark eingehen, deßhalb gab ich's an diese Kasse, da geht nichts ein; zugleich bring' ich einem Schauspieler einen neuen Rock, damit man doch einmal ein neues Stück da zu sehen bekomme."

„Wo", fragte der Boeuf-gras, „steckt denn die französische Nationalität, wenn man das einzige Nationaltheater zu Grunde gehen läßt? die Pflanzschule guter Gesinnungen, die Poliermühle feiner Sitten, das Treibhaus hochflammender Gedanken, die klassische Wiege der französischen Literatur ist verwaist und verödet!"

„O!" sagte der Nadelheld, „das sind hier Ruinen, wir haben Boulevards-Theater!"

„Ja freilich Ruinen", versetzte der Boeuf-gras, „aber die Ruinen von Memphis und Persepolis sind in ihren Trümmern noch größer und heiliger, als die ganze verschnörkelte Architektur unserer verflachten Zeit." Der Schneidergeselle lächelte innerlich und sprach: „Die Preßfreiheit hat auf un-

sere Bühnendichter einen kuriosen Eindruck gemacht, sie hat den hohen schaffenden Genius nicht erweckt, sie hat nicht dem gefesselten Genie die Schwingen gelöst zum Aufflug in den reinen Aether der Begeisterung! sie hat blos einem unbändigen Füllen den Zügel genommen, welches nun mit frohem Huf die Saaten des geselligen Lebens zerstampft! Betrachten wir einmal den französischen Pegasus, seitdem ihm durch die Freiheit das Joch von dem Nacken gelichtet wurde! Erhebt er seinen Flug so hoch, um das Leben in seiner Hoheit, den Ernst der Zeit in seiner Würde, die Kunst in ihren Sonnenstrahlen, das Seyn in seiner großen Tiefe und allumfassenden Bedeutung aufzufassen? hat er die große Aufgabe erkannt, den Moment aufzufassen in seiner bedeutsamen Beziehung zur Menschheit, zum Schicksal, zum Ueberirdischen? O nein, als Frohngaul schleppt er den Küchenwagen des alltäglichen, übersättigenden Treibens! er keucht an dem Karren der kleinlichen Persönlichkeiten; die dramatische Muse wühlt mit ihrem Rüssel geheiligte Gräber auf, zerrt die Leichname geheiligter Männer, geheiligt durch ihre Größe, geheiligt durch ihr Unglück, heraus aus ihrer heiligen Ruhe, um sie an den Pranger der klatschenden Gallerie zu stellen und sie noch einmal dramatisch hinzurichten. Es ist besser zu sterben, wie das Theater français, zu sterben in einem rühmlichen, zwecklosen Bestreben, weil engherzige Institutionen es engherzig aufgeben, als sein Leben zu fristen durch tagtägliche Fußilarden, als keinen andern Lärm zu machen, als den der Flintenschüsse,

und keine andern Helden auf den Brettern zu sehen, als die wir alle selbst zu tausendmalen besser und wahrer kannten. Als diese Helden, die ihr Antlitz überklebt haben mit den ausgeschnittenen Schönheitspflästerchen längstvergessener Memoiren!"

Der Schneider guckte mitleidig die Ochsen an und entfernte sich. Mit gesenktem Haupte war der Boeuf-gras bis an den Place Vendôme gerathen.

„Was meinst Du," fragte der Boeuf-gras den Ex-Ochsen, „wie wär's, wenn wir auf die Vendôme-Säule den „Napoleon" vom Theâtre de l'Odeon hinaufsetzten? Da würde er doch eine gewisse Höhe erreichen, und zwar in diesem Momente ließ ich ihn abbilden, wie er im Odeon in den letzten Zügen liegt, es nimmt sich so hübsch spitalmäßig aus. Ach! die Engländer sind nicht am schlimmsten mit Napoleon umgegangen, unsere Theaterdichter gehen viel entehrender mit ihm um! er stirbt unter Pfeifen und Bravorufen. Hudson Lowe hatte mehr Ehrfurcht vor Napoleon als unsere Dichter!"

„Nein," sagte der Ex-Ochs, „wollten wir einen Theater-Napoleon da hinaufsetzen, würden sich die von den andern Theatern auch melden, aber wir wollen alle diese Napoleons verbrennen und die Asche unter dieser Säule begraben, denn die Asche des natürlichen Napoleon bekommen wir doch nicht; man fürchtet, die Asche erinnere an den Phönix."

Der **Boeuf-gras** ſchüttelte das Haupt, nahm ſeinen Weg über den **Marché St. Honoré**, und verlor ſich in der Gegend der Deputirten-Kammer, dorthin konnte ich ihm nicht folgen, und ich bin daher genöthigt, meinen Bericht zu ſchließen.

Kleines Reiseperspektiv für eine verehrte Freundin auf dem Lande.

Die Götter aller Elemente haben ihren Wunsch, meine reizende Freundin erhört, und mir das angenehmste Reisewetter gegeben. Als ich München verließ, war der Morgenhimmel heiter, wie Ihr blaues, freundliches Auge, wenn es eben freundlich ist. Jetzt werden wohl einige Wölkchen diesen Azurhimmel umfloren, weil ich trotz meines Versprechens doch so lange mit meinem Schreiben zögerte. Allein wir Dichter sind nun einmal ein eigenes Völklein! Sehen Sie, meine holde Freundinn, der Winter mit allen seinen Qualen und Frostbändern und Eisschienen hatte mich so beengt und gedrückt und das ewige Stubenhocken und Federkauen hatte meinen Geist so verknöchert und mein Herz so zusammengezogen, als ob es in einer Schüssel Essig schwämme, und dazu kam eine körperliche Indisposition, die mich zu aller Thätigkeit un-

fähig machte, und der Mai erwachte und lachte mich an, und das grüne Kabinet der Natur lud mich ein und sprach „komm! komm!" und die fröhlich dahin rollenden Ströme murmelten und schwazten: „komm! komm!" und die schlagenden Nachtigallen und die jubilirenden Lerchen sangen: „komm! komm!" und die säuselnden Blätter und die lispelnden Zweige riefen: „komm! komm!" und das Stahlbad der Lüfte, welches von den blauen Bergen in die Ebene herabrann, sagte: „komm! komm!" und mein Arzt sprach auch, nicht: „komm!" sondern „marsch hinaus, in die Luft!" und so machte ich denn die gerade Reise nach der schönen Augusta. Aber glauben Sie ja nicht wie jener Vater der Maria Galanthae, wohin sein Sohn zog, für eine galante Maria hielt, ich meinte mit dieser Augusta eine lebende Schöne, ich meine „Augusta Augsburg." Nun könnt ich Ihnen, wenn ich von meiner dichterischen Freiheit Gebrauch machen wollte, Abentheuer auf der Postkutsche erzählen, von schönen Reisegefährtinnen, von angeknüpften Bekanntschaften u. s. w., allein von einem Abentheuer war so wenig etwas zu sehen als von einer romantischen Natur. Der Weg von München nach Augsburg ist langweilig wie eine Kapuzinerpredigt, öde wie unser Theater bei klassischen Stücken und flach wie unsere Tageskritik. Unsere Eilwagen hatte eben nicht viel Eile, und so kam ich gegen halb Zwei an das Ziel unserer Reise. Unter den Flügeln des „weißen Lammes," schüttelte ich den Staub von meinen Sinnen und Füßen, wusch meine Hände in Wasser nnd Unschuld und zugleich alle Schreibetinte

mit ab, welches mir lange nicht gelingen wollte, und ich war versucht mit Lady Macbeth zu sagen:

„All the parfums of arabia shall not sweeten this little hand!“

und ich nahm mir vor, 14 Tage keine Zeile zu schreiben, selbst wenn alle Leser sich darüber freuen sollten, und selbst wenn Ihr blaues Koller-Aederchen, meine holde Freundin, auf der gewölbten Stirne noch mehr anschwellen sollte. O, vierzehn Tage nichts schreiben und kein Theater, welche Wonne! Wissen Sie, meine schöne Freundin, wie ich mir das Paradies denke? Sehr oft Spargel und sehr selten Theater, sehr viel Abonnenten und gar keine Jesuiten, einen rechtlichen Verleger und keine Druckfehler, eine schöne Frau und keinen Hausfreund. Wenn Sie, meine schöne Freundin, Augsburg einmal auf längere Zeit besuchen, und diese interessante Stadt näher kennen lernen wollen, so empfehle ich Ihnen zu diesem Zwecke das „neueste Taschenbuch von Augsburg,“ herausgegeben von J. C. Wirth. Ein solches Buch hat der Stadt Augsburg längst gefehlt, und es ist selbst für Nicht-Augsburger von Interesse. Es ist mit Umsicht geordnet, und mit einer ansprechenden Einkleidung verbindet es einen mannigfach bedeutsamen Inhalt. Die Ausstattung ist so nett und so sauber und die vielen Kupfer so sorgsam und schön, daß der mässige Preis erstaunenswerth ist. Mit diesem Buche in der

Hand fing ich meine Wanderung an. An meiner Seite der Blitz. So hat nämlich die schöne Dlle. Hagn, die auch im weissen Lamm wohnte, den dortigen Lohn-Laquai genannt, und ich mache hier mit einem Federzuge zwei Menschen unsterblich! Die Stadt Augsburg sollte nach ihrer Bauart, nach ihrer Größe und nach ihrer Lage die Residenz Bayerns seyn. Die Stadt kömmt mir vor, wie die Frau Venus, ihr höchster Reiz liegt in ihrem Anmuthsgürtel, und dieser Gürtel ist die breite Maximiliansstrasse, die wahrhaft imposant wie ein breites Gnadenband durch die Stadt flattert. Aber wenn Sie durch die Strassen zu Fuß gehen wollen, so hüten Sie Ihr niedliches Füßchen, meine holde Freundin, denn die Steinchen sind lauter Epigramme klein und spitzig. Es sind zwar wenig Trottoirs, da aber die, welche da sind, leben gesellig zusammen, ohne Unterschied der Stände, ein hochgebornes schließt sich eng an ein niedergebornes an, — so daß man auf jeden Fall gefaßt seyn muß, und es wäre so übel nicht, wenn sich die Menschen an den Trottoirs ein Beispiel nähmen. Es war gerade Dult als ich da war, sie muß aber sehr schlecht gewesen seyn, denn viele Hütten waren so entkräftet, daß sie noch acht Tage nach der Dult den Platz nicht verlassen konnten.

Gewiß, meine holde Freundin, werden Sie auch gleich fragen „und das Theater? und das Theater?" O, meine Schöne, auch hier geht es wie überall mit dem Theater bergab. Hier aber auch Verlach-bergab!

Den großen Streit der Torys und Whigs, der Herren Huber und Weinmüller werden Sie wohl in den Times gelesen haben. Noch weiß man nicht, wer Direktor bleibt oder wird, und lebt in gespannter Erwartung, nur das haben die Augsburger vor uns Münchner voraus, wir leben nicht einmal mehr in einer Erwartung. Das Theater in Augsburg ist blos abgelegen, unseres aber ist abgestanden. Die Beleuchtung des Augsburger Theaters ist verhältnißmäßig viel besser als unseres hier, unser Theater hier scheut es, wenn man dasselbe von irgend einer Seite beleuchtet. Das im Finstern Tappen ist der Charakter unsers Theaters und das Publikum muß dieses Schicksal theilen.

Sie wissen, meine holde Freundin, wie ungerne ich vom Theater rede, Sie erlassen mir also die Pflicht, Ihnen etwas über das Augsburger Theater zu sagen, daß Hr. Urban hier mit großem Beifall spielte, wissen Sie ohnehin und das kann Sie nicht wundern. Ich will Ihnen lieber erzählen, daß Augsburg eine sehr schöne Umgebung hat, daß sich ein Kranz herrlicher Punkte um die schöne Stadt schlingt, und daß Sie nur vor das Thor hinaus zu gehen brauchen, um die angenehmste Luft, die herrlichste Umgebung und die reizendste Aussicht zu haben. Die Menge prächtiger Landhäuser und Besitzungen, welche die Einwohner vor der Stadt haben, geben diesem Theile ein belebtes, freundliches und wohlthuendes Ansehen. Ich verdanke es der ausgezeichneten Freundlichkeit ei-

nes Theils der Einwohner, durch ihre Güte sehr schnell die schönsten Partien und Punkte kennen gelernt zu haben. Die schönsten Punkte sind unstreitig: Kobell und Wellenburg, von denen man eine der schönsten Ueberblicke über die mit unzähligen Ortschaften besäete Fläche, und über die Stadt hin genießt. Sodann bieten sich Oberhausen, der Ablaß, Siebenbrunnen, Siebentisch, die Insel, der Schießgraben u. s. w. als Ausflugorte dar. Auch ein Tivoli ist hier, in welchem viel geschwiegen und viel gestrickt wird. „Lueg-Insland" ist ein wunderschöner Ort nah an der Stadt, von welchem Sie einen der reizendsten Ueberblicke über die ganze Umgegend haben. Ein besuchter Versammlungspunkt ist „der Hase" in Göggingen. Ich war noch am letzten Tage meiner Anwesenheit in Augsburg, mit einer liebenswürdigen Gesellschaft da. Es sollte im Salon getanzt werden, und in Ermanglung der Musik wurde nach dem Posthorn des Postillons getanzt. Die Noth macht erfinderisch! der Postillon war nicht etwa ein Postillon d'amour, aber dennoch tanzte man rasch darauf los; „wer gern tanzt, dem ist leicht geblasen!"

Somit, meine theure Frerndin, wäre meine Ohrbeichte zu Ende. Ueber das gesellige Leben allda kann ich Ihnen wenig sagen, weil mein Aufenthalt zu kurz war. Ich fand die Menschen sehr gefällig, gebildet, angenehm, die Frauen liebenswürdig und fein gebildet, und diejenigen Personen, mit denen ich näher bekannt wurde, von einer liebenswürdigen

Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit. Es soll sonst zwar im geselligen Leben eine schroffe Absonderung hier statt finden, dem Fremden jedoch, welcher Zutritt in bedeutende Häuser hat, kann sich dieses nicht kund geben. Und damit leben Sie wohl, meine holde Freundin und senden Sie bald wieder einen Courier mit Blumen und — beladen an Ihren armen Musensohn.

Die Rose vom Grabe.

(Aus meinem Leben.)

Wer kennt das unerforschliche Geheimniß der Ahnung? Wer erspäht den geheimen Zug des menschlichen Herzens? Wer lüftet den Schleier der Sympathie? Wer erforschet das magische Gewebe der magnetischen Naturen? Wer begreift das Zauberband, welches die Körper- und die Geisterwelt verbindet? Wer sieht mit offenen Augen die Schwindelbrücke, die zwischen Zeit und Ewigkeit sich aufbaut? Wer erklärt die schauerliche Symbolik der Träume?

Die süße Angst, die bei Erzählung schauerlicher Geschichten uns ergreift, das wollüstige Grauen, welches dann Herz und Seele erfüllt, das namenlose Seelenhinhorchen nach den Erzählungen des Unbegreiflichen, alles das bürgt uns dafür, daß ein unsichtbarer Faden unser Wesen an eine geistigere Welt knüpft und bindet.

Es war im Jahre 1829, als ich auf einer Reise von München nach Berlin einen Tag in Augsburg verweilte. Es

war der Tag des Festes der Gräber. Die Herbstsonne erwärmte die zum Winterschlaf sich anschickenden Fluren, und die Natur sendete noch einen freundlichen Abschiedsblick den Spaziergängern zu. Die Menge wandelte nach dem Kirchhofe, und auch ich schloß mich dem Zuge an.

Der Kirchhof war sehr besucht. Die Gräber alle waren mit Blumen und Jasmin, mit Rosen und Cypressen frisch bepflanzt. An jedem Grabe saß oder kniete oder lehnte ein trauerndes, ein weinendes Wesen; Thränen der Erinnerung benetzten den kalten Stein, und die Thauzähre der Wehmuth fiel in den Kelch der offenen Blumen nieder. In einer sonderbar bewegten Stimmung durchwandelte ich den Kirchhof. Das Andenken an theure Todte, an ferne Lieben, an eingesargte Freuden, zogen wie Geisterruf aus Kinderjahren zu mir her. Es war mir schauerlich und doch wonnig, wohl und doch weh zu Muthe. Ich dachte: wenn du nun selbst da eingesargt würdest, da gäbe es keine freundliche Hand, die deinen Todtenhügel mit Blumen bekränzte, kein liebendes Auge schenkte dir eine wohlthuende Thräne, kein treues Herz brächte dir am Feste der Gräber einen Zweig des freundlichen Andenkens!

In solchen düstern Gedanken vertieft, gerieth ich an ein frisch aufgeworfenes Grab. Man hatte hier eben vor einer Stunde ein Mädchen von sechzehn Jahren, eine Braut, ein-

gesargt. Die Eltern und der Bräutigam standen weinend um das Grab, und die Freundinnen schmückten das junge Grab mit Rosen und Blumen und grünen Gewächsen. Voll Schwermuth neigte ich mich nieder, brach eine halbaufgeblühte Rosenknospe vom Grabe ab und zog in trüber Stimmung weiter. Als ich mich dem Ausgange des Kirchhofes näherte, fiel mir eine Tafel in die Augen, auf welcher folgende Worte standen:

„Ehret das Eigenthum der Todten; die Blumen sind „das Eigenthum der Todten!"

Diese einfachen Worte machten einen lebhaften Eindruck auf mein aufgeregtes Gemüth. Unwillkührlich fiel mein Blick auf die Rose in meiner Händ, und mit einem leisen Schauer mußte ich mir selbst den Vorwurf machen, die Zierde eines kaum geschlossenen Grabes muthwillig abgepflückt zu haben. Schon war ich im Begriff, zurückzugehen, und die Rose wieder auf das Grab niederzulegen, allein eine gewisse falsche Schaam vor mir selbst hielt mich davon zurück, ich wollte mich selbst von der Anwandlung eines schwachen Aberglaubens, wie die Vernunft alles nennt, was ihr im Reiche der Gefühle nicht klar ist, nicht besiegen lassen, und so verließ ich denn mit der Rose in der Hand den Kirchhof.

Die Sonne war schon zu Rüste gegangen, ich durchirrte noch eine Zeitlang im Dämmerlichte die schönen Anlagen,

welche die Stadt Augsburg umgürten, und kam etwas spät in meinen Gasthof zum weißen Lamm zurück.

Ich setzte die halbgeöffnete Rosenknospe in ein Glas Wasser auf meinem Lesetische, rückte diesen an mein Bette, und las noch im Bette bis ungefähr gegen Mitternacht, wo ich das Licht austhat und in jenen Zustand des Halbwachens versetzt wurde, in welchem die Sinne zwischen Schlaf und Wachen schwankend, wie matte Abendvögel immer mehr erdwärts fliegen und nur kaum noch im leisen Flügelschlag sich regen.

Da füllte sich mein Zimmer plötzlich mit einem sanften Lichte, ohne daß ich sehen konnte, woher es ausging; die Thüre meines Zimmers öffnete sich geräuschlos, und eine blasse geisterartige Gestalt, mit weißen Grabgewändern, die Todtenkrone auf dem Haupte, schwebte langsam durch sie herein. Das bleiche, aber noch immer schöne und verklärte Antlitz eines lieblichen Mädchens sah aus regungslosen Augen starr auf mein Bett und bewegte sich mit vorgehaltener Hand zu mir heran.

„Warum hast du die Todten beraubt?" fragte mich die Erscheinung mit dumpfer, klagender Stimme, und dabei starrte das lichtlose Auge unverwandt nach der Rose im Glase, „warum hast du mir die Rose genommen, welche treue Liebe auf meine irdische Decke gepflanzt?" Mir stockten alle Pulse, ich

saß halbaufgerichtet im Bette, und konnte kaum athmen. Näher an meinen Schreibtisch heran schwebte die Erscheinung. Sie streckte die Hand aus, nahm die Rose aus dem Glase, hielt sie mit der einen Hand mir hin, winkte mit der andern Hand und sprach:

„Komm und gieb selbst den Todten deinen Raub zurück. Folge mir und pflanze mir die theuere Rose wieder auf die geheiligte Stelle!"

Dabei hielt sie immer die Rose mit der einen Hand hin und mit der andern winkte sie unaufhörlich. Wie mit magischer Gewalt hing mein Auge an der Rose, deren Blätter sich aufzuthun schienen, um mich zu rufen. Ich erhob mich aus dem Bette, immer im schauerlichen Zauber von der Rose angeweht, zog sie mich unwiderstehlich nach sich fort. So zog die Gestalt fort durch die öden, mondscheinbeleuchteten Straßen durch das Thor hinaus, und ich zog, immer meinen Blick wundersam an der Rose geheftet, mit fort. Endlich nahten wir dem Kirchhofe. Die Thüre öffnete sich geräuschlos, wir zogen hinein. An der Thüre erhob die Erscheinung die weiße Hand und zeigte auf die Tafel, und mit Flammenzügen las ich die Worte:

„Ehret das Eigenthum der Todten!"

Weiter über Gräber und Leichensteine zog die Gestalt, und ich immer nach, festgezaubert an der Grabesrose. Da kamen wir an das frische Grab des sechszehnjährigen Mädchens, es war aufgemacht. Die Hand der Gestalt senkte sich, und zeigten mit dem Finger nach der Stelle, wo am Rosenstocke die Knospe fehlte. „Grabräuber!“ schrie sie dumpf auf, „bringe mir die Rose meines Bräutigams nach!“ Damit reichte sie mir die Rose hin, die ich regungslos nahm, sie stieg hinab ins Grab, sah mich mit stieren Augen an, und legte sich in den Sarg. „Meine Rose!“ tönte es noch einmal, und ich fühlte mich mit der Rose hinabgezogen, ich neigte mich zu ihr nieder, und das Grab schloß sich über uns beide. Ich schauerte zusammen und erwachte, mein erster Blick fiel auf das Glas, in welchem die Rose war. Die Rose war verschwunden.

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden.

Raketen and Feuerräder praſſelten in die Luft, blaues, rothes und grünes Feuer flammte in leuchtenden Kugeln auf, Schwärmer platzten und ſchneiten Lichtflocken durch den Nachtſchleier herunter; Alles um mich ſchrie; „ach!“ und „o!“ und „bravo!“ tönte es ringsherum und Alles freute ſich ob dieſer Lichtmaſſen und Feuerwolken, und ich ſtand am Fenſter und ſah hinaus in die Ferne, die gränzenlos wie unſere Wünſche, und dunkel wie unſere Zukunft vor mir lag, und nach jedem aufgeflammten Lichtmomente und nach jedem „ach!“ trat eine deſto dichtere Finſterniß ein, ſo wie nach einer erloſchenen Hoffnung die Troſtloſigkeit ſich feſter und fühlbarer um uns herlegt, und ich ſah hinauf zum Himmel, der wie eine Veilchenglocke über mich geſtürzt war, und am fernen Horizonte ſtand der Abendſtern mit ſeinem freundlichen Schim-

mer und schien der hinabgesunkenen Sonne sehnsüchtig nachzusehen, wie ein kleines Kinderköpfchen der forteilenden Mutter, und noch im Forteilen warf er den milden, weißen, weichen Lichtblick zurück auf den verdunkelten Nachtigallen-Bauer der Erde, der zu seinen Füßen tief unten lag, wie eine schlafende Frau, die mit der Schlummerdecke neben sich, alle ihre schlummernden Kinder bedeckt hat, und auch mir leuchtete er in das wehmüthige Antlitz, und schien mich anzulächeln und zu fragen: „Nun, und du, kleines Kind, schläfst du noch nicht? bist du noch nicht eingelullt mit den tausend und tausend Schlafliedlein des Lebens, um am andern Morgen wieder zu neuen Klaggesängen und Trauerliedern zu erwachen?" — „Nein," erwiederte ich, „mein wehmüthig freundlicher Abendstern, denn es ist hier ein Feuerwerk, und die Menschen ergötzen sich an diesem Lichtmeere, an diesen Feuerwelten und an diesen Gluthflammen."

Da sah der Abendstern nieder zur Erde, und suchte, und suchte lange, und suchte ängstlich, endlich fand er im Grase etwas, das ihm dünkte, als ob es Licht seyn könnte, und er sagte: „Wie? seh' ich dort nicht im Grase einige Johanniswürmchen glimmen? Dort laufen unansehnliche Lichtpünktchen wie die Lichtfäden im ausgebrannten Zunder untereinander, und eine Menge Kinder stehen herum und gaffen und freuen sich, was ist das? — „Das," erwiederte ich, „das nennt man hier auf der Erde ein Feuerwerk." — „Ein Feuerwerk?"

lächelte der Abendstern und blickte um sich her; „dahier schwimmen Millionen und abermal Millionen Sonnen in dem ewigblauen nie versiegenden, griechischen Aetherfeuer, und Myriaden Lichtwelten schimmerten wie Myriaden goldene Nägel am blauen Baldachine, und keines dieser unendlichen, ewigen Feuerwerke erlosch, und keine dieser Feuerkugeln brannte aus, und keine dieser Sternenraketen ließ eine Rußdüte auf seiner Bahn, und alle diese Gluthen dauern ewig, und diese Sternen-Pyrotechnik steht seit urewigen Zeiten, und der unsichtbare Feuerwerkmeister hoch über der den blauen Soffiten erhält kein „bravo!" von euch, und kein „ach!" entfährt eurem Munde, und diese unendliche Feuer- und Lichtwerkfronte baut sich alle Abend auf vor euch, und steigt mit flammenden Inschriften in die unermessene Höh, und ihr klatscht diesem Schauspiele nicht ein einziges Mal ein „fuora!" oder „da capo!" zu!" so sprach der Abendstern und verbarg sich wehmüthig hinter dem Rande des fernen Horizonts, wo er das nachschleppende Purpurkleid der hinuntergesunkenen Sonne erfaßte und mit ihr verschwand.

Ich aber stand da allein, das Feuerwerk war ab- und ausgebrannt, und eine namenlose Wehmuth leuchtete in meinem Herzen wie die ewige Lampe in einem Todtenhause, und ich wickelte mich in die Finsterniß ein, wie ein weinendes Kind in die Schürze seiner Wärterin, und alle ausgebrannten und ausgeflammten Feuerwerke meines Lebens lagen um

mich: die Jugend mit ihrem goldenen Scheine, die Freundschaft mit ihrem blauen, kraftvollen Lichte, die Hoffnung mit ihren grünen Frühlingslichtern und die Liebe mit ihrer Rosaflamme, mit ihrer hochaufleuchtenden Gluth, mit ihrem großen Sonnenwendefeuer, und mit ihrer heiligen Lohe; Alles, Alles, Alles war ausgebrannt, und nur das nackte Gerüste stand kahl da, an welchem die Täuschung dieses Feuerwerk anzündete. Ich warf mich nieder in das Gras und kühlte im Thaue die thränenheiße Wange.

Die Erde.

Es war eine Zeit, da liebte ich sie und sie liebte mich wieder, und ich war ein Gott, ein Kind! Ich lag wie ein Kind an dem vollen Busen des Lebens, und das Leben sah mich an mit seinem Frühlingsblick, und ich umschlang mit beiden Händen den schönen üppigen Hals des Lebens, und es lächelte mich muttermilde an und tränkte mich aus der Brustquelle seiner frischen Säfte, und da flossen mir alle Glieder voll Lust und Kraft! Das Daseyn blühte mir entgegen, wie der erste Kuß auf der Lippe der Geliebten; wo ich hinsah, sprang ein Frühling empor, jede Blume war mir ein Mensch, der mich anlachte, und jeder Mensch eine Blume die mir zunickte; in jedem Auge sah ich meinen und den unendlichen Himmel, und in jedem Laute bebte mir das Geständniß meiner, ihrer und aller Menschen Liebe selig zu, und ich fühlte mich so gut, so fromm, und so nahe Gott! Ach, ist denn die wahre Liebe etwas anders als die Sichtbarwerdung Gottes in der Gestalt der Geliebten? Ist sie etwas anders als eine

Wandlung des Himmlischen in irdische Form? Ist sie etwas anders, als eine fromme Anbetung des Unsichtbaren vor dem Gnadenbilde seines Herzens?

Ich habe geliebt! ich habe diese Liebe gepflegt und großgezogen, ich habe sie großgezogen wie eine Mutter ihr einziges Kind, mit Lachen und Weinen, bald bei schlaflosen Nächten und rothgewachten Augen, bald mit Singen und Trillern; ich habe diese Liebe auf meinen Armen getragen, an's Herz sie gedrückt, ihr die Augen sehnsüchtig geküßt, ich habe sie genährt mit meinem Herzblute, und sie gebadet im warmen Odem meiner Zärtlichkeit; ich habe sie lallen gelehrt durch das Zuflüstern des Kosens, und habe sie gehen gelehrt an dem Gängelbande der Zuversicht; sie wuchs empor diese Liebe, und sie wurde mein Alles!! — Da, als sie groß war und mein Alles, da faßte ich sie so recht in Arm und wollte meinen Blick tauchen in ihren Seelenquell, und mein Leben trinken aus ihrem Blick, und mein Daseyn erkräftigen an ihrem Antlitz, und mein Ohr lauschend legen an das Pulsiren ihres Herzens, da, — da, — da war sie erstarrt, kalt, leblos. Sie liebte mich nicht mehr. — Ich betrachtete die schöne Leiche der Liebe lang, lang, lang und schmerzlich, ich küßte die todte Lippe und senkte diese todte Liebe ein in den Sarg meines Herzens, und der Sargdeckel schlug zu und um den Sarg herum in mir ist nun ein Haus der Trauer; des Lebens gold'ne Lichter sind niedergebrannt in meinem Innern; herausgewun-

den sind die Blumen aus meinem Leben; mein Daseyn hat seine bunten Klänge ausgetönt; Sterne ziehen auf und nieder, und Frühlinge tanzen ihren Blüthenreigen um mich herum wie um ein verwittertes Grab. So wandle ich still herum und trage den Sarg meiner Liebe und in ihm meine todte Liebe mit; und nur zuweilen in stiller Nacht mache ich mit schauerlicher Wollust den Sarg auf, und schaue mir die Leiche an, und nehme sie heraus und küsse sie und schmücke sie mit neuen Blumen, und lege sie wieder still hin und senke sie wieder hinein in das finstere Herz! Ach! sie ist aber nicht todt, ich hielt sie lange dafür, aber sie ist es nicht! — Ich gieng hinab Abends in die Strasse, und an der Theatinerkirche trat mir plötzlich die Huldgestalt meiner Geliebten entgegen, und ich bebte zusammen im süßen Schreck, und ein gold'ner Tag überflog mein ganzes Wesen, und ich hieng an ihrem Anblick wie der Sterbende an dem Ton der letzten, kirchlichen Tröstung. Da erwachte die Liebe in meinem Herzen, denn, ach sie war nur scheintodt; sie erwachte und pochte in meinem Herzen an die Seitenwände und krazte an dem Sargdeckel, daß alles Blut aus den Herzadern schwoll und quoll, und das Herz gieng mir auf und die Liebe hob sich neu belebt empor und stieg aus, und hieng sich mit lebensgieriger Lippe an den Anblick der reizenden Gestalt. Sie aber, die Heißgeliebte, war hinabgegangen und nur noch aus der Ferne sah ich sie, und die Dunkelheit legte sich wie ein nasses Gewand um den zarten Bau der Glieder bis sie mir ganz unsichtbar wurde.

Ich aber stürzte aus der Straße hinaus, mir waren die Menschenhäuser und Häusermenschen zur Last, ich wollte allein seyn. Aber es schien, als ob die Straße sich verlängerte, und mir zu beiden Seiten immer mit fortschritte; je größere Schritte ich machte, desto mehr schienen die zwei Häuserreihen wie die Fühlhörner einer Schnecke sich vorzuschieben, und hohnlachend mir zur Seite mitzugehen.

Als ich hinaus kam, war das letzte Abendroth heruntergetropft, und rann durch die sich schüttelnden Blätter hernieder. Ein weisser Nebel wälzte sich von den Bergen hernieder, und rollte sich über die Ebene hin, als wollte er sie einhüllen in eine Baumwollendecke vor dem kalten Odem der Nacht. In mir aber war es stürmisch, und ich hätte mit jedem Schritte die Erde unter mir wegstossen mögen, und ein namenloser Schmerz gieng wie ein Erdbeben durch mein Wesen, und ein kaltes Weh überschauerte mein Herz wie der Herbstwind einen Grabhügel, und ein langer riesiger Jammer ergriff mich, und trug mich klagend duldend in die Höhe, und ich wickelte nasses Gewölk um meine trocken glühende Stirne, ohne sie zu kühlen, und ich schwamm in einem Meere von Licht, ohne daß mein Herz hell wurde. Da warf ich einen Blick hinunter in die Tiefe, in welcher die Erde, wie ein vom Himmel gefallener Stern, lag. Um die Erde herum aber loderte und spielte ein farbenloses Feuer, und alle Winde fachten das Feuer an, und die Erde, die im Feuer sich dre-

hete, begann nach und nach zu erglühen, und immer tiefer drang die Lohe ein, und immer glühender wurde der Erdkern, bis er endlich gluthroth und durchsichtig entbrannt war, wie eine Lichtkugel, und die Locken der Wälder waren niedergebrannt, und die Berge schmolzen hernieder in das Endlose, und nur die runde Erdnuß war durchglüht und schimmerte wie eine Feuerglaskugel zu mir empor. Ich aber konnte durch die ganze Erdkugel durchsehen, und ich sah, wie in ihren erglühten Adern das Blut der Erze hinrollte, und ich sah das Geäder der Quellen und Flüsse entblößt vor mir liegen; ich sah, wie die Pflanzen ihr Gift und ihre Arznei kochten, und ich sah, wie die Vulkane ihr Feuer anfachten, und unterirdisch unterhielten; ich sah den Schwefel prasseln, und das Gold heimlich sich läutern. Aber immer glühender und immer röther wurde die Erdkugel, und erschien immer verglaseter. Da sah ich die Erde durch und durch, und alle Todten lagen offen und sichtbar und leuchtend da, und die ganze Erde war nichts als eine Schichtenlage von Todten, und sie lagen alle da, und ich konnte sie alle sehen, und alle Gerippe waren transparent, und aus jeder Augenhöhle schlug ein Flämmchen empor. Und ich sah die tausend und tausend Lebendigbegrabenen, die auf dem Antlitz lagen; und ich sah Myriaden Kinder, die ihr Leben noch zu fordern haben von dem ewigen Vater; und ich sah die Millionen Selbstmörder, die noch krampfhaft die Hand aufs Herz gelegt; und ich sah die tausend und tausend unschuldig Hingerichteten, denen noch

der Schmerz der Unschuld um die Lippen zuckte, und ich sah die unzähligen Opfer, die im Kerker verschmachteten, und die noch an den erglühten Ketten lagen mit den todtgeweinten leeren Augenhöhlen! das Meer aber schien tiefroth, als wäre es nichts als dunkles Thränenblut, zusammengeweint von allen den unglücklichen und jammervollen Menschen, die je gelebt! In diesem kochenden Purpurmeere schwamm ein dunkel erglühtes Felsstück, und es war anzusehen wie ein flammender Rubin, und die Blutwellen bespülten das Felsstück, und es wurde immer glühender und durchsichtiger; mein Blick durchdrang sein Eingeweide, und in seinem innersten Brustkern lag ein kleiner, gedrungener Mann, hellstrahlend, mit ernster Miene, und die Hand lag auf dem Herzen, in dem das edle Blut geronnen war, und die Wimper war herabgezogen wie zum Kommando einer Schlacht, und um den Mund spielte ein bitteres Lächeln, wie die Erhabenheit einer großen Resignation. Und neben ihm lag ein kleiner Degen und ein dreieckiges Hütlein.

Das Fest der Gräber zu München am Allerheiligentage.

Es kann kein schöneres, kein wehmüthigeres und kein heiligeres Fest geben, als wenn der Mensch hinausgeht, um die Gräber seiner Theuern zu besuchen, ihren Leichenhügel zu schmücken, ihren Denkstein zu bekränzen und ihrem Andenken eine stille Thräne, einen geweihten Augenblick der Erinnerung zu schenken. Es ist zugleich ein Fest der Auferstehung, denn aus jedem Grabe steigt das Andenken an ein geliebtes Wesen heraus und füllt die Brust mit süßem Weh, das Auge mit köstlichen Thränen, und wickelt sich um unser Wesen mit einer namenlos wehmüthigen Empfindung, und erweckt in unserm Herzen die stille Sehnsucht nach Ruhe, nach dem ewigen Frieden, das Heimweh nach einer höhern, reinern, bessern, seligern Heimath! Wenn wir in inniger Rührung knien am Grabe einer zärtlichen Mutter, mit welcher wir das Kleinod der höchsten Erdenliebe eingesargt haben; wenn wir die Urne eines milden Vaters in schweigendem Weh umfassen; wenn

wir den kalten Stein mit Thränen benetzen, der uns liebende Geschwister bedeckt; wenn wir den Hügel umklammern, der wonnige Kinder bedeckt, heimgegangen in den ersten Stunden des Frühroths; wenn wir das Grab mit heissen Thränen waschen, welches die theuere Hälfte unseres Lebens umschließt, uns entrückt auf der Hälfte des Pfades; wenn wir aufgelöst in unendlichem Weh, die handvoll Erde mit glühenden Lippen berühren, die zwei Augen umhüllen, welche unsere Sterne im Leben, unser Himmel im Daseyn waren; dann, o dann, in solchen Augenblicken dünkt uns doch der herbste Schmerz nichts als ein Nachgeschmack der Vergangenheit, und eine innere Tröstung dringt als Vorgeschmack einer ewig heitern Zukunft in unser Wesen; alles Weh geht abendmatt in den Thränenwogen unter, und steigt an derselben Stelle, wie die Sommersonne im nördlichen Meere, in des Hoffnungsroths jüngster Klarheit als ein neuer, lichtvoller Seelentag empor. In dem Momente, wo unsere Seele, aus der Nebelnachtseite des Lebens, durch das schwarzgefärbte Glas des Todes, zur Sonne des ewigen Lebens aufblickt, sind alle Gräber nichts als der lichtlose Fußtritt dort wandelnder Freunde, nichts als die kurze Nachlese eines irdischen Weh's, nichts als eine Liebesleiter, die uns im Fortgefühl des höchsten Liebens, an die Unendlichkeit, an die Ewigkeit knüpft!

Nur wenige Gottesacker in Europa können sich an erhabener Schönheit mit dem Münchner messen, und es ist ein

großer und erhebender Anblick, zugleich oft auch ein scharf kontrastirender, den bunten Markt des Lebens in den Garten der stillen Colonie sich bewegen zu sehen! Alle Gräber sind mit Blumen geschmückt, mit Lampen erhellt, und mit Kränzen umgeben. Einfache Grabmäler großer Männer stehen prunklos neben üppiggeschmückte und herausgeputzte Mausoleen reicher Banquiere, die ihren nichtigen Geldprunk noch in das Reich der Todten übertragen. Aber unter allen Monumenten der Zeit, unter allen Denkmälern, sowohl unter denen, welche menschliche Eitelkeit, als unter denen, die menschliche Verehrung und Dankbarkeit unsterblicher Tugenden und Verdiensten errichtete, ehrt keines den Errichter in einem solchen Grade als der Grabstein, welcher sich im hiesigen Kirchhofe auf dem Grabe zweier Brasilianer befindet, Bruder und Schwester, die hier ihren Tod fanden. Nach den Namen befinden sich die einfachen Worte:

„Der Heimath entrückt, fanden sie Sorgfalt und Liebe „im fernen Welttheile, doch unerbittlich des Nor„dens rauher Winter." „Errichtet von Caroline, Kö„nigin von Bayern."

Gesegnet sey die fromme Königin, deren gemüthreicher Sinn die Menschlichkeit in ihren zartesten Rechten erfaßt, und ihnen, poetisch-religiös, auf so edle Weise huldigt. Einst, wenn die gnädige Hand des Allerbarmers einsammeln wird

die Asche aller seiner Kinder aus der Grabesbüchse dieser Erde, wird der einsammelnde Engel an dieser Stelle stehen bleiben, und mit einem himmlischen Lächeln den Namen der erhabenen Errichterin dieses Steines lesen!

Ich legte in stiller Rührung ein paar Blumen auf das Grab dieser fremden Wilden. Ach, wie viel tausend Herzen sind schon stille gestanden in heimathloser Ferne, deren Pulsschlag kein lebendes Ohr belauscht? wie viel tausend Augen haben sich geschlossen, die noch im letzten Brechen vergebens den Blick der Liebe, den Trost des Mitleids, den Zuspruch der Freundschaft suchten? wie viel Hände haben sich zum Letztenmale gefaltet, die nicht Mutterliebe gepflegt, nicht Vaterliebe gedrückt, nicht Verwandten- und und Freundestreue in die ihrigen genommen haben? wie viel tausend Gräber zählt die Welt, die kein Andenken aufbewahrt, kein todter Buchstabe bezeichnet, keine Erinnerung weiht, die heute von keinem Gedächtniß besucht, von keiner Blume geschmückt, von keinem Gebete geheiliget werden? Aber auch an diesen Gräbern weht der Athem der allwaltenden Liebe vorüber, und dem ewigen Aufseher des großen Erdengrabes ist kein Grab unbekannt, und er hat sie alle eingezeichnet in seinem Buche der Liebe, und er sendet heute auch unsichtbare Engel und tröstende Geisterstimmen an die Gräber der tausend und tausend in der Fremde Gestorbenen, und sie wehen ihnen zu die Grüsse der fernen Getreuen, und sie träufeln in Tautropfen auf ihre ein-

samen Gräber die bittern Thränen der von ihnen getrennten Lieben, und sie zünden ihnen an das Seelenlicht der ewigen Hoffnung, daß sie alle einst eingesammelt werden in den Schoos der Ihrigen und in den Schoos der unerschöpflichen Gnade, Amen!

Humoristisches Reiseperspektiv.

(In Briefen an Sie.)

Erster Brief.

„Il mare, la terre, le sphere
Parlan del tuo potere!“

Bad Kissingen.

Daß im reizenden Ton heiterer, einfacher und ermunternder Reiseposttöne ein lebendiges, inniges Entzücken brausend ertönt, ist offenbar häufig anerkannt, noch nie aber glänzender, erschöpfender, lebendiger, treuer, einfacher, natürlicher dargestellt, in Einkleidung so einfach zauberisch, ein interessantes Lebensgemälde erschienen, nie, als natürlich graziös es bei einem Thümmel einfach trefflich erschien. Ihm offenbart hohe allesumfassende Natur namenlose Anmuth; große Empfindungen, drastische Erfindung neben komischen Einfällen machen es immer neu!

Es ist daher sehr schwer, meine Liebenswürdige, noch immer Reiseskizzen und Reisenotizen zu schreiben. Die Reiseabentheuer sind auch so spärlich, daß ich unsere Lustspieldichter gar nicht begreifen kann, wie sie ihre schönsten Intriguen in Gasthöfen auf Postkutschen anspinnen und ausspinnen lassen! Weiß der liebe Himmel, ich habe mein Lebtag die Welt genug in Eilwägen und auf Zauderer-Hauderer und auf Extrapost und zu Fuß durchgemacht, ich habe in großen Gasthäusern und auf Alpenhütten und in Dorfschenken übernachtet, aber nie, auch nicht ein allereinzigstes Mal stieß mir auch nur das geringste Abenteuer auf. Keine Geliebte kam plötzlich herein, kein Stubenmädchen hielt mich für einen andern, kein verkleideter Liebhaber hielt mich für einen Nebenbuhler, kein gebrochenes Rad warf eine Dame in meine Arme, kein amerikanischer Onkel überraschte mich, keine unglücklich liebende Wirthstochter warf sich in meinen Schutz, auch nicht einmal eine armselige Feuersbrunst führte mir eine halb enthüllte Grazie entgegen, kurz es begegnete mir auch nicht ein einziges Abenteuerchen, wofür ein Buchhändler auch nur zwei Groschen gegeben hätte, wenn ich es hätte drucken lassen wollen! und ich bin doch, beim Zeus! ein Kerl, der seinen Siegwart gelesen hat, der mit Lafontaine's Helden auf der Post gefahren ist, und mit Clauren's Helden Austern gegessen hat, daß einem das Wasser in den Mund lief! Es ist zu arg! Diesesmal aber, meine Reizende, schwör' ich bei der Philoso-

phie des Dey's von Algier, welcher jetzt in Livorno Schiller's Resignation ins Afrikanische übersetzt:

„Des Lebens Dey blüht einmal und nicht wieder!"

Diesesmal, meine Angebetete, kehre ich nicht zurück, ohne daß ich irgend ein Abenteuer bestand. Ich habe im Voraus vier und zwanzig Gedichte an alle mögliche Reiseschönheiten mitgenommen, und am gehörigen Ort applizirt, müssen sie Wirkung machen, oder ich will all mein Lebtag in Karlshuld die Natur bewundern! Strafe haben Sie ohnehin verdient, meine Theure, dafür, daß Sie meinten, wir glaubten, die Damen könnten einem Gedichte von uns nicht widerstehen, und zur Strafe werde ich Ihnen meine Abenteuer ganz wahr mittheilen. Noch weiß ich aber nicht, von welcher Art es seyn wird, denn aufrichtig gesprochen, schreibe ich den Anfang meines Reiseberichts noch in München, in meinem Moritz-Ruh. Aber da ich meinen Postschein bis Nürnberg schon in der Tasche habe, für welchen ich dreizehn Gulden bezahlte, so wußte ich nicht, warum ich nicht für dreizehn Gulden Abenteuer auch antizipiren sollte? Zum Ueberfluß weiß ich noch, daß morgen noch ein Mädchen aus Reichenhall mitfährt, was bedarf es mehr um ein Abenteuer fertig zu schmieden? Ein Mädchen, ein Postwagen, ein Dichter, und ein Weinreisender findet sich ganz gewiß noch dazu, das sind alle vier Elemente des Abenteuers beisammen. Das Mädchen macht die Luft, der Wagen

die Erde, der Dichter das Feuer und der Weinreisende das Wasser! also frisch angefangen: „Erlauben Sie!" sagte ein Stimmchen so zart, wie das Sotte voce einer Fodor, und diesem Stimmchen folgte ein Figurchen in dem Wagen, und ein Füßchen schob sich zwischen uns durch, ein Füßchen, ha! ein Füßchen, welches man gesehen haben muß, um es ewig wieder zu sehen. Das Mädchen setzte sich in den Fond-Winkel, mir gerade gegenüber; und unter dem Hut blitzten ein paar Augen hervor, die auch einen Menschen, der nie dichtete wenigstens zu einem Madrigal entzückt hätten, geschweige denn nun gar mich, mich privilegirten Galanterie- und Liebes-Bazar-Verfertiger! ich schlug züchtiglich die Augen nieder, wie es dem Sohne der keuschen Musen geziemt, und sann eben darüber nach, ob ich das Gespräch mit einem: „Aber diese Hitze!" oder mit einem: „Sie sitzen doch bequem?" eröffnen sollte. Denn die möglichen Folgen dieser zwei Fragen sind sehr verschieden. Das: „aber diese Hitze!" ist ein Luftwurf, sie konnte oder konnte auch nichts darauf erwiedern, es wäre aber von meiner Seite auch nicht verfänglich gewesen; das: „Sie sitzen doch bequem?" aber, mußte eine Definitiv-Antwort nach sich ziehen. Sie mußte doch wenigstens erwiedern: „o ja!" o ja aber sind drei Selbstlauter, die von großer Consequenz seyn können und oft eine endlose Kette von Mitlautern nach sich ziehen. Wer weiß, wie lange ich noch darüber nachgedacht hätte, wenn unser Weinreisende nicht dem Dinge ein Ende gemacht hätte, indem er unternehmend und

anmuthig zugleich, wie alle Weinreisende überhaupt, gleich nach der Hand des Mädchens, wie nach einem Pfropfenzieher geangelt hätte und mit weicher Stimme, wie Laubenheimer, ausgerufen hätte: Auf der Reise ist es immer gut, wenn man einen Engel mit hat!"

So meine Theure, könnte ich meinen Roman fortspinnen, aber nein, ich will aufrichtig seyn. So war es nicht. Sehen Sie, ich ließ mich bis nach Nürnberg einschreiben, aber schon in Ingolstadt änderte ich meinen Entschluß und ließ mich nach Würzburg einschreiben. In Gunzenhausen erfuhr ich, daß mein verehrter Freund, der Graf von D. auf seinem Gute Altmühl ist, und ich verließ die große Straße, um diesen langentbehrten wieder zu sehen. Die Penaten dieser freundlichen und äusserst geschmackvollen Besitzung nahmen mich gastlich auf; die reizende Umgegend ist entzückend, das Schloß bietet die mannigfachste lieblichste Aussicht dar, und nie ist ein „Beatus ille" passender angebracht worden, als an der Decke des äusserst eleganten Salons in diesem Schlosse. Wir ließen die Heerschau verflossener Stunden aus dem Gedächtniß heraussteigen, und da jede Erinnerung mich wieder zu Ihnen führt, so schreibe ich Ihnen von hier aus diese Zeilen. Die Ueberschrift: „Bad Kissingen" ist also bloß ideale Idee; da ich mich ganz meiner Phantasie überlasse, so weiß ich nicht, woher meine nächsten Zeilen an Sie datirt seyn werden.

Bis dahin möge jeder Lufthauch Ihnen zuwehen, mit welcher Sehnsucht ich zurückdenke an die Stadt, die Sie, meine Holde umschließt! Mein Entschluß ist nun entschieden, ich nahm nämlich in Gunzenhausen geschwind Extrapost, langte in einem „Trara!" in obwaltender Hitze am Nachmittage in Anspach an. Die Einsamkeit ist namentlich bei irretablen Liedersöhnen die beliebteste, erwünschteste Gefährtin, liefert eifrig im Tagwachen entzückende Träume, malt im Clairobskur hin im Moment magisch erfundene Reize. Gewisse Empfindungen, die ein nachträgliches Koloriren erheischen, malt Einsamkeit immer neu. Haß oder Liebe dichten einsam süßer, elegischer, entwickeln lautere Empfindungen. Das unruhige Herz empfindet regsamern Zauber, mischt Einsamkeit ihm nur eine süße Hoffnung, ein reizendes Zwischenspiel entfernter Nebelgestalten. —

So überließ ich mich denn auch den Gauckelbildern der Phantasie, welche mir Ihr Bild, meine Theuere, vorführten und nur der Postillon, der entweder keine Theuere oder keine Phantasie hatte, unterbrach mich zuweilen mit einer Bemerkung über Pferde-, Wagen-, Weg- und Fütterungsangelegenheiten. Ich muß gestehen, daß man in Bayern auf die höflichsten Postbeamten stößt und überall sogar mit den Bei-Chaisen zufrieden seyn kann. Ich hatte blos das Unglück, von Anspach bis Würzburg ein lahmes Pferd zu bekommen, welches ich für eine ungeheuere Ironie auf meiner Pegasus

hielt. Die Sonne war eben daran, hinter die westlichen Bergspitzen zu sinken, und warf nur eben noch den letzten kokettirenden Lichtblick über die herrliche Gegend, als ich von Berzel wegfuhr; ich war in einer solchen Stimmung, in der man gerade aufgelegt ist, die ganze Menschheit zu umarmen, das werden Sie mir, meine Holde, wenigstens znr Hälfte glauben.

Ich hatte eben Jean Pauls „Kunst stets heiter zu seyn" aus der Hand gelegt, und dachte über die Worte nach:

„Mensch, schaue, aber fühle nicht bloß!"

„Ja, schauen!" rief ich aus, ich schaute das heitere Blau des Himmels an, als wäre es Ihre Augen, ich schaute die zarte Abendröthe, die von den Bergen herabzitterte, an, als wäre es Ihre Rosenwange, kurz, ich war ganz im Schauen vergessen, als eine Stimme mir guten Abend wünschte. Es war ein allerliebstes, niedliches Mädchen, welches zu Fuße nach Uffenheim wanderte, und der Postillon fragte: „Erlauben Euer Gnaden, daß ich sie mitnehme?" Nun wissen Alle, die mich kennen, daß ich glaube, ein ausschließendes Recht zu haben, die Leute mitzunehmen. Mehr aber noch, als die Worte des Postillons, baten die zwei schwarzen Augen der Fußgängerin. Nun sagte zwar Jean Paul: „Mensch, schaue, und fühle nicht bloß!" Ich war aber dennoch so frei zu fühlen, das heißt zu fühlen, daß der Spruch: „es ist nicht gut, daß

der Mensch allein seye," wahr ist. Der Postillon machte Anstalt, sie neben sich sitzen zu lassen; und allerdings war der Postillon auch ein Mensch, der allein war, und der Spruch kann eben so gut heissen: „Es ist nicht gut, daß der Doktor allein 'seye!" als auch: „es ist nicht gut, daß der Postillion allein seye!" Ich hatte also kein Recht, den Postillion um seine Gesellschaft zu bringen. Allein da die Gottesgelehrten schon hinlänglich bewiesen haben, daß man aus der Bibel alles herauskommentiren kann, was einem eben recht ist, so folgerte ich auch Folgendes. Es heißt nämlich im Urtexte noch ferner:

„Ich will ihm eine Gehülfin machen, die gegen ihn sey."

Nun läßt sich doch nicht annehmen, daß schon die erste Gehülfin gegen den Mann war, sondern es ist damit gemeint, die ihm gegenüber, oder vis-à-vis sey. Es war also aus der Bibel erwiesen, daß ich das Mädchen mir gegenüber sitzen lassen mußte. Ich nahm also meinen Reisesack, der auf dem Rücksitze lag, legte ihn neben mich hinauf, und sagte zu dem noch immer unentschlossenen Mädchen: „O Sie können sich da hereinsetzen."

Bald saß auch die neue Bekanntschaft mir gegenüber, der Postillion schien zwar etwas unzufrieden und wir rollten weiter in den Abend hinein. Ein Feld, auf dem eben Korn

geschnitten wurde, bot mir ein Feld dar, um mein Gespräch's Korn auszustreuen, und mein Korn brachte zehnfache Saat hervor; ich wußte bald, daß sie eine Professionistentochter aus Uffenheim ist, die sich in Bergel verspätete, und die in Anspach einen Bräutigam hat. Das Mädchen und der Abend waren hübsch und milde, fromme und milde Gedanken stiegen in mir auf, ich dachte nämlich: „Saphir, du mußt die Menschen doch nicht immer gegen Dich haben, Du mußt trachten, sie auf Deine Seite zu bekommen!" Es handelte sich nun darum, wie ich meinen Reisesack von meiner Seite fort und das vis-à-vis an meine Seite her bringe, ohne den Reisesack und meine Würde zu verletzen. Allein ein Genie hilft sich! Ich hatte nämlich ein sehr schönes Thal im Rücken, und indem ich mich umsah, bemerkte ich ihr, daß sie die schönere Aussicht habe, und im Nu saß ich neben ihr auf dem Rücksitze und betrachtete die Gegend. Ach, wenn nun in diesem Augenblicke ein Münchner-Redakteur vorübergefahren wäre, und hätte seinen Bazar-Redakteur mit einem Bauernmädchen auf der Extrapost fahren gesehen, beide auf dem Rücksitze, und im Fond des Wagens nichts, als ein Reisesack! welch ein Stoff zu einem anmuthigen Artikel!

Nachdem ich dieses Thal nun sattsam anschaulich bewundert hatte, sagte ich: „Nun kömmt wieder eine schönere Gegend vor uns!" setzte mich wieder hinauf und zog sie mit,

indem ich meinen Reisesack, mit einer philosophischen Verachtung meiner irdischen Habe, von meiner Seite stieß.

So haben Sie mich denn, meine Reizende, an der Seite eines schönen Mädchens, im engen Wagenraume sitzend, in die Nacht hineinfahrend, und ich erzähle bis zur nächsten Post nichts weiter und lasse Sie in peinlicher Neugierde, zur Strafe, weil Sie scherzhafter Weise die Allumfassenheit meines Herzens so sehr zu rühmen wußten.

Wenn es wahr ist, daß Pausen Gedankenstriche sind, so war die Pause zwischen meinem letzten Briefe und dem jetzigen wohl lange genug, um vielleicht wohl einen Strich durch Ihre Gedanken, meine Holdselige, zu machen. Sie sahen mich in meinem letzten Briefe zwischen Mondschein und einem hübschen Mädchen in die liebe Welt hineinfahren. Ich hätte nun Gelegenheit Ihnen viel Rührendes und Poetisches über meine felsenfeste Treue, über meine philosophische Stoa zu sagen, ich könnte alle Sterne, den Jupiter, den Sirius, und sogar den großen Bär zu Zeugen rufen, daß der Mond nie einen ruhigern Poeten beschien, als gerade mich zwischen Bergel und Uffenheim, daß ich den lieben Mond so pflegmatisch ansah, als wäre er eine Apfelsinenscheibe bei einem Berliner Kanditor; allein Sie würden ja doch Ihre Zweifel hegen, und da Sie vielleicht Mad. Weissenthurn's „beschämte Eifersucht" nicht gesehen haben, so würden Sie doch immer noch

einigen Zweifel in meine Kälte oder in meine Wärme setzen, und es ist besser, ich schweige ganz über das zarte Kapitel, so wie über die Trennungsscene und über die Art und Weise, wie die auf Extrapost fahrende Fußgängerin von mir schied; und ich erzähle Ihnen sogleich, daß es bald Morgen wurde, als ich in Würzburg unter den Flügeln des Schwans abstieg und mich sogleich in die Federn dieses Schwans, die leider Gottes Alles nur keine Schwanenfedern waren, begrub. Die Sonne guckte schon ganz hoch in mein Zimmer, welches eine ganz angenehme Aussicht auf den Main und auf die jenseits desselben liegende Festung darbot, als ich meine Augenlieder und nach und nach mich selbst erhob. Ich öffnete meine Thüre und wäre bald wieder eingeschlafen, denn neben mir wohnten zwei reisende Engländer, die eben auch ihre Thüre öffneten, und ich kann keinem Engländer in's Gesicht sehen, ohne schläfrig zu werden; jedoch ermannte ich mich bald wieder, rieb mir die Engländer aus den Augen, und wanderte durch die Stadt hinaus auf das Käppele (ein sogenannter Berg), und übersah die Stadt, die eine noch romanterischere Lage hat als die meinige in der letzten Nacht zwischen Mondschein und Mädchenherzen war. In einem fruchtbaren Thale liegt die Stadt wie eine Nymphe, hingelehnt an den Mainstrom, der wie eine silberne Ceinture sie durchgürtet. Der Main scheint die Fußwaschung der Berge da mit Wohlgefallen vorzunehmen, und die Berge, die mit dem üppigsten Traubenmantel bedeckt sind, schliessen einen liebenden Kreis um die Stadt, die mit ihren

herrlichen Thürmen einen reizenden Anblick gewährt. In den Straßen selbst war es an diesem Tage öde und still, denn die Hitze war unerträglich, und ich glaube, in ganz Deutschland mag es nicht so heiß seyn, als hier, wo die Sonnenstrahlen sich glühend in dem Thalkessel konzentriren. Manchem vornehmen Mann, der hierher versetzt wird, wird auch das Leben sehr heiß gemacht. Was den Fremden besonders anzieht, ist die prachtvolle und imposante Residenz, zu welcher der Fürst von Schönborn im Jahre 1720 den Grundstein legte. Es ist ein eben so imposantes als prachtvolles Gebäude. Unter den vielen prachtvollen Sälen und Zimmern zeigt man vorzüglich den sogenannten „Marmor- oder Kaisersaal," dessen Größe und Verhältnisse allerdings prächtig zu nennen sind. Ein meisterhaftes Deckengemälde von Tinpolo, die in Würzburg stattgefundene Vermählung des Kaisers Friedrich des Rothbarts (**Barbarossa**) vorstellend. Eines Lächelns konnte ich mich bei der Idee doch nicht enthalten, daß die Venus die Braut vom Olymp bringt und sie sogleich an das Ministerium überliefert; es wird der guten Braut bei diesem Quartierwechsel ein wenig gefröstelt haben! Der Künstler mag auch selbst gelächelt haben, denn daß er seinen künstlerischen Satyr eben so besaß, wie alle Künstler, beweis't mir eine faunische Seitengruppe, welche selbst **Venus pandemos** nur mit Erröthen sehen könnte, und die geradezu zu einer Vermählung den wehmüthigsten Abstand bildet. —

In einem andern Zimmer zieht ein Bett die Aufmerksamkeit aller Neugierigen auf sich; ein Bett, in welchem die größten Regenten schon geschlafen, sogar geruht haben sollen. Friedrich der Große, Napoleon, der russische Kaiser u. s. w.

Mir blieb dieses Bett ganz gleichgültig. Ach, meine Theuere, was ist der Mensch ein Narr, ein kurzsichtiger, blöder Thor, ein Kind! Sehen wir denn nicht täglich das große Bett, die Erde, in welchem alle Kaiser und Könige schlafen und alle Päbste und alle Bettler dazu, und alle Dichter und Künstler, und dieses Bett steht von Ewigkeiten fertig und wird doch alle Augenblicke frisch gemacht, und dieses Bett hat eine große Gardine: den Himmel, und eine Tagslampe: die Sonne, und eine Abendlampe: den Mond, und Millionen Allerseelen-Lichter: die Sterne, und wir stehen das ganze Jahr, im ganzen Leben immer mit einem Fuße in diesem Bette, und die Kaiser und die Könige, die da schlafen, lassen uns ruhig neben sich legen, und dieses große Bett sehen wir des Sommers bedeckt mit der grünen Damastdecke, und des Winters mit der Hermelindecke, und wir Menschenkinder, oder vielmehr wir Kindermenschen denken nun am Ende dieses Allerweltbettes gar nicht, und gaffen ein paar seidene Kissen an, auf denen ein paar sorgenvolle Häupter ein paar vielleicht schlaflose Stunden zugebracht haben!

Wir verlassen, meine Reizende, diese imposante Residenz,

nachdem wir noch einmal diesen Platz, den würdigen und herrlichen Präsentirteller dieses architektonischen Juwels, bewundert haben, gehen an das verfallene Haus Barbarossa's vorüber und machen einen kleinen Besuch in dem „Harmoniegebäude," in dem ein Verein der gebildeten und gewählten Gesellschaft Würzburg's ihr Lokal hat, und deren Zweck gesellige Unterhaltung, und eine fortlaufende Bekanntschaft mit der Oeffentlichkeit, Literatur und Kultur überhaupt ist.

Die Leseanstalt, die Sie hier sehen, der Reichthum der Journale uud periodischen Hefte sowohl, als die höchst zweckmäßige Einrichtung und das treffliche Arrangement, übertrifft ähnliche Anstalten in München, Berlin und Frankfurt a. M.

Ein oval-runder Saal mit zwei Gallerien, auf einer antiken Säulenordnung ruhend, ist eben so geschmackvoll als prächtig, und ich bedauerte nur, diesen Saal nicht von den Würzburger Schönen gefüllt, und ihre Augen aus den fast zu überladenen Spiegelreihen zurückstrahlen zu sehen. Nicht wenig war ich verwundert, zu hören, daß in diesem Vereine kein Israelite aufgenommen werden darf; ein Zug, der mich von den eben so biedern als gebildeten Würzburgern nicht wenig in Erstaunen setzte, und man wird fast versucht zu glauben, daß in diesem Punkt der Verein nicht eine „fortlaufende Bekanntschaft mit der Kultur, die fort- und davonläuft" bezweckt. Es ist merkwürdig, daß eine Stadt, die so ganz von

Wein und Weinbergen lebt und umgeben ist, den Weinberg des Herrn doch noch nicht recht bearbeitet hat.

Nun noch einen kleinen Augenblick reichen Sie mir Ihren Arm, meine Theure, um einen kleinen Spaziergang in den Hofgarten zu machen, wo so eben Militärmusik ist. Der schönste Vorzug dieses Gartens ist wohl der, daß eine Menge Nachtigallen in ihm nisten; ich war gerade heute nicht recht glücklich, denn es schien nicht als ob die schöne Welt sich heute versammelt hätte. Es wäre schade, wenn die lieblichsten Sänger des Hains, die Nachtigallen, von dieser lärmenden Musik verscheucht würden, und das kann ich als gewiß prophezeien, denn die zarte Philomele kann das Toben der Blechinstrumente nicht ertragen; und für wahr! die Besucher des Schloßgartens hätten in dem leeren Schall eines Abends einen schlechten Ersatz für die süße Klage und für den süßen Sang der fortgeschreckten Nachtigallen.

Machen wir noch einen kleinen Ausflug nach dem „Platzgarten," das ist ein schöner Garten, wo viel Platz für die Sonne ist, und nur neben Ihnen, meine Holde, ist man da in Schatten gesetzt. Da oben sehen Sie auch „den letzten Hieb," auch ein Vergnügungsplatz der Würzburger, von welchem schon mancher einen Hieb wird davon getragen haben, der nicht der erste und nicht der letzte war.

Nun aber eile ich zu meinem gastlichen „Schwan" zurück, das ist ein Vogel, den ich jedem Reisenden empfehlen kann unter seinem Fittige auszuruhen; man ist und ißt sehr gut da, wird freundlich bewirthet, und selbst der oft unfreundliche letzte Schwanengesang: die Rechnung ist hier **moderato assai.**

Mein steter Reisegefährte, der Mond, ruft mich schon zur Abreise. Sein Horn und das Horn des Postillons locken, ich werfe mich in den Wagen, und morgen früh hoffe ich in Kissingen den ersten Becher Ratkotzy auf Ihr Wohlseyn zu leeren. Bis dahin, gute Nacht!

Die aufgehende Sonne vergoldete gerade die Bergesspitzen, als ich in das Thal hinabfuhr, in welchem das Städtchen Kissingen liegt. Die fränkische Saale flatterte wie ein silbernes Band durch den fetten Wiesengrund und die Hügel und Berge ringsum bildeten ein romantisches Ganze. Bevor ich noch in das Städtchen gelangte, sah ich rechts den Kursaal liegen, links die beiden Partien des Kurgartens und in der einen den Ragotzy- und den Pandurbrunnen. Unser Jahrhundert, meine reizende Freundin, ist an nichts so überschwenglich, als an Badereisenden. Es gehört nun einmal zum Ton ein Bad oder einen Brunnen zu besuchen, und ein großer Theil unserer Damen haben eigene Bade-Nerven, die es durchaus erheischen, daß sie in's Bad gebracht werden. Während

die Nord- und Küstenländer mit einer wahren Wuth sich in die See stürzen und den heißersehnten Wellenschlag mit Ungeduld erwarten, begnügt sich der Südländer mit Mineral- und Saalbädern, mit Trink- und Wasserkuren. Auf jeden Fall sind solche Badereisen der Gesundheit zuträglich, denn nützen sie auch den Frauen wenig, so kann sich doch der Mann zu Hause indessen von seinen Leiden erholen. Der Ton, der in den größern deutschen Bädern herrscht, ist gerade der, der in den größern deutschen Städtchen herrscht. In Baden bei Wien herrscht der ungezwungenste und geselligste Ton, gerade so wie in Wien selbst; man ist fröhlich und zuvorkommend' hingebend und theilnehmend. In Baden-Baden kann man, wenn man will, recht angenehm seyn, weil die Gäste ein Quodlibet aller Nationen sind, und man sich unter sie mischen oder von ihnen entfernt halten kann, wie man will. In Karlsbad hat man aufgehört auf einem Kurplatz zu seyn, hier herrscht eine eben so steife Etiquette, ein Jagen nach Putz und Luxus, wie in den Salons der Residenz, der Charakter des Badeortes ist ganz verloren gegangen In Pyrmont drückt einem der hannövrische Adel, mit seinem schlecht lithographirten Facsimile englischer Manieren, mit seiner leeren Hoffahrt zu Boden; in Doberan muß man durchaus sechzehn Mecklenburger Ahnen und eben so viele Mecklenburger Pferde haben, muß von „Vollblut" und „Halbblut" plaudern können, sonst ist man verloren, oder man muß zu dem elenden Spiel seine Zuflucht nehmen. In Travemünde, welches eines der reizend-

sten Seebäder ist, dominirt der Lübecker Senatorismus; ganz Lübeck ist in Travemünde, und ist man kein Lübecker, so ist man eine Nulle, wenn man nicht anders in den Seekrabben seinen Trost findet. Ueberhaupt ist es in allen Bade- und Brunnenorten schlimm, wo der größte Theil der Gäste aus Einwohnern ein und desselben Ortes bestehen. Ein jeder scheuet sich eine Badebekanntschaft anzuknüpfen, die er doch nachher in seiner Stadt fortzusetzen durch Verhältnisse verhindert ist. In einem Badeorte, wo der Zusammenfluß von Fremden groß ist, nähert man sich gegenseitig sorglos und unbefangen, betrachtet die Aproposbekanntschaft als ein Mitelement der Kur, welches man nachher nicht wieder findet. Eine große Klage in allen Bädern, eine allgemeine, die mir noch in allen Bädern vorkam, ist die, daß sich der Adel und die Patrizier von den bürgerlichen und von sonstigen losen Gotteskindern entfernen, zurückziehen und dadurch, so was man sagt, eine Gêne in der Gesellschaft entsteht. Es ist nicht wahr, sie ziehen sich nicht mehr zurück, als sie es überall thun, es ist in Badeorten nur bemerkbarer, weil wir den Adel so unter uns herumwandeln sehen und ihn immer mehr zu Auge bekommen. Aber glauben Sie mir, meine Theure, die Adelichen seufzen unter ihrer adelichen Langeweile noch viel mehr als wir unter der bürgerlichen Langeweile. Der ganze Unterschied ist der, der Adel gähnt inwendig, wir gähnen auswendig. Daß sich die Badegäste aber nicht unterhalten, ist ihre eigene Schuld, man lasse den adelichen Gästen allen Respect, und alle Achtung, die man

ihnen und ihrer Stellung schuldig ist, aber der Respekt arte nicht so weit aus, daß man sich, mit Respekt zu melden, aus Respekt langweile! Man lasse sich nur nicht geniren, und thue ganz ungezwungen, was einem die Phantasie eingiebt. Aber da ist unsere deutsche Unbeholfenheit wieder; dem gebildeten Adel fällt es vielleicht gar nicht ein, daß sich ein Anderer seinethalben geniren soll, aber der Deutsche genirt sich, es lastet auf ihm, weil von Jugend auf seine rothen Herzkammern mit Aristokratismus spaliert wurden. Wie leicht ist es mit einer Badegesellschaft sich zu unterhalten, wenn sie das Savoir faire besitzt. Ich kam im Jahre 1829 nach dem Seebade Swinemünde; an dreihundert Badegäste ruderten da an der Galeerenbank der Langeweile, und unter ihnen die geistreichsten Menschen, dir liebenswürdigsten Frauenzimmer. „Ums Himmelswillen!" rief ich aus, „gebraucht ihr die Langweilkur?" — „Ach, Sie wissen nicht, lieber Saphir," hieß es, „es sind hier so ein paar vornehme Herren und Damen, die scheiden sich so ab, und es kommt gar nichts zusammen!

Am andern Tage schon hatte ich es weg, daß die vornehmen Herrn und Damen die vornehmste Langeweile hatten, die es nur geben kann. Dabei waren es die liebenswürdigsten und humansten Menschen, sie klagten mir dasselbe, die Badegesellschaft weiche ihnen aus. Ich sagte der Badegesellschaft, da ich einige Zeit dableibe, so gedenke ich mich gar nicht geniren zu lassen, und weder hohe noch geringe Lange-

weile zu leiden, sie möchten mir nur behülflich seyn zu unterhalten, so unbefangen zu thun als möglich, und von allen fremdartigen Elementen keine Notiz nehmen. In drei Tagen hatte ich meine Badegesellschaft so flott gemacht, wir waren so herzlich vergnügt, hatten alle Tage andere Partien und ländliche Feste, gesellige Spiele im Saale, und Schäfermaskeraden, daß vierzehn Tage wie ein Traum vorübergiengen, und Niemand war mehr von den Adelichen genirt, die zwar keinen Antheil an diesen Unterhaltungen nahmen, aber doch von einer gewissen Ferne lüstern zusahen, während sie ihre Dosis Langeweile unter sich repartirten.

Ausflug nach Berchtesgaden.

„Wir gehen heute Abend nach Berchtesgaden," sagten einige Freunde, indem sie des Morgens ohne allen Respekt vor der goldmäuligen Musenfreundin Aurora, in mein Zimmer traten, und mir die schönsten Morgenträume und mit ihnen die schönsten Hoffnungen und Huldgestalten verscheuchten; „wir gehen heute Abend nach Berchtesgaden, und Du, poetischer Seebär, der Du dich immer im Flachland herumtreibst, mußt mit, Du mußt unser Hochland sehen, unsere Berge müssen dich bergen und unsere Seen mußt Du sehen. Also frisch, erhebe deine zarten Gliedmassen und mache dich reisefertig!" Ich schlug die Bettdecke zurück, die Augen auf und die Hände zusammen; vor mir standen der Empfindsame, der Praktische, und der Zarte. Vergebens stellte ich ihnen vor, daß mich eben so viel zarte als empfindsame und praktische Bande und Bänder, Fäden und Seile an das traulichliebe München bänden. Es half nichts, ich mußte versprechen, mitzukommen. Meine

Augen suchten Abends im Theater vergebens die Holdselige, um ihr wenigstens mit einem klagenden Blick sagen zu können, daß ich ein Meer voll Wonne, ihren Anblick verlassen soll, um einen See zu sehen, sie war nicht da! Ich saß da wie eine Bildsäule der Resignation; Dlle. Scherzer hatte kaum den letzten Sprung gemacht, als ich den ersten aus dem Theater machte, um noch schnell unter den Flügeln des „goldenen Hahns" eine Stärkung zu den romantischen Reisegenüssen zu mir zu nehmen und die drei alliirten Wagengefährten aufzusuchen. Sie waren so eben dabei, alle vier Elemente zu erschöpfen, das heißt, sie saßen bei Michel und tranken Punsch, der, nach Schiller, ein geselliger Verein der vier Elemente ist.

Die Glocke brummte eben eilf vom nahen Kirchthurm, — hier sieht der Leser, daß ich sehr romantisch werden könnte, denn mit den Worten: „die Glocke brummte eben u. s. w. kann man füglich eine Räubergeschichte oder ein Geistermährchen oder ein Melodrama beginnen; allein fürchte nichts, liebe Leserin, es kömmt gar nichts Grauenerregendes vor. Die Glocke brummte, und der Kutscher brummte auch, daß er so lange halten mußte, ich brummte auch und unter diesem Brumm-Trio stieg denn endlich das Reise-Trio auch in den Wagen. Ich hatte schon früher den Kutscher durch meine silberne Beredsamkeit bewogen, durch die — — — strasse zu fahren, um noch einmal zum Fenster hinaufsehen zu können, welches die Einzige umschließt. Hier kann der neugierige Leser, denn die

Leserinnen sind nie neugierig, etwas hin und herrathen, durch welche Straße ich fuhr. Ich will es aber lieber gleich deutlich andeuten.

Wenn Du, lieber Leser, von Haidhausen hereingehst, die Au rechts liegen bleibt, und Du gehst dann bei dem Bazar über den chinesischen Thurm nach Fehring, so hast Du die Strasse linker Hand liegen gelassen. Willst Du noch mehr wissen? In dieser wohlbezeichten Straße ist ein Haus, welches zur Rechten und zur Linken zwei Häuser hat, in welchen zwei Nachbarn wohnen, der erste Stock ist etwas höher als zur ebenen Erde, das ist das Haus, Du kannst nicht fehlen. Also durch diese Straße, lieber, befriedigter Leser, mußte gefahren werden. Ach, dachte ich:

„Jetzt ist wohl ihr Fenster offen,
Und sie lauschet meinem Sang!"

Allein das Fenster war zu und die Vorhänge auch und nichts lauschte meinem Sange.

O süße Schöne, schau heraus,
Es ist ja Mondesschein!
Genüget Dir das enge Haus?
Mir ist die Welt zu klein!

Die Finsterniß ist jetzt so mild,
Die Sonne gieng zur Ruh,
Doch bleibet mir dein Zauberbild,
Mein Sonnenlicht bist Du!

Zu Rüste gieng das Sonnenlicht,
Die Sterne zieh'n heran,
Und wie Dein süßes Angesicht
Schauet mich ein jedes an.

Es schaut mich an und spricht zu mir.
Mit seinem milden Strahl:
„Und gehst Du auch, ich folge Dir,
Wohl über Berg und Thal!"

Wir waren vor das Thor gekommen, der Mond hieng wie ein gelber Demantring in der blauen umgestürzten Saphirschale, und in einem Silbertuche lag die Gegend ringsumher. Der Zarte hatte gehört, daß die Mondstrahlen auch Wärme hätten, und bewahrte sich seinen Teint durch einen Helm, der Empfindsame schickte einen leisen Seufzer zu Luna's Antlitz hinauf, und in diesem Seufzer schwammen ein halbes Dutzend Engelsköpfe; der Praktische meinte es wäre doch recht gut, daß Mondschein seye, damit der Kutscher den Weg finde, und ich, ich hatte mir einen eigenen Spaß ausersonnen und harrte still bis das Kleeblatt entschlief.

Nach und nach nickte der Zarte ein, der Empfindsame schnarchte etwas und der Praktische schlief fest; ich allein war wach und benutzte diesen Moment, um eine Metamorphose mit mir vorzunehmen. Ich hatte mir nämlich eine große schwarze Perücke, einen schwarzen Schnurbart und einen Reiterkittel mitgenommen, diese zog ich jetzt unbemerkt und sachte an, und erwartete in dieser Umgestaltung den Tag und das Erwachen der holden Schläfer. Der Morgen dämmerte, sie schlugen die Augen auf und sahen einen furchtbaren Eisenfresser neben sich sitzen. Einige Augenblicke waren sie ganz verstummt, bis ich dem Zarten um den Hals fiel und meinen struppigen Schnurrbart an seine zärtlichen Lippen drücken wollte; die Enthüllung dieses Spasses gab uns viel zu lachen, und so kamen wir fröhlich an die erste Station, nach Feldkirchen.

Eine Wirthsstube, welche eher einer Rußhöhle glich, nahm uns auf, ein wahrer Rieppel als Knecht, brachte uns das Göttergetränk: Fusel genannt. Ich machte einen kleinen Versuch, diese Stube in Walter Scott's Manier zu beschreiben, welche meinen Freunden viel Spaß machte. Denn wirklich hätte dieses Zimmer jenem Autor, welcher auch das kleinste Ofensochbrett mit einer welthistorischen Wichtigkeit beschreibt, zwei oder drei Kapitel Stoff geliefert. Er hätte ungefähr also begonnen:

„Es war an einem jener Spätsommermorgen, in welchen

die herannahende Kühle des Morgens die nachfolgende Mittagshitze kaum ahnen läßt, und ein leises Vorfrösteln die Verkündigerin der heraufziehenden Weltkönigin wird, als in die Wirthsstube in Feldkirchen, von einem halbzerbrochenen Leuchtscherben, in welchem der Abhub ausgelassenen Rindschmalzes, einem russigen Dochte spärliche Nahrung gab, matt beleuchtet, vier Männer traten, sich unwirsch schüttelten, die vom Scheitel bis zur Sohle herabfallenden, reiterartigen Mäntel von sich warfen, und, indem sie sich, befremdet mehr als erfreut, stumm ringsum umsahen, auf die um einen zum Tische dienende Blocke gereichten Nußholzbänke gedehnt hinlehnten, den Kellner riefen. Die Stube bot einen absonderlichen Anblick dar. Mehrere Krüge, die des gestrigen Abends des Bieres gefüllt gewesen seyn mochten, in Form von runden Fischblasen, und oben drauf ein flacher bleierner Deckel, auf dem zumal ein Namenszug oder auch Heiligenbild, nach dem Landesgebrauche der damaligen Bewohner jener Gegenden, angebracht waren, standen umher und gaben dem Gedanken Raum, daß gestern Abend lautere Töne die niedern Hallen dieses angerauchten Zimmers gefüllt haben konnten u. s. w.

Jedoch ich will die Geduld meiner Leser nicht parodistisch erschöpfen. Der Zarte trank seinen Fusel mit einer stillen Resignation. Der Empfindsame meinte, es läge auch im Fusel eine zwar herbere aber doch entschiedene Anlage zur Wehmuth, und die weißen Schaumbläschen wären nichts als

das Aufsteigen mancher Erinnerungen im Fuselgeiste. Der Praktische und ich, wir verzogen die Gesichter und verschluckten unsere Portion ganz ohne überirdische Bemerkungen. Wir stiegen wieder ein und gelangten beim schönsten Morgen in Rosenheim an, nachdem ich meinen Freunden noch ein humoristisches Gedicht über alle Flüsse der Welt, mit besonderer Beziehung auf den zu Rosenheim improvisirte. Das Städtchen ist ganz hübsch und freundlich. Das Bad fanden wir sehr verwaist und öde. Die Gartenanlagen wie das Kinn eines Mannes, dem kein Bart wachsen will, und die Einrichtung der Bäder weder einladend noch elegant.

Von Rosenheim nach Traunstein beginnt der Weg schon romantisch zu werden; die Gebirgskette kommt einem immer näher. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir an den Chiemsee, welcher einen großartigen Eindruck auf uns machte. Der Hintergrund desselben ist von hohen Bergen umgeben, die wie finstere Wachtmänner in ihn hineinschauen. Schwarze Wolken umzogen den Horizont und gaben dem nach und nach immer mehr bewegten See ein ernstes und majestätisches Ansehen; bald aber brach hie und da ein Sonnenstrahl durch das zerrissene Gewölk und färbte die Spiegelfluth in absonderlichen, herrlichen Beleuchtungen. Nur ungerne sahen wir nach und nach den See entschwinden, und gegen sechs Uhr Abends kamen wir unter ziemlichen Regen in Traunstein an. Das Städtchen, ganz im italienischen Style gebaut, liegt

höchst romantisch, gewährt einen angenehmen, freundlichen und reinlichen Anblick. Eine Bauernhochzeit, welche eben statt fand, zog unsere Neugierde an, wir mischten uns in die Gäste und hörten eine Rede des Brautführers, welche sie „Abdanken" heißen. Der Zarte konnte sich gar nicht genug wundern, daß nirgends ein Eau de Cologne oder Eau de Lavende da war; der Empfindsame dachte sich wahrscheinlich den Brautkranz auf ein anderes Haupt; der Praktische meinte, die Braut wäre eine ganz hübsche Dirne, und ich lauschte auf den Vortrag des Redners.

Unter andern sagte er, mit vieler Salbung und Weihe zur Braut:

„O öffne dein Herz und schaue zurück in die Vergangenheit; dann öffne es wieder und schau zurück in die Gegenwart; dann öffne es zum dritten Male und schau zurück in die Zukunft!"

Meine Freunde lachten still, ich aber blickte furchtbar ernst drein! Denn hatte der Redner nicht recht? Man muß in die Zukunft schauen! Karl X. säße noch auf dem Throne Frankreichs, wenn er zurück in die Zukunft gesehen hätte, denn diese Zukunft lag in der Vergangenheit, so wie jede Zukunft. Darum ist jedes Blatt der Weltgeschichte ein Prophet, und wer aus dem Schatten der entflohenen Jahre nicht die Bilder

der Zukunft herauszufinden weiß, über dem stürzt die Gegenwart vernichtend zusammen. — Noch hochzeitlich angeregt, zogen wir in unsern Gasthof, zu Herrn Wiesbauer, zurück, wo wir vortreffliche, freundliche Bedienung, gutes Essen, schöne Betten und des Morgens eine billige Rechnung fanden. Gegen Morgen um sieben Uhr hatte sich der Zarte schon gehäutet, der Empfindsame rieb sich einen schwärmerischen Traum aus den Aeuglein, der Praktische und ich wir hatten aber das Frühstück, den Wagen und die Rechnung herrichten lassen. Es regnete fortwährend, die herrliche, wunderschöne Gegend war in Nebeln gehüllt, die Wolken wickelten sich wie nasse Gewänder, um die hervorragenden Felsenhäupter und Felsenrippen. Die Gegend wird immer romantischer. Bei Dinzeln tritt man eigentlich in den gigantischen Zauberkreis der Berge ein. Von da bis Reichenhalle ist eine Kette wilder, schauerlicher Berggruppen.

Wie sich vor einem ein neues Panorama öffnet, schließt sich rückwärts die Scene felsig ab. Neben schauerlichen Abgründen führt der Weg am Bergpfad vorüber. In der Tiefe schlängelt sich ein kleiner Strom, welcher bald sich verbirgt, bald über Steine und Sträuche hinspringt und sich bald in große Vertiefungen stürzt.

Trotz des unaufhörlichen Regens, giengen wir, der Praktische und ich, den größten Theil des Weges zu Fuß. Der

Zarte hatte alles um sich verhängt, und der Empfindsame setzte sich zum Kutscher auf den Bock, um bei trockenem Fuße die Gegend zu genießen, und Reichenhall, welches in einem zauberischen Thale liegt, um einige Minuten früher zu sehen.

Gegen Mittag kamen wir auch in Reichenhall an. So schön die Gegend ist, so traurig, schmutzig und unheimlich ist das Nest selbst. Wir speis'ten auch recht schnell, um nur bald die Reise fortsetzen zu können.

Der Weg von Reichenhall nach Berchtesgaden ist eine reiche, innigverschlungene Guirlande von Naturschönheiten. Zu unserer Freude heiterte sich der Himmel auf und der majestätische Watzmann sah uns mit seinem weißen, ehrwürdigen Greisenscheitel imposant entgegen. Die durchdringende Sonne beleuchtete nun kritisch zwei Opern: den „Schnee" auf den Bergesspitzen, und den „Untersberg." Sie liefert aber, mit aller Ehrfurcht vor der Sonne gesagt, eine schlechte Kritik, denn sie nöthigt den Schnee zum Weggehen und den Untersberg nicht. Ringsumher flammten die weissen Bergspitzen wie Wendefeuer in der Abendsonne. Der enteilende Lichtblick des Tages schien noch sehnsüchtig auf den Felsengipfeln zu weilen und einen liebenden Blick in die sich immer mehr verhüllenden Thürme zu werfen. Gegen sechs Uhr kamen wir in Berchtesgaden an und stiegen im Leuthhaus, bei Herrn Klausner ab.

Der Umblick in Berchtesgaden ist höchst interessant und schauerlich romantisch. Der sehr beengte Gesichtskreis ist von mannichfaltigen Bergen und Felsenmassen umgrenzt. Himmelhochanstrebende Felsenhäupter erheben ihren kahlen Scheitel bis in die Wolken, um die Felsenstirne schlingt sich das dunkelgrüne Jaspisdiadem der Fichten- und Tannenwälder, welches in malerischen Tinten und Farben bald mit ernstem Anblick, bald mit aufleuchtendem Colorit ins Auge spielt. Aus dem hochgeschürzten Berggurt wallen bald schmalere bald breitere Wasserbänder silbern in die Thäler hinab, und in den Tiefen der Schluchten und Thäler mischt und verliert sich der hineinfallende Sonnenstrahl in absonderlichen Lichtgestaltungen und Färbungen. Aber über den geschlossenen Bergkreis erheben sich die Gebrüder Waßmann, schauen die andern Berge nur so über die Schulter an, und scheinen majestätische Musterung zu halten über die paradirenden Massen!

Von Berchtesgaden eine kleine Stunde entfernt liegt der Königs- oder Bartholomäussee, von Felsenwänden ringsumzäunt wie eine dunkle Wassermuschel. Dieser See kann sich in seiner wilden Schönheit mit den berühmtesten Seen der Welt messen. Ja, ich kenne wenige dergleichen, die einen so erhabenen, schauerlich-ernsten Charakter haben, wie er. Gleich am Anfange des See's liegt Chriestlieger, ein kleines Inselchen, welches jetzt leider ganz ver- und zerfallen ist. Eine Sennerin, die ich auf dem Gotzenberge traf, erzählte mir eine

Sage über die Entstehung dieses Eilandes, welche ganz lieblich und sinnig ist.

1.

Chriestlieger.

Aus des See's dunklen Wogen
Sieht die Nymphe, liebewarm,
Fühlt zum Ufer sich gezogen,
Streckt heraus den weißen Arm;
Und sie sehnt aus nassen Räumen,
Und aus dem crystall'nen Haus,
Zu den grünen hohen Bäumen,
Zu den Schatten sich heraus.
Und sie sieht die Blumen wiegen,
Winken an den klaren Strand,
Gemsen über Höhen fliegen,
Lämmer weiden an dem Rand.
Zweige in das Wasser schauen,
Reichen ihr die Hände hin,
Um sie aus den nassen Auen
An das Blüthenland zu zieh'n;
Und sie schwimmet auf dem nassen
Element an's Land heran,
Doch die losen Wellen fassen
Fester nur die Nymphe an: —

Mußt' in unsern Wogen bleiben
Bist dem Wasser unterthan.
Schau der Fischlein munt'res Treiben,
Und des Grundes Kiesel an;
Nur das grüne Glas der Wellen
Wölbt sich Dir zum hellen Dach,
Doch des Landes trockne Stellen
Werden Dir zum Sterbgemach!"
Doch der Jäger steht am Strande,
Der in Minne für sie brennt,
Sie kann nicht zum Blüthenlande,
Ihm ist fremd ihr Element.
Und sie fleht mit heißem Munde
Zu dem Gott der Lieb' empor,
Da entringt dem feuchten Grunde,
Sich ein Eiland schnell hervor;
Und die will'gen Wellen tragen
An das Eiland sie hinan.
Und der Jäger, sonder Zagen,
Lenket hin den kleinen Kahn;
Leise kreis't die traute Welle
Um das Inselchen herum,
Und sie weihet diese Stelle
Zu der Liebe Heiligthum!

2.

Der Königssee.

Gleich einer Opferschale
Erglänzt der See im Thale,
So hell und klar und stumm;
Und riesig hoch und mächtig,
Im Priesterkleide prächtig,
Steh'n Berge ringsherum.
Sie steh'n herum in Reihen,
Zum Tempel einzuweihen
Den tiefen, dunklen Strom;
Den Fuß in feuchten Wegen,
Das Haupt am Himmelsbogen,
Zu tragen diesen Dom.
Die schroffen Felsenwände
Verschlingen ihre Hände
Zum heil'gen Mauerkreis,
An tiefer Klüfte Stelle,
Da wölbt sich zur Kapelle
Die Sakristei von Eis.
Als ob sie leise schliefen,
So schwanken in den Tiefen
Der Berge Schattenbild;
Des Felsens schroffe Steine,
Sie schimmern in dem Scheine

Des Wassers, weich und mild.
So wohnt im tiefen Herzen,
Das Heer der wilden Schmerzen
Mit seinem Qualenreich,
Doch wenn die Thränenaugen
Wir dann die Schmerzen tauchen,
Mild werden Sie und weich.
Und wie in Himmelslüften
Und auch in Wassergrüften
Den Berg man sehen kann;
So Himmel auch und Erde,
Bei jeglicher Beschwerde,
Verknüpft der ächte Mann!

Einen wilden, schauerlich-romantischen Anblick gewährt die Alpe: Kessel, und die enge Felsenschlucht, in welcher der Kesselbach von einem steilen Felsen schäumend herunterstürzt. Viele in Stein gehauene Stufen führen bis ins Innerste der Schlucht, und die erhabene Empfindung, die hier die Seele ergreift, kann kaum beschrieben werden. Ein kleines Denkmal, welches sich hier zur Seite in einem dunklen Schattenplätzchen befindet, macht keinen andern Eindruck, als den eines Räthsels, denn wir wußten nicht, was es eigentlich bedeuten und ausdrücken soll. Eine Pyramide mit den Inschriften:

Erinnerung.

Einſt — und nimmer.

Ueber der Pyramide ein Engel und ein Kreuz mit der Unterſchrift: „Vollendung.“ Am Vorſprunge des Felſens lieſ't man folgende Worte:

Ein Blümchen blühe jeder der erloſchenen Freude; — jedem der getrennten Lieben.

Wahrſcheinlich ſoll dieß ein Grabmahl oder etwas Aehnliches ſeyn, wir konnten nicht recht klug daraus werden. Jenſeits dieſes Keſſelfalls liegt St. Bartholomä, wo wir ſchlechtes Bier, und ganz kleine Mignon-Selblinge bekamen, weil auf die gröſſern Beſchlag gelegt wird.

Hier ruhten wir aus und beſuchten dann die Kluft zwiſchen den Felſengewänden des Watzmannes und dem Gletſcher, die Eiskapelle. Auch den romantiſchen Oberſee beſuchten wir, allein ein heftiger Regen nöthigte uns, unſern Rückzug über den See nach Berchtesgaden wieder anzutreten. Aber dem unfreundlichen Elemente trotzend, beſuchten wir noch die Reichenbach'ſche Maſchine. Die höchſte Bewunderung ergriff uns bei dem Anblick dieſes Rieſenwerkes, deſſen ganzen Umfang wir zwar mehr aus den ungeheuern Effekten, als aus der kunſtreichen Struktur beurtheilen konnten. Wir ſchenkten den

Manen des großen Erfinders ein huldigendes und wehmüthiges Andenken, und zollten unsere Ehrfurcht der Kraft und dem Scharfsinne des menschlichen Geistes. Auch die Waarenniederlage des Herrn Wallner wurde besehen und von dem reichhaltigen Assortiment manches angekauft. Der stete Regen verhinderte uns an weitere Exkursionen. Der Abend im Leuthause dehnte sich zu einer bedeutenden Länge aus. Der Praktische war in Berchtesgaden einheimisch und verließ uns. Der Zarte machte eine sorgfältige Abendtoilette. Der Empfindsame notirte sich seine Gefühle in die gelbe, mit blauen „Vergißmeinnicht" verzierte Brieftasche, sah die Berge an, die alle Wolkenhauben auf hatten, und dachte sich dabei gewiß ein oder das andere Köpfchen auch unter der Haube, ich spielte mit dem kleinen allerliebsten Kinde des Wirthes am Boden herum, bis die Abendbrodstunde uns Alle wieder vereinigte. Am andern Morgen besuchten wir das Salzbergwerk, nachher verließen wir Alle das paradiesische Oertchen Berchtesgaden und das Leuthaus, in welchem wir freundliche Bedienung, herrliches Essen und guten Aufenthalt fanden; meine drei Reisegefährten zogen nach Salzburg, ich aber zog ganz allein nach München zurück.

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den englischen Garten und die schöne Natur genieße, die wie jede natürliche Schöne am reizendsten ist im Erwachen, wo sie so frisch, so üppig einladend, so genußheischend und genußgebend ist, wo sie, mit aufgelösten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Incarnate den offenen Sinnen entgegen schielt, wo sie kaum entstiegen dem Bade des Morgenthau's aus dem naßen Gewande mir entgegenschwillt mit den hüllenlosen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen, freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinstürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüsche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Brust reichen, mir ihre zarten Aermchen entgegenstrecken, und die markigen Bäume wie turnirende Jünglinge dastehen und das Haupt stolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumstämme wie lebenslustige Greise noch mit gekrümmten

Rücken sich des Daseyns freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich schütteln, und wenn die Nachtigall singt, ohne daß die preußische Staatszeitung sie ex offo. in Weihrauch einpolitisirt, und wenn ich dann denke: „ich bin ein König!" und kein Censor da ist, der mir diesen demagogischen Gedanken aus dem Kopfe streicht, und wenn ich mich so recht satt schwelge an den entblößten Reizen der schlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit so empfänglichen Sinnen, mit so vollen Zügen in mich schlürfe, sondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen. Z. B. der türkische Kaiser und der österreichische Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Correspondent, Don Miguel und — und — und eine sehr schöne und sehr geistreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette steigt, so sey dann erst Morgen. Ich freue mich, daß diese nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der Table d'hôte der Natur lieber allein als in appetitloser Gesellschaft, oder in solcher, denen doch im Grunde kein guter Bissen zu gönnen ist. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogisches: „Ich bin ein König!" und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner künftigen Frau zu liebe, beweisen, daß ich ein König bin, und daß sie also eine Königin in Spe ist. Ich breche hier ab, um den schönen Leserinnen, unter denen vielleicht eine sich befinden könnte, für die ein Königreich so

viel Anziehendes hat, um alle sonstigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis Morgen Zeit zu lassen, sich bei meiner Morgen schon legitimen Majestät heute noch anmelden zu können. — — — — — — — — — — — —

Nichts ist leichter zu beweisen, als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, sondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abstreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigenthum ist, denn den kann mir kein Kaiser der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menschen schaffen. Selbst wenn ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieser Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört also unstreitig mir an, dieser Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an; weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch sein Recht bis an meine Gränze. In die Höfe hinauf gehört eben so viel Raum zu meinem Eigenthum. Das alles zusammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe also auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herumgeht und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß schon mit Todten gefüllt

ist, so ist ein großer Theil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen sind die Todten! Sie lassen sich Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus, und sie schweigen, man sezirt sie und sie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei diesen meinen Unterthanen angestellt habe, das heißt, die Würmer, die sich mit ihrem Fleische ernähren, was sind das für humane Menschen! Ohne Unterschied des Glaubens nagen sie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleisch soll ihnen sogar am besten schmecken. Alle andere Unterthanen schwören ihrem König „Treue bis in den Tod!" Dieser Ausdruck muß jetzt auf Veranlassung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden; denn der König der Niederlande meint, daß in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 1815 heiße es: „bis in die See" aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod schwört, so heißt es eigentlich bis an die Gränzen des Todes, aber todt selbst brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erst ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden finanziell lucrativ, wenn ich erst so weit bin, einen Transitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Vogel, der durch mein Reich passirt, müßte ein paar Federn lassen, jeder blaue Dunst, der durch mein Reich zieht, müßte Religionssteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Licht-

kreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin mit ihrem Luftballon, so behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesnamen weiter ziehen; wollte Jemand in meinem Luftreiche ein Luftschloß bauen, so müßte er mir Grundsteuer, dann Fenstertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windstoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Censor $\frac{7}{8}$ davon in die Tasche stecken. Wollte nun endlich gar jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich schön Pfeifen schneiden! Ein Jesuit müßte mir — doch nein, ein Jesuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann müßte er wieder zurück und müßte also doppelt Transitozoll bezahlen, und zwar nach dem englischen Drawbäck-System. Ich bin also ein großer König! und um so mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß also jeder auf die Größe seines Fußes stolz und eitel seyn und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens frühe aufstehe und nicht bis zehn Uhr schlafe und dann erst anfange zu ruhen und zu geruhen, so bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum.

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich o Nacht! wenn du deinen sterngestickten Mantel ausbreitest über das Firmament und mit deinem kühlenden Odem die heiße Atmosphäre durchwehst! Wenn deine heilige Stille das nichtige Tosen des Tages verdrängt und die gedankenfördernde Ruhe das verworr'ne Getümmel verscheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! wenn du dein kunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckst und die matten Stern-Kandelaber bei ihr anzündest! Wenn du das Geschenk der gütigen Götter, den Trost der Menschheit, das Tageslicht verscheuchst: wenn du den anmuthigen Tanz und Wechsel der Farben verschlingst und in ein eintöniges Schwarz hüllst die bunte Natur! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du schleichst theilnehmend in mein Gemach und theilst mit mir Gefühle und Stimmung

die sonst allein verschlossen ich halte im Herzen; du führst an deiner Hand den süßen Schlummer, den Kummerzwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöser! Du wickelst deine milde Finsterniß wie weiche Seide um wunde Stellen, und schmiegest dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Brust! Du theilst das Lager des Einsamklagenden und du durchwachst gesellig mit dem Schlummerberaubten die Wüste langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! du kömmst zigeunerhaft und gespenstig, stiehlst dich durch verborgene Thüren und sagst dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbst die Schmerzen geschäftig wieder heraus aus den sie bedeckenden Gegenständen und Dingen des Tages und kleidest sie heraus zu unserm erneuten Weh' und Kummer! Du mordest selbst den heiligen, himmelsgesalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegst durch süße Gebilde uns ein, entfliehst des Morgens mit ihnen und höhnst im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! deine ambrosische Nähe labt mein verletztes Gemüth! du führst in deinen magischen Schatten liebende Wesen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberschleier treten lichtvolle Gestalten heraus! Wornach mein Herz sich sehnt, und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens suche, das führst du in süßer, optischer Täuschung mir

vor die schmachtende Seele! Aus deiner Finsterniß oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen sichtlich heraus! Du bescheinst mir die Geister schmerzlich Vermißter nnd auf deiner gestirnten Strickleiter steigen die Seelen der Dahingeschiedenen vom Himmel zu mir nieder. Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! du rüttelst ungestümm an dem Sarg der Liebe, rufst aus dem Friedhof meines Lebens die Lebendigbegrabenen, Schmerzlichbeweinten heraus und störst grausam die Kirchhofmuse meines Gemüthes. Du malst auf die schwarzen Kerkerwände, mit denen du das Leben überbaust trügliche Phantome um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuschung zu laben! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du führst an der verschwiegenen Hand meine einzig Geliebte, meine Muse mir zu! du bist unser Brautwerber, unser Traualtar und unser Priester zugleich! deine Sterne kreisen wie Hochzeitgäste um uns herum, und das süße Lippenspiel der keuschen Muse belauscht der geheime Pulsschlag der schlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! weil du dein finstres Antlitz der Muse nur zeigst! weil du dein Trauertuch windest um die goldenen Saiten, daß sie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenro-

thes und nicht die Milde des Abendrothes hauchst in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! du ziehst deine geliebte spanische Wand zwischen mir und dem herzlosen Getümmel! du entziehst mir das hirnlose Carousselspiel der hohlen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geschminkten Gesichter und Herzen und das große chinesische Hölzelspiel der Formen und Gestaltungen des Welttreibens! du stürzest deine Vehmkappe über alles nichtige Gesindel und über alle die tausendgestaltigen Lumpen, daß sie unsichtbar werden dem menschlichen Auge! wie lieb' ich dich, o Nacht!

Das Fest der Gräber.

(Am Allerheiligentage.)

Was ist der Mensch ein Thor! Nicht nur das Leben schmückt er aus mit seinen bunten Kränzen und Flitterdingen und Blumengehängen, die, wie er selbst und seine Freude, über Nacht dauern und dahin sind; sondern auch den Tod, das Grab, die Unendlichkeit und ihre Schauer putzt er heraus, wie eine Carnevalsfreude, und staffirt sie aus wie eine Weihnachtspuppe! So ist der Mensch, er wickelt seinen Lebensfaden geschäftig ab, und an diesen Faden sind angereiht Kronen und Bettlerstäbe, Trauerflöre und Jubelbänder, Grabdecken und Hochzeitsschleier, Brautkerzen und Leichenfackeln, Bischofsmützen und Schellenkappen, gebrochene Herzen und jubilirende Lippen, thränenvolle Augen und luftgeröthete Wangen, jammergerungene Hände und tanzende Festgruppen, und der Mensch windet geschäftig den Faden ab, und zuletzt kömmt der Tod, auf dem der Lebensfaden aufgewunden war, und reicht uns die Hand, und führt uns hinter den dunklen Vorhang der

die Zeit von der Ewigkeit trennt, und der nicht eher hinaufrollen wird, bis die Ouvertüre dieses Daseyns geendet hat, und die große unendliche Festoper des andern Lebens beginnen wird mit ihrer erhabenen Posaunen-Introduktion!

Der Mensch ist unverbesserlich! das Leben, dieser heitere Fabeldichter, der in süßen Fabeln voll Moral zu uns spricht, der in Parabeln von Blumen und Blüthen zum Herzen uns redet; der in Bildern voll Licht und Sonnen, voll Farben und Fülle das Gemüth uns anregt, geht ohne Wirkung an uns vorüber; und auch der Tod, dieser ernste, heilige Prediger, steht vergebens da auf der erhabenen Kanzel der Ewigkeit, und neigt vergebens sein düsteres, bedeutsames Antlitz herab zu der aufhorchenden Menschheit, und er nimmt vergebens den Text zu seiner Predigt aus der heiligen Schrift der ewigen Sterne, und er belegt seine Andacht vergebens mit den Citationen der tausend und abermal tausend ausgestorbenen Menschengeschlechter! Auch der Tod predigt uns vergebens, wir lernen weder vom Leben, wie wir sterben sollen, noch vom Tode, wie wir leben sollen!

O meine Freunde! ihr gehet hinaus in frommer, wehmüthiger Andacht, und streuet Blumen auf den Staubrest der Todten; ihr behängt mit blühenden Kränzen die Steine, die ein theueres Andenken bedecken; ihr zündet bunte Lampen an, an der Stelle der Finsterniß; ihr vergießt süße Wehmuths-

thränen an den kalten Urnen der Vergänglichkeit; aber ist denn das ganze Leben nicht ein Allerheiligenfest? Ist nicht das ganze Daseyn ein Kirchhofleben? Giebt es eine Brust, die nicht ein Grabmal ist? Giebt es ein Herz, in dem nicht schon ein Sarg steht? Giebt es einen Menschen, der in seinem Innern nicht schon eine große Freude, eine heilige Liebe, einen theuern Wunsch, eine getäuschte Sehnsucht eingesargt hat? Warum gehen wir nicht lieber an das Herz unsers Mitmenschen, und weinen den Todten da drinnen eine tröstende Thräne? Warum legen wir uns nicht liebend an die Brust unseres Nächsten, und pflanzen ein Blümchen der Liebe auf den Sarg in ihr? Warum wallfahrten wir nicht an den Busen unsers Mitmenschen, in welchem die Freuden dieses Lebens schon begraben liegen, und schenken ihm ein freundliches Wort, einen theilnehmenden Seufzer!?

Ich war hinausgegangen, als es Abend wurde, auf den Kirchhof, denn ich bildete mir ein, die Todten da unten müßten ordentlich ergrimmt seyn über das Herumtrampeln auf ihren Gebeinen; mir kam es so vor, als thäten ihnen alle Glieder weh von dem hordenmäßigen Herumziehen auf ihren Grabdecken, und als falteten sich die Knochenhände noch einmal frommzürnend zusammen über das Fußscharren und Kopfnicken und Grüßen und weltliche Zurufen zwischen den Leichensteinen und schwarzen Kreuzen durch. Ich wartete bis der

Tag seine Lichter mit hinabzog, und ein blasses Dunkel wie ein Weihrauch um die Schöpfung aufzog, und ging hinaus. Ich setzte mich auf einen Leichenstein, und immer leerer wurde es um mich, und immer voller in mir. Immer dunkler wurde es, die Erde lag wie ein schwarzes Gebetbuch da, nur an dem Rande mit einem Abendrothe Goldschnitt verziert; und der Abendstern am Saume des Horizontes schien wie das helle Auge einer liebenden Tochter bei der schlafenden Erde zu wachen, und freundlich liebend ihr bleiches Antlitz zu betrachten. Die Sterne zogen nun auch herauf und faßten mit ihren Leuchtkugeln und Farbenblumen die bleiche Erde ein, und schneieten ein mildes Licht herab auf die Schlummerstätte, auf welcher ich sinnend saß. Die weißen Grabmäler sahen wie Skelette durch die grünen Umlaubungen durch, und der Abendwind jagte die schwachen Flammen in den bunten Lampen hin und her, daß sie zitternd flackerten, wie das Erlöschen eines Sterbenden. In mir aber war es wehmüthig heiter und ruhig geworden. Es kam mir vor, als theilten sich die Gräber, und ich sähe alle Todten, freundlich lächelnd, da liegen, und in den tiefen Augenhöhlen leuchtete ein Schimmer von Jenseits, und um die entfleischten Lippen spielte ein Lächeln, das nicht dieser Welt angehörte. Die Blumen aber alle, und die Cypressenkränze auf den Gräbern waren abgedorrt und zerfallen, und die flimmernden Lichter verlöscht, und nur um die Todten selbst wanden sich die Blumenkränze ihrer Lebenstu-

genden und durch die Fruchtgehänge ihrer diesseitigen guten Thaten, und ihre frommen Lebensstunden zogen wie glänzende Abendwolken durch die Dämmerung ihres Todes! —

Mein Leben und mein Herz stieg in diesem Augenblicke über alle Scenen des Irdischen hinaus, die Nebelbank des Daseyns fiel unter mir weg, und nur der blühende Himmel zog mich hinauf, und ich sah die künftige Welt wie ein flammendes Morgenroth durch die verdunkelten Räume durchfluthen! —

Als ich wieder zu mir kam, hatte die Nacht ihre schwarze Larve um das Antlitz der Erde gebunden; Nebelwolken zogen wie Geister am Himmel herauf, umfaßten sich zum riesigen wundergestaltigen Tanz, und walzten durch den Himmelssaal schauerlich hinab. Ach, dachte ich, noch ein Jahr, noch ein Schritt des gespenstigen Räthsels: Zeit, und wer weiß, welches Herz, das jetzt laut in Wonne oder hoch im Uebermuthe schlägt, liegt ausgeathmet hier; wer weiß, welches Auge, in dem jetzt der Strahl der Liebe leuchtet oder die Thränen des Jammers zittert, ruht ausgebrannt in diesem Kreise; welche Brust, die jetzt hochwogend stolze Entwürfe trägt, oder stürmisch bewegt das Leben und die Zeit umgestalten will, liegt eingefallen und öde in dieser kühlen Stätte? Vielleicht bin ich selbst dann schon hinabgestiegen in die schwarze Gondel,

die unterirdisch zu einem bessern Leben hinschifft, und wer weiß, ob in dem fremden Lande eine freundliche Hand dann am Feste der Gräber mir einen Zweig der Erinnerung auf den Staubhügel legt!

Phantastereien oder Nachempfindungen nach einem Balle.

Warum steigt denn aber immer der Banquogeist der Wehmuth gerade an den Macbethstafeln der Freude vor und in mir empor? Warum taucht mir die Cyklade eines namenlosen, stillen Weh's weniger in dem stillen Meere der Einsamkeit, als in dem großen Ozean der Geselligkeit auf? Warum erweckt gerade der Lärm um mich die Stille in mir, und warum athme ich wie in der Taucherglocke desto beengter, je höher die Fluth des Lebens über meinem Haupte wogt? Warum kann ich keine zwei verschlungene Arme sehen, ohne zugleich das Schicksal mitzusehen, wie es sie auseinander reißt? Warum kann ich kein Tanz- und Engagementbüchlein sehen, ohne an das schwere Lebensbuch des Jammers zu denken, welches hart auf den Knieen vieler Tausenden liegt, und in welchem sie mit geröthetem Auge lesen, und in welchem der herbe Schmerz die Blätter umschlägt, und in denen ihnen nichts interessant ist, als die Seitenzahl und das ersehnte Ende?! Warum

kann ich nicht hören, daß Jemand sagt: „Mein schönes Fräulein, darf ich Sie um eine Extratour bitten?“ ohne Freund Hain vor mir zu sehen, wie er mit Glasurhandschuhen sich hinstellt, in die dritte Position und und frägt: „Mein schönes Fräulein, darf ich Sie bitten, mit mir den Kehraus zu tanzen?“ Warum kann ich in den vielen Sternen der schönsten Augen dann nichts sehen, als aller Sterne Fundament: das Kreuz, welches dem Leichenwagen vorgetragen wird? So verließ ich auch heute den Ball in wehmüthiger Stimmung, getheilt zwischen dem Schmerz und der Lust des Athems und Existirens, und ich trat hinaus aus dem Lichter- und Schönheitsschimmer in die große Cathedrale der stillen Nacht und die Häuser um mich schienen auch verstimmt mit mir zu gehen und mit ihren halb verschlafenen Fensteraugen mich anzusehen; aber oben, über mir, an der blauen Kuppel der großen Cathedrale war Bal paré. Die Astrallampe des Mondes hieng wie ein goldener Ring in der umgestürzten Saphir-Viole, und der Fackeltanz der Gestirne begann, und in der Mitte des Tanzsaales, in der Milchstraße standen die glänzenden Zuschauer, und die tausend und abermal tausend schimmernden Balldamen zogen und kreiseten und flimmerten durch einander, hie und da stand eine beleuchtete Gruppe wie zum Gespräche zusammen, und alle diese leuchtenden Balldamen schienen auf mich herab zu schauen und funkelnten mir durch den Nonnenschleier der Dunkelheit mit heiligen Blicken tief in das Herz und thaueten ihr mildes Licht wie mütterliche

Tröstung in meine Brust, und jedes irdische Weh schwieg und jeder unnennbare Schmerz schmolz an diesen niederfließenden Lichtstrahlen, und das lebende Leben in mir erwachte von seinem Schattentode, und ich sah in seliger Lust empor zu den Sternen allen, und unter allen lachte und lockte und buhlte ein einziges Licht am meisten — es war die Leier! Und ich erkannte mein Geschick, die Venus senkte sich abwärts und entzog mir ihr Licht, und nur die himmlische Leier bleibt mir freundlich an meinem Lebenshorizonte und tönt mir süßen Trost für eingesargtes Lieben!

Sehnsucht nach meiner einzig Geliebten.

Wie sehne ich mich nach dir, Du meine Theure! wie soll ich dich nennen, Geliebte, Freundin, Genossin, Gespielin, Vertraute, Auserwählte, Seelenhälfte, Herzensich und unzertrennlich Einzige! Wie sehn' ich mich zurück in deine Arme! wie schmerzlich entbehr' ich dich! Holde Freundin, die du ganz allein mein Fühlen und mein Denken verstehest und erwiederst! nur an deinem Busen ist Einklang für meine Freude, Mitgefühl mit meinem Leid und Trost für meine Einsamkeit! Die süße Gewohnheit mit dir zu leben, ist mir Licht und Luft und Athem und Denken. Du hast meine Jugend mit mir verlebt, du theiltest meine Wonnen, meine Schmerzen, dir vertraut' ich der Wünsche geheimstes Trachten, des Herzens dunkelste Tiefen, des Fühlens zarteste und geheimste Gänge. Du zogst mit mir über Berge und Thäler, du theiltest meine Erfahrung und meine Ansichten. Dir weihte ich meiner Leyer innigste Klänge, dir gewidmet waren die Lieder des heiligsten

Schmerzens, die Lieder beglückter Liebe, die Lieder verschmähter Empfindung und die Lieder noch verhüllter Trauer. Deine Schönheit, einzig Geliebte, deine üppige Fülle, dein göttlicher Bau, in welchem Kraft und unverwelkliche Jugend den Anmuthsgürtel deiner Glieder schwellen, die Tiefe und die Höhe deiner Seele die den Himmel und seine Welten und der Seele tiefsten Schacht ergründet; dein Blick, in dem der Sonne Urlicht und des Mondes milder Schein sich zauberhaft vermählen, der Ton deiner Worte, die Harmonie dieser Töne, die bald wie Donnerton über Felsenhäupter und bald wie Zephyrs Säuseln über Harfensaiten ertönt, alles, alles das hat mein Wesen mit einer ewigen, gluthflammenden Leidenschaft für dich erfüllt. Wo du nicht bist, kann ich nicht leben, wo deine Schönheit nicht leuchtet, kann ich nicht athmen, wo deine Glorie nicht angebetet wird, kann ich mich selber nicht lieben!

Nur in deinen Armen, einziggeliebte, auserkorne, herrlich blühende deutsche Sprache, nur in deinen Armen ist mir's wohl und leicht und selig zu Muthe! An deiner Brust ist das Leben mir hold und die Liebe und die Freundschaft! Du allein, deutsche Sprache, Götterweib, schön wie das Licht und mild wie die Gottheit, stark wie ein Riese, und sanft wie ein Kind, glühend wie die Mittagssonne und erfrischend wie der Morgenthau, Du allein, hohe, herrliche Frau, kannst meine Liebe erwiedern. Du bist reich im Fühlen wie im Denken, du be-

lohnst überschwenglich jene, die in Reinheit dich lieben, beseligst die, so in heiliger Gluth dich umfassen, und erhebst zu den Sternen die, denen es gelungen, dir ein liebendes Lächeln abzugewinnen!

Einzige, süße, schwelgerische, feuerdurchfluthete Geliebte, Philomele der Sprachen, wie sehne ich mich nach dir zurück. Nur den süßen Saum zu küssen deines sterngestickten Gewandes ist Trunkenheit und Entzücken!

Freskovariationen eines zerrütteten Gemüthes über das uralte Thema: Liebe.

Liebe, was bist du? Liebe, was sollst du? Liebe, was giebst du?

Liebe, was bist du? du bist Alles in Allem! du bist der fortdauernde Brautkuß, mit welchem sich der himmlische Theil des Menschen mit dem irdischen verlobt; du bist das selige Auferstehungsfest der Seele aus dem Grabe des Körpers; du bist die Genesungsfeier der Gefühle aus dem Starrkrampfe des Daseyns; du bist die zeitliche Bürgschaft ewiger Seligkeit; du bist der große Geleitschein in das Land der Unendlichkeit; du bist die Offenbarung der Gottheit in der Wüste des Lebens; du bist die Zwischenträgerin des Stoffes und des Geistes, die Vermittlerin der Zeit und der Ewigkeit, die Dollmetscherin zwischen namenloser Sehnsucht und süßem Ergeben und die Versöhnerin des Geschaffenen mit der Schöpfung.

Liebe, was du bist? du bist die Kinderklapper der Jugend und das Spielzeug des Alters! die Seifenblase der Phantasie, der Champagnerschaum der Leidenschaft, das Impromptu der Sinnlichkeit, das Maskenspiel der Begierde, das Intermezzo der Seele, das Feuerwerk des Augenblicks, der Traum eines Titels und der Titel eines Traums; die Fluth des Bluts und die Ebbe des Gehirns; das Schellenspiel des Herzens; der Popanz der Empfindungen, das Langepuffspiel der Langweile und das blinde Kuh der Geselligkeit!

Liebe, was du sollst? du sollst seyn der Engel im Kerker unsers Lebens, du sollst seyn die Mutter aller Wonnen, die Schwester der Zärtlichkeit, die Amme der Treue, die Gespielin der Hoffnung; du sollst aus Seufzern und aus Thränen, aus Wünschen und aus Sehnen weben das Gewebe der seligen Wehmuth, der wehmüthigen Seligkeit. Du sollst das Auge füllen mit Tropfen der Lust und die Seele mit Tropfen der Seligkeit, du sollst stützen das Haupt der Leidenden, sollst trösten das Herz der Verlassenen, sollst wachen mit dem Schmerze des Einsamen, sollst jubeln mit dem Munde des Glücklichen, sollst klagen mit der Lippe des Schmerzlichen, sollst Tröstung geben dem Schmerze des Hoffnungslosen, sollst zum Tempel weihen das Herz, das du bewohnst; sollst Wohllaut gießen in die Lippe, die dich besingt; sollst bekränzen mit Glück die Schläfe, die dir huldigt; sollst erhellen die Brust, die dich beherbergt; sollst veredlen den Sinn, der dich erfaßt;

sollst beflügeln den stummen Blick, der dich trägt; sollst unwiderstehlich machen die Feder, die für dich schreibt und sollst mit Blüthen der Erhörung und mit Blüthen der Gegenliebe überbauen die Wege der Liebenden!

Liebe, was du sollst? du sollst seyn der Sturzkorb jedes freien Wollens; das Narrenseil für weise Herren, das Nasenzupfen zweibeiniger Gänschen; das Hutschemännchen alter Gecken, der Vexierspiegel der Männer, der Toilettenkniff des weiblichen Geschlechts, die Lichtputze der Leidenschaft, die Alle-Minutenhandlung des Herzens, der Nothpfenning aller armen Seelen, der Seufzerblasbalg leerer Herzen, der Strohmann eines einsamen Spielers, der Hausmeister eines hohlen Kopfes, der Nothnagel hektischer Dichter, die Haspel der einsamen Mädchen und das ätherische Futteral irdischer Gelüste!

Liebe, was du giebst? du giebst Himmel auf Erden, du giebst Sonnen in Finsternissen, du giebst Paradiese in Wüsten, du giebst Blüthen in Frost, und Kühlung in Hitze. Du giebst Thränen dem Auge, Hoffnung dem Herzen, Adel dem Gefühle, Seligkeit der Empfindung, Honig der Sehnsucht, Balsam den Wünschen, Ausdruck dem Blicke, Feuer den Worten, Trost dem Bangen, Wohllaut dem Liede, Sieg dem Flehen, Reiz dem Widerstand, Lockung dem Sträuben, Gluth dem Drängen und Göttlichkeit der Ergebung!

Liebe, was du giebst? du giebst Kunkel für Gold, Dornen für Blumen, gemaltes Feuer für Gluthen, Wallungen für Gefühle, Koketterie für Wahrheit, du giebst Pechstiefel den Affen, die dir nachstellen, du giebst hohle Nüsse den Kindern, die dich suchen, du giebst Eifersucht zur Mitgift, Betrug zum Brautgeschenk und Verrath zum Einwurf, du giebst den Argwohn zum Thürsteher, das Mißtrauen zur Zofe, die Untreue zur Gesellschafterin, die Verzweiflung zur Hausbewohnerin und nur den Tod zum Erlöser!

Lineamente weiblicher Schönheit und Anmuth.

Was haben die armen Philosophen, die guten Aesthetiker, die frommen Dichter und die unschuldigen Denker nicht alles über den Begriff der Schönheit philosophirt, ästhetisirt, gedichtet und gedacht! Wie viel Stunden, Wochen und Monden habe ich nicht zugebracht, um das alles zu lesen und zu studieren, ja ich unterfieng mich sogar einmal selbst über das Wesen der Schönheit nachzudenken, aber; mein Gott, ich war nach dem Allem eben so klug wie vorher, das heißt gar nicht klug. Ich nahm den Plato zur Hand und glaubte nun hab' ichs erwischt, da begegnete mir ein junges Mädchen mit dem Insiegel der Gottheit, mit der Schönheit begabt, und alle Begriffe dieses Sehers des Alterthums zerrannen an diesem Strahle! Ich habe die neuern Theorien und Schönheitsbrühen zu mir genommen, und stand vor einem Bilde da Vinci's und alle jene Erklärungen zerfielen in und neben mir. Ich hatte selbst eine Ode, eine wie ich glaubte recht begeisterte

Ode an die Schönheit geschrieben, aber als ich hinaus trat an den Abendhimmel einer blumenbedeckten Landschaft und diese Schöne mit dem himmlischen Zauber der Natur mich anlachte, da zerstäubte meine Ode wie eine leere Wassersäule um mich, ich konnte die Schönheit empfinden aber nicht begreifen, welches aber um sie andern zu erklären, durchaus gar nicht nöthig zu seyn scheint.

Wir wollen uns mit dem allgemeinen Spruch begnügen: „Schön ist was und wer gefällt," gefallen aber heißt unserm Wesen zusagen, es anregen, es befriedigen. Darum hat der Berliner recht, wenn er sagt: „die Suppe ist schön!" d. h. die Suppe sagt seinem Wesen zu; darum hat der Sachse recht, wenn er sagt: „die Kritik ist schön!" sie regt ihn an. Oft aber gefällt wer nicht schön ist? so hör ich viele fragen. Allein das ist falsch, derjenige, dem das, was wir nicht schön nennen, gefällt, der nennt es schön, dem ist es schön.

Descartes hat eine schielende Person geliebt, und er erklärte das Schielen für eine Schönheit! Ernst Schulze giebt der weißen Rose den Preis, der bleichsüchtigen weißen Rose! Gewisse Menschen verstehen unter schön: fett, und andere können sich die Schönheit nicht anders, als so mager wie eine Spitalsuppe denken.

In der Jugend halten wir andere Frauen für schön, und

in einem andern Alter nennen wir wieder andere Formen schön. Eine nüchterne Phantasie hat andere Schönheitsbegriffe, und eine kranke oder schmachtende Phantasie wieder oft die entgegengesetzten. Eben weil die Schönheit so vieldeutig, so verschiedenartig ist, können wir alles was uns gefällt schön nennen; wir können sagen: ein schönes Weib, ein schönes Pferd, eine schöne Pfeife, ein schöner Morgen, ein schönes Schiff, ein schöner Tod, ein schöner Elephant u. s. w.

Betrachten wir aber das, was man „Anmuth" nennt, und wir stehen vor einem geometrisch versiegeltem Zauberwerke, vor einem Worte, welches kein Denker erklärt, kein Dichter in Töne bringt. Wir sagen ein anmuthiges Mädchen, aber nie ein anmuthiger Dragoner, ein anmuthiges Häuschen, aber nicht ein anmuthiger Mastbaum! Liegt also der Begriff anmuthig in der Kleinheit? Auch das ist es nicht, denn wir sagen auch eine anmuthige Ebene und doch nicht ein anmuthiger Farbentopf, eine anmuthige Stadt aber nicht eine anmuthige Zwiebel. Man sagt ein anmuthiges Lächeln aber nicht ein anmuthiges Weinen; eine anmuthige Verbeugung aber nicht ein anmuthiges Achselzucken. Das Wesen der Anmuth ist also auch nicht in der Bewegung oder in dem Ausdruck gegründet.

Also daß wir es uns nur gestehen, wir können das We-

sen der Anmuth nicht erklären, sie ist ein Frauenzimmer, will also empfunden, geliebt, angebetet, aber nicht begriffen seyn.

So viel ist gewiß, Schönheit ohne Anmuth ist ein gemaltes Feuer, eine schöne Winterlandschaft, ein unacceptirter Wechsel u. s. w.

Anmuth ohne Schönheit aber ist ein Magnet, der heimlich aber fest zieht, ein Glanz, der nicht blendet aber wohlthut, ein Zauber der nicht überascht aber beseligt.

Bei allem Respect aber, den wir vor Anmuth und innern Seelenadel, diese Wurzelblume der Anmuth haben, können wir nicht läugnen, daß die Schönheit ein Geschenk der gütigen Götter ist. Dieses Geschenk, Wiegenangebinde und Nadelgeld der gütigen Schöpfung besteht aus einer ganzen etagére von Dingen als da sind Augen, Nase, Kopf, Haare, Zähne, Farbe, Wuchs, Haltung, Mund, Lippen, Ohren, Gebehrde, Füße, Arme u. s. w., kurz eine Bijouterie-Waarenhandlung von einzelnen Schönheiten ist nöthig, bis eine einzige Schönheit comme il faut aus den Händen der schaffenden Natur und aus den Händen der umschaffenden Mütter und Gouvernanten hervorgeht.

Der Schreiber dieser Zeilen, ein fleißiger Beobachter des schönen Geschlechtes, hat sich oft und viel mit den abstrakten

und angewandten Principien der Schönheit bekannt gemacht, und ladet die freundlichen Leserinnen ein, ihn bei einer physiognomischen Musterung der Schönheits-Artikel gefälligst zu begleiten, und mit ihm die Grundreglemente äußerer weiblicher Schönheitstheile zu erforschen.

Die Hauptsache ist wie bei jeder Sache:

Das Haupt.

Das Haupt ist die Citadelle der weiblichen Festung. Hier sind alle Angriffs- und Vertheidigungswaffen vereinigt, die Augen sind die Schußscharten, der Mund die Zugbrücke, und im Kopfe sitzt der Commandant der Vestung: der Verstand, oder die Caprice, oder der Eigensinn oder der Trotz, wer eben das Kommando führt. Also wir fangen bei dem

Kopfe

an. Der Kopf muß oder soll wenigstens eine ovale Gestalt haben. Das Gesicht muß im Verhältnisse zur Gehirnkapsel kleiner und von geringerem Umfange seyn. Die Gehirnkapsel muß schräg gewölbt seyn, eine platte zeigt von beschränktem Verstande.

Die weiblichen Köpfe werden auch noch eingetheilt in Trotz- und Sprudelköpfchen, das sind ganz eigene Schönheiten für besondere Liebhaber.

Das Haar.

Es ist entschieden, daß den Blondinen blondes Haar, und den Brunetten braunes Haar am besten kleidet, wenigstens hat man kein Beispiel vom Gegentheil. Blondes Haar ist edel, fein, aber es deutet auf Leichtsinn, besonders aber auf Wankelmuth. Blonde Frauenzimmer sind gewöhnlich sanguinisch, leicht aufzureizen, leicht zu besänftigen, tanzlustig und geneigt in Moden und Neigungen sehr oft zu wechseln. Schwarze Haare zeigen von heftigen tiefen Leidenschaften; Frauenzimmer mit schwarzen Haaren lieben weniger heftig aber inniger, sie fordern mehr, dafür lieben sie treuer. In der Eifersucht sind die Brünetten gefährlicher als die Blonden. Eine Blonde verläßt den Verräther, eine Brünette rächt sich an ihm. Es ist also am gerathensten, man liebt erst eine Blonde, nachher eine Brünette. Frauenzimmer mit rothen Haaren besitzen die tiefste Empfindung und das edelste Herz, jedoch in der Liebe sind sie sehr vorsichtig. Kastanienbraunes Haar ist etwas sinnlichen und erregten Gemüthes. Was den Haarwuchs um die Stirne herum betrifft, so sagt Winkelmann, er ist nur dann schön, wenn er rund bis über die Schläfe geht. Die anmuthigste und natürlichste Art, das Haar zu tragen, ist dem Wuchse zu folgen, in allen abwärtsfallenden Formen; alle niederwallende Locken verschönern das Antlitz, veredeln es. Die jetzige Art à la chinoise zu sehen, ist eckelhaft, als ob sich ihr Haar sträubte! Man kann eine solche Chinesen-Frisur nicht sehen ohne an einen Bund Spar-

gel zu denken, oder — — an den Scharfrichter, der den Schopf schon für sich gehandhabt findet.

Die Stirne ist der Sitz der Vernunft, natürlich wenn etwas da ist, was sich setzen kann; wo nicht, da bleibt der Sitz ledig, bei dem weiblichen Geschlecht hat das nicht soviel zu sagen. Die Stirne muß sich in einer sanft gesenkten Linie unter der Nase verbinden, das ist der Grundzug des griechischen Profils, im Südlichen mehr als im Nördlichen zu treffen. Sie muß auch ein Normal-Maaß haben, das heißt, von ihrem obern Theile bis zum Kinn herab, den Drittheil der Gesichtslänge haben. Eine zu sehr weibliche Stirne verräth Keckheit und den männlichen Trotz, eine ganz schmale Stirne ist ein Zeichen, daß die Vernunft sich auf ihrem Sitz nicht breit macht. —

Das Auge.

Der göttlichste, zarteste, erhabenste Theil ist das Auge! das Organ des feinsten ätherischten Stoffes des Lichtes! und nun gar ein Frauen-Auge! der Spiegel der Welt und der Seele! der Verräther und Vertraute aller Gefühle! der Beobachter und der Bothschafter geheimer Wünsche! der Dollmetscher und der Telegraph stummer Empfindungen! das Auge winkt, bittet, droht, fleht, schmachtet, trotzt, belebt, zerschmettert, erheitert, vernichtet alles mit einem Blick! Das Auge ist Zeuge der Schuld und Unschuld, Parthei und Richter, An-

walt und Ankläger zugleich! das Auge sprüht Zorn, Haß, Liebe, Verachtung, Mitleid, Muth, Rache, Bescheidenheit, Groll, Mißtrauen, Wohlwollen, alles in einem Strahle! Die Augen sind also die Lichtträger aller Empfindungen, und ein Hauptbestandtheil der weiblichen Schönheit. Die Farbe ist das erste, was sich uns darbietet. Schwarze und blaue Augen theilen sich in die Huldigung der Männer und der Dichter, und die grauen und braunen finden nicht minder ihre Anbeter. Büffon beweis't, daß die schwarzen Augen eigentlich dunkelpommeranzenfarbig und die blauen gelbpommeranzenfarbig sind. Es ist schrecklich, daß Büffon uns so enttäuschen will. Ich glaub' es nicht, ich sage es sind schwarze und blaue Augen. Welchen ich den Vorzug gebe? ach, ich liebe alle Augen! das heißt alle schönen Augen, aber ich meine:

Bei dem Becher schwarze Augen,
Doch am Fenster blaue taugen;
Für's Begehren schwarze Augen,
Doch zum Lieben blaue taugen;
Für den Scharfsinn schwarze Augen,
Doch für Sanftmuth blaue taugen;
Auf dem Balle schwarze Augen,
Doch im Stübchen blaue taugen;
Für die Ode schwarze Augen,
Doch für's Liedchen blaue taugen;
Für den Krieger schwarze Augen,

Doch für Schäfer blaue taugen;
Für den Dichter alle Augen,
Schwarze, blaue, braune taugen,
Wenn der Dichter nur will taugen
Schwarzen, blauen, braunen Augen!

Weit mehr als die Farbe trägt die Größe des Auges und und seine verlängerte Form zu seiner Schönheit bei. Die Augen dürfen weder durch zu vieles Abstechen noch durch zu nahes Aneinandertreten ihr harmonisches Verhältniß aufheben. Die Augenbraunen müssen schön hochgewölbt seyn und dürfen über der Nase nicht zusammenlaufen, sonst verdüstert es den Blick, und überwölkt den Himmel des Auges. Die Augenlieder müssen sanft gebogen seyn und lange Wimpern sind ein unaussprechlicher Reiz, sie machen den Blick sanfter und bescheidener.

Das Ohr

ist auch kein unbedeutender Theil in der Rüstkammer der Schönheit; die Ohren dürfen nicht groß seyn, eyrund sich gestalten und eine gleichmäßige Einfassung haben. Die Frauenzimmer haben also sehr darauf zu sehen, die Ohren nicht durch schwere Gehänge auszudehnen. Uebrigens ist das weibliche Ohr viel zarter und feiner gebaut als das männliche, daher auch ihre Neugierde, ihr Horchen und ihr Lauern kommen mag.

Die Nase

jedoch ist der große Anfangsbuchstabe im Schönheitskapitel. Die Nase ist auch dasjenige beliebte Organ, bei dem uns die Frauen so gerne spazieren führen. Es giebt Adlernasen und Habichtsnasen, römische, griechische und junonische Nasen, Spitznäschen und Stumpfnäschen u. s. w., am allerseltensten sind die sogenannten feinen Nasen! Wenn die Nase schön genannt werden soll, muß sie ihrer Form nach gerade und einfach seyn, und mit ihrer Grundfläche einen leichtbemerkbaren deutlich ausgedrückten Winkel machen.

Der Mund.

Diese Pforte der Weisheit und Thorheit, das süße Werkzeug der Rede und des Kußes! Es dürfen seine Einschnitte nicht viel länger als die Breite der Nase seyn, wenn er schön heissen soll. Dicke Lippen und ein großer Mund sind häßlich und zeigen auf Sinnlichkeit; eine herrschende Oberlippe ist zart und fein, aber sie deutet auf Charakterschwache, eine hervorragende Unterlippe deutet auf einige Roheit. Jedoch muß die Unterlippe etwas voller und runder seyn als die Oberlippe. Aber Sinn, Gefühl und Liebe wohnen in der Oberlippe, Stolz und Zorn krümmen sie, Einheit spitzt sie, Güte und Wohlwollen ründet und Ausschweifung erschlafft sie. Zur vollkommenen Schönheit des Mundes gehören kleine, gleichförmig gegründete, weiße Zähne. Wenn ein Frauenzimmer nicht viel lacht, so hat sie dergleichen wohl nicht.

Wange und Kinn.

Fülle und Rundung ist bei allen Organen des weiblichen Körpers vorherrschend, so muß auch die Wange voll, zart und rund seyn. Eine glückliche Mischung von Weiß und Roth giebt den Wangen die mannigfachen Nüancen des schönen Kolorits. Ueberraschung, Zorn, Scham, Liebe u. s. w. machen und erregen eine besondere Abwechslung in diesen feinen Schattirungen von Purpur, weiß und roth, und bringen einen unbeschreiblichen Zauber hervor. Schande, Furcht und Schuld machen Erblaßen. Das Erröthen ist die Livre der Tugend, die Visitenkarte der Unschuld, das Siegel der Reinheit. Ein Grübchen in der Wange, so als ob ein kleiner Amor mit dem kleinen Finger es hingedrückt hätte, ist ein Liebreiz mehr, und in einem solchen Grübchen sind schon große Philosophen gefangen worden. Ein solches Grübchen ist die eigenhändige Unterschrift der Schelmerei und man hat doppelt Ursache auf seiner Hut zu seyn, wo es uns anlockt.

Ein schönes Kinn muß rund und eben so eines muß sich allmählig und sanft abrunden. Jede gespitzte Form zeigt von Härte und Männlichkeit.

Der Hals.

An den verschiedenen Biegungen des Halses drücken sich Feinheit, Muth, Weichheit, Sanftmuth und Würde aus. Ein schöner Hals, gewöhnlich die Morgengabe der Natur an gros-

sen, schlanken Frauenzimmern muß nicht zu kurz seyn, hinreichend voll, jedoch nicht dick, und muß unmerklich in schönen Wellenlinien in Kopf und Brust übergehen, bei dem letztern Uebergange muß er noch durch schöne Schultern wohlwollend unterstützt werden.

Taille.

Wenn der Schneider schon völlig das seinige gethan hat, so scheint es doch nicht ganz überflüßig, wenn die Natur auch etwas zu einer schönen Taille beiträgt. Dazu gehören leichte und harmonische Gliedmassen, die leichte und geschmeidige Bewegungen erlauben und hervorbringen. Der Leib muß schlank, nicht hervorstehend, und nicht hängend seyn, und runder als der männliche.

Hand und Fuß.

Eine jede Sache muß Hand und Fuß haben, also auch die Schönheit, das heißt eine schöne Hand und einen schönen Fuß. Die Schönheit der Hand besteht in einer zarten Rundung, mit kaum merklich gesenkten Spuren, nach Art sanfter Beschattung über die Knöchel der Finger, wo auf allen Händen Grübchen sind. Die Finger wohl geformt und spitz zulaufend. Die Arme rein in den Umrissen, fließen rund und voll in der Form. Ein schöner Fuß, mit dem in Deutschland die Natur sehr karg ist, muß klein seyn, in seinem Umkreise sich der Form der Ellipse nähern, eine etwas hohe Wölbung

haben, und bei dem Knöchel schlank, in pyramidalischer Wölbung sich in die unsichtbaren Regionen erheben.

Ein schöner Fuß ist die Basis der weiblichen Schönheit.

So viel über die Schönheit der Frauen, über die Anmuth und das Geheimniß der Toilette nächstens mehr.

Csákány und Tambura

oder:

die geistige Abendmusik.

(Eine ungarische Novelle.)

Die Wipfel der hohen Bäume des Moorer Waldes brannten und glühten an ihren Spitzen im Purpurrothe der Abendsonne, große Schatten lagerten sich wie Riesenschlangen um die fortlaufenden Wurzelranken der hundertjährigen Stämme, und die Vögelstimmen wurden immer seltener und einzelner, als ich aus dem Walde heraus in die Ebene trat, in welcher Moor, ein kleiner artiger Marktflecken, in feierlicher Abendruhe lag. Die Erde schien noch von dem Flammenkusse des Tages erglüht, sich nach der Kühle des Abends zu sehnen, und sank, wie aus einer zärtlichen Umarmung, matt in die schattigen Arme des Abends.

Links lag der Csókaberg, auf den Bäumen am Gipfel des Berges eilte der Lichttritt des entschwindenden Tages hin,

daß sie sich schauerlich bückten, und wie geläutert in Goldschimmer leise wogten.

Ich bog links ab, und schritt am Fuße des Berges, welcher von dem fruchtbaren Traubenmantel der Weingärten halb überdeckt war, rasch vorwärts; von ferne trieb der Schäfer seine Heerde heim, und eine Schaar Schnitterinnen, in lieblicher Landestracht zogen munter schäkernd vorüber.

Am Ende des Berges, dort wo bei dem Dorfe Csóka der Berg eine Schlucht bildet, und die Ruinen des Schlosses Csókakev mahnend an die verfallene Größe der Zeit, bedeutsam düster in's Thal herunterschaut, liegen einige kleine Häuschen in, Tannen und Linden versteckt.

An einem dieser Häuschen war eine Stange ausgesteckt, mit grünen und rothen Bändern und einem Reiserkranz, ein Zeichen, daß hier ein Gast- oder Wirthshaus seye, und vor dem roth angestrichenen Häuschen tummelte sich eine rüstige Dirne herum, der Kleidung und den schlicht aufgewickelten Zöpfen nach zu schließen, die Fogádós Leáni (die Kellnerin.)

Das Häuschen lag so freundlich da, man hatte zugleich die Ansicht des Berges und des Thales von der Hausflur, und ich beschloß, da einzukehren.

Jutká, die flinke Kellnerin, mit zwei schwarzen Nationalaugen und jenem tiefrothen Teint, den die panonische Sonne ihren Töchtern giebt, sprang mir mit einem freundlichen Gruße entgegen, nahm mir mein kleines Felleisen ab, trug es sammt Mantel und Stock hinein ins Zimmer, und ich ließ mir ein Glas guten Moorer-Wein auf einen Tisch vor dem Hause hinsetzen.

Die Gegend war bereits still und halbdunkel geworden. Auf dem einen Abhange des Csókaberges, der die Aussicht auf Stuhlweissenburg hat, lagen zwei kleine, aber allem Anscheine nach unbewohnte Häuschen, von einigen hohen Pappeln umfriedet. Die Fensterläden waren zu, und auf den Sitzplätzen am Hause wuchs hohes Riedgras. Eine dichte Allee, welche die etwa fünfhundert Schritte auseinander liegenden Häuschen verband, schien schon lange von keinem menschlichen Fuße betreten worden zu seyn, denn der Weg war ganz verwildert und von Unkraut überwuchert.

Es war etwas Freundliches und doch etwas Unheimliches in dem Anblicke dieser zwei Häuschen, die sich gegenseitig wie wehmüthig zu betrachten schienen; man sah, daß sie zusammengehörten und doch schmerzlich auseinander standen. Ich war eben in Nachdenken darüber versunken, als die Glocken der umliegenden Dörfer acht Uhr läuteten. Von Moor tönte es hell und rein herüber, auch von Csurgó und von Csikwár

trug die stille Abendluft die lautern Glockentöne herüber, und der Pincés (der Kellner) des kleinen Wirthshäuschens kam heraus und zog die Glocke, die nach Landesgebrauch auf einer einfachen Stange vor dem Hause aufgerichtet war, nahm den runden langgekrempten Hut vom Haupte, faltete die Hände und kniete vor dem allda aufgerichteten Kreuze zur Andacht nieder. Bald darauf kamen aus allen naheliegenden Häusern die Bauernmädchen heran und knieten auf den Rasen nieder und falteten andächtig schweigend die Hände. Die Glocken hatten längst ausgetönt, nur der Nachhall zog leise versummend wie einschlafende Gedanken, durch die unbewegte Abendluft hin, die Mädchen aber blieben kniend und mit gefalteten Händen liegen, und alle sahen sie unverwandt nach den beiden unbewohnten Häuschen hin, und schienen erwartend aufzuhorchen und hielten den Odem an und lauschten hinüber. Da, als das letzte Echo der Glockentöne im Aether verbebte, da fing ein leiser Ton an aus dem einen Häuschen herauszutönen, erst kaum hörbar, dann immer lauter und lauter, und es war ein ganz eigener wehmüthiger Ton, wie einer Saite mit matter Hand schmerzlich entlockt, und sehnsüchtig auffordernd und mahnend, und wiederum hinsterbend und doch beglückt. Bald darauf, wie aufgeregt von diesen Tönen, erklang aus dem andern Häuschen gegenüber ein wundersamer, klagender Laut; es waren schmerzlich geschliffene Töne, wie aus zuckendem Herzen ausgehaucht, gleichsam Antwortgebend auf die klagende Anfrage jenes Tons, so wie die italienischen Gon-

doliers ihre Wechselgesänge auf den stillen Fluthen aus dem Dunkel der Nacht erschallen lassen.

Immer weicher, immer vorwerfender, immer dringender erklang es nun aus dem einen Häuschen, und die antwortenden Töne verschmolzen immer nachgiebiger, immer frommer, immer beschwichtigender. Es war ein grauenhaft geisterartiges Wechseltönen, bald schienen sich die Laute suchend zu nahen, sich zu finden und beglückt in die Arme zu fallen und zu vermischen, bald rissen sie sich, wie plötzlich erwachend, von einander los, entfernten sich, indem sie doch sehnsüchtig sich nach einander umblickten, stürzten wieder zusammen, bis ein schmerzlicher, lebenslassender Accord einfiel, und die Töne schneidend abriß.

Die Mädchen hatten alle das Haupt gesenkt, als es stille war, kreuzten sie sich noch dreimal vor Stirne, Augen und Brust, und standen fast noch furchtsam und scheu auf.

Indessen war die Halbsichel des Mondes wie eine blasse Wange über den Berg hervorgetreten, und eine magische Beleuchtung füllte das Thalbecken mit weißlichem Schimmer.

Ich war von dem räthselhaften Tonspiele innig ergriffen, Neugierde und geheimer Schauer belebten mich, und ich fragte

die wieder geschäftige Jutka um die Bedeutung dieser unbegreiflichen Abendmusik.

Die schwarzäugige Kellnerin winkte ein Mädchen aus dem Kreise herbei, indem sie sagte, diese würde mir gerne den erwünschten Aufschluß geben, sie seye die Tochter des Notars von Moor, und war selbst eine Freundin der gottseligen Illana. Verschämt, aber freundlich trat diese heran, setzte sich zu mir nieder, und während der Halbmond gleichsam wie lauschend heraufzog, und sein mattes Silberlicht die Berge mit weissen Schleiern umwickelte, und die zwei Häuschen mit einem milden Schimmer übergoß, erzählte mir Palanka, die Notarstochter, folgendes:

Es sind noch nicht zwei Jahre, da wurden diese Häuschen von zwei Familien bewohnt, welche von der innigsten Eintracht und Liebe umschlungen, nur eine einzige zu bilden schienen. Dugowich, ein wohlhabender Winzer, seit mehreren Jahren Wittwer, bewohnte mit seinem Sohne Andor das eine Häuschen, und in dem andern lebte der Edelherr Barankay mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Illana.

Illana war schön und frisch wie das Morgenroth, wenn es hervortritt von dem Gipfel des Csókágebirges; sie war schlank wie die Tanne des Bakanyer Waldes, ihre schwarzen großen Augen glühten wie die Traubenkörner in den Wein-

gärten von Villany; ihre Lippen waren voll und roth wie die Kirschen aus Veszprém, und wenn sie sprach, tönte es so klar und fromm, und drang in das Herz wie die Glöcklein der Mutter-Gottes-Kapelle im Gesundbrunnen zu Budáik. Das schwarze Haar, in üppiger Fülle, wie das Banater Getraide, schlang sich in zwei langen Flechten, mit rothen und weissen Bändern durchflochten, auf ihren beiden Schultern bis an das Knie herunter, und das schwarze Mieder mit rothem Latz und Saum saß wie angegossen um den schmucken Leib. Dabei war Illana sanft wie ein Lamm des Thales, ihr Blick war mild wie Morgen-Erdbeer, und all' ihr Wesen fromm, fleißig und still wie ein klösterliches Mägdlein.

Aber auch Andor galt für einen der schönsten Burschen im Comitat; hoch und stark, mit blitzendem Auge und aufgeworfenen frischen Lippen, muthig und doch nachgiebig, munter und rüstig; er war die Freude seiner Umgebung.

Dugowich und Barankay hatten von zarter Jugend an ihre Kinder für einander bestimmt. Sie liebten sich schon von Kindheit an, und man sah sie stets wie Schwester und Bruder beisammen. Wenn sie des Sonntags früh nach Moor in die Kirche giengen, da hieß es ringsherum nur: das schöne Paar vom Csókáberg; war irgendwo in einem Dorfe der Umgegend Böcs (Jahrmarkt), so zogen Illana und Andor zusammen dahin, und an Feiertagen Abends tanzten nur Illana

und Andor zusammen unter den großen Linden des Wirthshauses in Csóka.

Oft noch spät am Abende saßen die zwei Familien beisammen vor ihren Häuschen, Illana nahm die Tambura zur Hand, und sang ein Nationallied, begleitete es mit den Saitentönen der einfachen Tambura, und Andor nahm seinen Csákány (den flötenartigen Kreuzstock, „Tschakan" genannt), und begleitete den Gesang und das Spiel Illana's mit den einfachen, aber vollen Lauten dieses unvollkommenen Instrumentes.

So wuchsen die beiden Liebenden heran, und als Illana 17 und Andor 23 Jahre alt waren, als Barankay sah, daß Andor alle Abend kam, und dem in Ungarn so üblichen und beliebten Ablakazni (Fensterln) nachgieng, d. h. daß er alle Abend vor das Fenster Illana's kam, um durch Gesang und Musik und Gespräch sie wach zu halten und an's Fenster zu locken; da wurden Illana und Andor verlobt, und die Hochzeit wurde auf das nächste Osterfest anberaumt.

Es war ein düsterer Novemberabend, der Regen strömte in starken Güssen hernieder, die Gipfel des Berges waren in schwarzes Gewölk gehüllt, der Sturm durchras'te das Thal und die Bergschlucht, der Donner rollte fast unaufhörlich zwischen flammenden Blitzen fort. Bei Barankay saßen beide

Familien im wohlverwahrten Zimmer beisammen, Illana schmiegte sich an Andor an, und die beiden Alten schüttelten besorglich das Haupt ob des in so später Jahreszeit ungewöhnlichen Ungewitters. Wie es bei solchen Fällen in Ungarn üblich ist, wurde die Bibel auf den Tisch gelegt, und das Kapitel der Sündfluth aufgeschlagen, und vor dem Muttergottesbilde kniete die fromme Frau von Barankay.

Da klopfte es heftig an die Hausthüre. Barankay ging hinaus, um aufzumachen, und ein Fremder, ein Reisender, der durch die Schönheit des Gebirges verlockt, von der Landstraße abwich, und den das schreckbare Gewitter hier überfiel, forderte gastliche Nachtherberge.

Der Fremde wurde mit all' jener Herzlichkeit und jener Gastfreundschaft aufgenommen, die in Ungarn vom Pallaste bis in die Hütte einheimisch ist. Illana nahm ihm mit geschäftiger Freundlichkeit den regenschweren Mantel ab, während Andor seinen tropfenden Hut abschüttelte und ihn bei Seite legte.

Der Fremde schien ein Mann zwischen vierzig und fünfzig zu seyn. Groß und hager, mit gebräunten Gesichtszügen, und langen, stark herabgezogenen, schwarzen Augenbraunen; hinter diesen blitzten zwei große Augen hervor, deren Blick einen unheimlich funkelnden Glanz hatten und die unstät her-

umirrten. Die rechte Hand hatte er fest zusammengeballt auf der Brust liegen, als ob er sie gar nie von da wegnehmen könnte, und die linke fuhr zuweilen krampfartig über die beiden buschigten Augen hin. Illana versicherte später, daß sie immer innerlich zusammenschreckte, wenn sie ein blutiger Blick (wie sie sich ausdrückte) des Fremden traf.

Dieser hatte indessen auf Einladung Barenkay's am Tische Platz genommen, und auf die freundlichen Worte der Hausbewohner nur zerstreut und einsylbig geantwortet. Das Gewitter war inzwischen vorübergezogen, nur in den fernen Bergen grollte noch der verhallende Donner fort, als ob er im Entfernen noch zurückzürnte; die Bäume rauschten wieder milder auf, wie dem Schöpfer dankend, daß sein Zorn gnädig ob ihren Zweigen vorübergieng. Illana's Furcht war verschwunden, sie tummelte wieder fröhlich um den Tisch herum, und füllte dem sonderbaren Gaste das Glas mit dem edlen Safte des feurigen Bodotschaner, kredenzte es ihm nach Landesweise, indem sie es an die Lippen setzte, und es ihm mit einem „egeségre!" (zum Wohlseyn) zutrank.

Bald darauf nahm sie ihre Tambura zur Hand, und begann eine nationale Weise anzustimmen. Der Charakter der ungarischen Nationallieder, Nationalgesänge und Nationalmusik ist fast durchgehends eine tiefe Wehmuth, eine tiefe Klage, ein durchgehend schmerzliches Weh. Selbst in den tollsten

Tanzmusiken ertönt zuweilen ein bitterer, herzzerreißender, oder ein tieftlagender Laut. Selbst der Czigány (Zigeuner), der in Ungarn ausschließlich Musik treibt, und mit seiner Geige im Lande herumzieht, füllt seine improvisirte Aufspielerei mit einer unerklärbar elegischen Weise; es sind immer Töne eines heimlichen Weh's, einer sehnsüchtigen Betrübniß, eines unnennbaren Weh's, welches sie aus den Saiten wundersam, langsam gedehnt herausziehen. Wer den ungarischen Naturalisten Bihárý-Czigány auf seiner Violine spielen hörte, der wird ihn unwillkührlich mit Paganini vergleichen und gestehen, daß seine Eigenthümlichkeit, die ganz besondere tieftraurige Weise, die schmelzenden und seelenerschütternden Accorde seines Spiels, und diese jedem Tone inwohnende zauberhaftige Wehmuth, von Paganini nie erreicht worden ist. Wenn Bihárý seinen Rákoczy aufgeigte, entlockte er seiner kleinen, unansehnlichen, braunen Geige ein ganzes Geisterreich von schauerlichen, tieferschütternden Klängen. Eine Schattenwelt voll Trauergestalten entquoll seinen Saiten, das Herz wurde süßschmerzlich ergriffen, und das auf eine wonnevolle Weise verletzte Ohr trank mit behaglichem Schauer die unheimlichen Gänge und Springe des kühnen und verwegenen Geigers. Zuweilen machte Bihárý inzwischen einen tüchtigen Zug Wein aus seiner, ihm an der Seite hängenden Csutara (ein schlauchartiges Weingefäß), und die umstehende Menge rief gewöhnlich „hármat danzunk!“ (tanzen wir ihn zum drittenmal), — ein Ausruf, den die ungarischen Tanzpaare gewöhnlich im

größten Enthusiasmus ausrufen, wenn sie, ohne abzusetzen, einen Tanz zum drittenmal beginnen, — und Bihary variirte nun seinen Rákoczy mit neuen wehmüthigen und hinreissenden Weisen.

Auch Illana's Spiel auf der Tambura trug den melancholischen Charakter der Nationalmusik an sich, und als Andor seinen Csákány (Flötenstock) ergriffen und in ihre Töne begleitend einfiel, war es, als ob zwei Nachtigallen aus wundgesungener Kehle einander ihre Klagen und Leiden zusängen und zuflöteten.

Der Fremde schien heftig bewegt aufzulauschen. Er drückte die linke Hand immer fester auf das Herz, und die rechte lag über den glühenden Augen. Zuweilen griff er hastig nach dem Glase, als ob er den Inhalt desselben ganz ausstürzen wollte, und setzte es, nachdem er es an den Mund gebracht, ungeleert wieder nieder.

Plötzlich sprang er auf, sagte, er müsse morgen frühe schon in Totis seyn, nahm ungestüm Mantel und Hut, dankte den Hauseigenthümern für die gewährte Gastfreundschaft, und bat Illana, ein kleines Packet Musikalien, welches er aus seinem Mantelsacke nahm, zum Dank für ihr schönes Saitenspiel anzunehmen. Nur zögernd nahm Illana das Heft aus der Hand des seltsamen Gastes, der bereits aus der Thüre

war, und rasch über den Wiesenplatz vor dem Hause hinschritt; nach einiger Zeit sahen sie seinen dahinwehenden Mantel noch auf dem Gipfel des Berges dahinflattern, und sich in das Dunkel der hohen Bäume verlieren.

Am andern Abend saßen die beiden Familien wieder bei Barankay beisammen. Es wurde des sonderbaren Gastes von gestern gedacht, und sein Packet Musikalien herbeigeholt. Es enthielt ein ganzes Bunterlei an Noten und Musikalien: Tänze, Lieder, Abendmusiken, Jägerweisen, Märsche, spanische und italienische Volksarien, Schweizer-Kuhreigen, schottische Lieder; zu ihrer Freude sah Illana, daß Alles für den Csákány und für die Tambura gesetzt war. Sie blätterte hin und her, und blieb endlich bei einem nationellen „Todtenmarsch," wie von einer heimlichen Kraft angezogen, stehen.

Sie und Andor nahmen nun die Blätter vor und fiengen an zu spielen. Gleich bei den ersten Accorden überraschte Illana der bizarre Reichthum und die phantastische Fülle der Composition. Andor hielt gleichsam erschreckt inne, und folgte doch wieder wie unwiderstehlich angetrieben dem Spiele Illana's. Die beiden Familien theilten das Grauen, welches die ersten Töne dieses Stückes hervorbrachten. Illana war unheimlich bewegt; eine Melodie, die sich ernst, finster, majestätisch-entsetzlich aus den Saiten drängte, erschütterte sie, daß sie erbleichte, und kalte Thränen rollten über ihre blassen

Wangen herab, und sie mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen. Andors Csákány ertönte auch nur in unsichern, schwankenden und traurig bebenden Tönen; und die Eltern lauschten still und bange diesen dunkel ergreifenden Wechseltönen. Illana fuhr fort, und ihre Tambura erscholl nun wieder in langgehaltenen, klagenden und schmerzlichen Accorden, wie die Aeolsharfe, wenn auf dem Gipfel entfernter Berge ein durchwehender Seufzer des Abendwindes ertönt; bald aber auch waren es wieder schnelle, wie im Fieberfroste zitternde Saitenschwingungen, und in einer gräßlichen Bizarrerie war es bald, als ob den Saiten ein dämonisches Lachen entschalle; bald als ob ein Schluchzen des tiefsten Wehes gehört würde; bald als ob eine Glocke zum letzten Gange riefe, und bald als ob ein Streit zerfallener Echo's in gellendem Spott und in langgeschliffenen Schmerz-Refrains ringsum ertönte. Nur mit fast übermenschlicher Kraft konnte Illana bis zu Ende spielen, während Andor wie von einem wilden Gelüste angetrieben auf dem Csákány in eben so absonderlichen Mischklängen von toller Lust und schneidendem Weh ihrem Spiele folgte; die Tambura entsank ihrer Hand, sie war erschöpft. Andor zitterte wie unter der Macht eines übermenschlichen Schreckens. Die Alten segneten ihre Kinder, und der Abschied der beiden Familien war still, schauerlich, eisig und finster.

Dennoch kamen sie alle Abend wieder zusammen, und im-

mer war es wieder dieser „Todtenmarsch," den Illana zur Hand nahm, um ihn zu spielen. Selbst Andor schien sich zwar zu entsetzen, aber dennoch liebte er ihn auf eine unbegreifliche Weise. Die Eltern suchten vergebens ihre Kinder von dieser grauenhaften und gespenstischen Composition abzuleiten, es half nichts, und zuletzt hörten sie selbst gerne dieses Gemisch von geistiger Wollust und Pein, dieses grauenvolle, räthselhafte Tongemälde voll Schauer und Lust, voll Entsetzen und Süßigkeit.

So erklang jeden Abend in einem der beiden Häuschen diese unselige Musik, und eine unendliche, tiefe Traurigkeit nistete sich mit jedem Tage tiefer in beide Familien ein, und umnachtete sie mit ihren schattenvollen Fittigen.

So war der Abend von St. Nikolas herangekommen; er wurde im Dorfe Csóka gefeiert. Im großen Gerichtszimmer des Kisbiro (Kleinrichter) wurde getanzt, und der Preis eines Németh-Tanzes (eines Walzers), war ein Lamm mit Bändern verziert. Das Paar, welches den Preis erhalten wollte, mußte zu walzen anfangen, wenn die kleinen St. Nikolas-Kerzen angezündet werden, und durfte nicht eher aufhören, bis sie herabgebrannt waren. Man mußte eben so leicht und schlank als stark seyn, um zu siegen.

Illana und Andor errangen den Preis; das mit Bändern

geschmückte Lamm wurde unter Musik und Tusch vor ihnen her im Saale herumgeführt, und sie von der ganzen Dorfjugend mit Musik bis zu ihrem Häuschen nach Hause begleitet.

Acht Tage darauf bedeckte der kleine Kirchhof zu Csóka die jugendliche Hülle Illana's.

Illana's plötzlicher Tod erschütterte beide Familien aufs Entsetzlichste. Andor glich einer Bildsäule, starr und regungslos saß er am andern Tage auf dem Rasensitze vor seinem Hause, und sah unbeweglich die Allee hinab, welche beide Häuser verband, und durch die Illana alle Abend herunter kam. Vergebens waren alle Trostworte der selbst tiefbekümmerten Eltern; vergebens die heißen Thränen der zärtlichen Mutter. Er saß vor der Thüre und starrte in die Allee hinab.

Nach und nach zog der Abend seine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Bergsäulen, die Felsenglieder hüllten sich immer mehr und mehr in den Mantel der Finsterniß, und alles Leben verstummte ringsherum. Von der Thurmspitze in Csóka tönte die Glocke acht Uhr. — Da tönte es von Illana's Schlafgemach herüber durch die Nacht und die Stille wie der wohlbekannte, schmerzliche Saitenton der Tambura, die dort an der Wand hieng, und die sonderbaren Klänge des Todtenmarsches zitterten herüber und schienen Andor heftig, klagend und vorwerfend aufzufordern, mit seinem Csákány die ge-

wohnte Weise zu begleiten. Andor horchte mit wollüstigem Grauen den geisterartigen Tönen, und er erhob sich mechanisch und flüsterte wie heimlich beschwichtigend: „sogleich, meine Illana!“ nnd holte seinen Csákány und begleitete das schauerliche Spiel der Tambura, und der entsetzliche, gespenstige Todtenmarsch ertönte nun vollkommen, und Illana's Tambura setzte das unsichtbare Geisterspiel fort, und immer überirdischer, immer ätherischer wurden die leisen Schwingungen der entkörperten Saiten. Andor hielt oft inne, seine Lippen regten sich leise, und es war, als ob er sagen wollte: „fahre fort, liebe Illana.“

Eilf Abende lang wiederholte sich dasselbe unheimliche, grauenhafte Schauspiel. Wenn der achte Glockenschlag von der Dorfuhr ertönte, da begann die Tambura die dämonischen Weisen des Todtenmarsches auszuhauchen, und in zerreissenden, flehenden, begehrenden, beschwörenden und lockenden Accorden zu Andor hinüber zu klingen und zu singen, und Andor ergriff seinen Csákány und stürzte sich mit ihrer Phantasie in den Zug dieser Töne, und seine eigenen Klänge schmiegten sich bald sehnsüchtig an sie an, bald zerrten sie wie irrsinnig an denselben, und bald schlangen sie sich wie lebenlassend und unauflöslich um sie und hauchten zusammen die verendenden Laute des Schmerzes und des Jammers aus.

Am zwölften Tage waren Andors Kräfte erschöpft, er

lag im Bette, die Eltern saßen liebend an seiner Seite, man hatte alle Fensterläden zugemacht, die Dorfuhr von Csóka konnte nicht bis zu seinen Ohren dringen. Er lag stille schlummernd da. Aber als die achte Stunde schlug, erhob er sich, sein Antlitz lächelte, er lispelte: „ich komme, Illana!" Er ergriff seine Flöte, und mit einer verschwebenden Sehnsucht spielte er den Todtenmarsch bis zu Ende; aber es schien, als wären es dieselben Töne und dennoch ganz Andere, sie klangen friedlicher, beschwichtigender, es war als ob ein versöhnender Genius mit der Engelslippe darauf spielte, es flötete wie das Jubiliren der stillbeglückten Philomele, und Andor lächelte wie ein schlafendes Kind lächelt, wenn es von den lieben Engelein Gottes träumt, die dasselbe zu sich emportragen auf güldenem Gewölk. Der Todtenmarsch war zu Ende, Andor blickte herum und sagte: „jetzt, Illana!" und seine Seele war der irdischen Hülle frei.

Auf dem Kirchhofe zu Csóka wurden am folgenden Abend um acht Uhr neben Illana Andors sterbliche Ueberreste beigesetzt. Als die letzte Schaufel Erde über den Sarg hinrollte, ertönte von dem Hügel herab der Todtenmarsch aus den leeren Häuschen, von Csákány und Tambura geisterartig herabgesendet; und hoch auf dem letzten Felsengipfel des Csókáberges sah man den sonderbaren Gast, von dem er herrührte, in einen dunkeln Mantel gehüllt vorüberschreiten, die Hand herunterstrecken in das Thal und verschwinden.

Seit dieser Zeit werden die zwei Häuschen nicht mehr bewohnt; aber jeden Abend um acht Uhr ertönt aus Illana's Zimmer die Tambura, und aus Andor's Zimmer der Csákány und spielen den Todtenmarsch, und klingen herab in das friedliche Thal.

Und die Bauernmädchen nennen es die „geistige Abendmusik," und versammeln sich alsdann vor dem heiligen Gnadenbilde, um für die Seelenruhe der Abgeschiedenen ein frommes Gebet zu verrichten.

Deutschlands Einheit.

(Eine Fresko-Scene.)

(Die Scene ist ein Wein- und Bierhaus. Ein Altbayer, ein Rheinbayer, ein Oestreicher, ein Preuße, ein Hannoveraner, ein Sachse, ein Hesse, ein Würtemberger, ein Sachsenhäuser, ein Nassauer, ein Franzose u. a. m. trinken und berathschlagen Deutschlands Einheit.)

Der Franzose. Meine Erren! Müssen Sie machen eines Volk, alle deutsche Nation. Dann werden seyn frei, nichts bezahl Abgab, selbst seyn Err im Lande, nichts Arbeit, viel Huhn im Topf, wenn Deutschland seyn alles Eins!

Der Altbayer. Ja, Deutschlands Einheit, mir is a recht; wenn nur die verfluchten Ausländer, die Oestreicher, die Preußen, die Sachsen, die Hessen, die Würtemberger, die Badenser, die Hannövraner u. s. w., diese stockdummen gottverdammten Ausländer nicht dabei sind, die muß man in Bier

verſäufen, dann bin ich dabei, Deutſchlands Einheit, vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Oeſtreicher. Deutſchlands Einheit, ja das iſt einmal a g'ſcheidt's Wörtel! (für ſich) Wenn i nur den windverdrahten Gelberubenreiter, den Preußen, a Tätſchen geben könnt, und den Hauptſchnipfer, den Bayer, ein's auf Dachel praktiziren könnt, und den Hungermagnaten den bockbanigen Sachs! (laut) Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Preuße. Deutſchlands Einheit! Det is man een Wort! Aberſt nur nichts niſchte mit den Oeſtreicher, und nichts niſchte mit den Bayer, die haben man keene äſtatiſche Erziehung genoſſen; ooch nichts niſchte mit den Sachſe, denn det ſind ekelige Gören, und der Heſſe der Lord vom Mühlendamme mit die Klapperbeene, und der Frankeforter die Ladendieners mit die Elle und das Rechenbuch. Det is allens muhß wie Mine, det taugt nichts, det ſind Rakers! Deutſchlands Eenheit, vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Sachſe. Deutſchlands Einheit! Das will die Bildung! doch fordert es die Bildung, daß wir uns fern halten von den Heſſen, von den Braunſchweigern, von den Hannoveranern, von den Bayern, von den Oeſtreichern, von den affektirten Norddeutſchen und von den uncivilisirten Süddeutſchen. Deutſchlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Sachsenhäuser. Deutschlands Einheit! Warum nicht? Dem Nassauer und dem Würtemberger, und dem Badenser und dem Rheinpreussen, und dem Hessen u. s. w., wenn sie muksen, geb' ich ihnen mit der Faust ein Andenken aufs hinterste Capitolium, daß ihnen der linke Stockzahn beim rechten Nasenloch herausspringt! Deutschlands Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Sie werden nach und nach hitzig, der Oestreicher nasenstübert den Preußen, der Preuße pufft den Sachsen, der Bayer zwickt den Oestreicher, der Hannovraner kneipt den Hessen, der Hesse tritt den Nassauer mit Füßen, der Rheinbayer schlägt nach dem Altbayer, der Sachsenhäuser kratzt dem Würtemberger die Augen aus, dabei schreien sie alle:

„Deutschlands Einheit! Deutschlands Einheit!"

(Der Franzose schreit begeistert:)

„So recht, meine Erren! das ist ein Erz und ein Leben, das ist ächtes Nationalität!

(Die Gesellschaft liegt sich bald durchaus in den Haaren, und sie schleppen sich am Boden herum mit dem Ausruf „Deutschlands Einheit!" Da schlägt es 11 Uhr, sie springen alle auf und schreien; „Die Polizeistunde!" nehmen ihre Hüte und Mützen, und laufen auseinander; der Franzose ist gerührt und sagt:

„Ah, la belle Idée: Deutschlands Einheitz!"

Inhalt.

Seite

Die vier W (Weh) des menschlichen Lebens 1

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini 21

Philosophischer Spaziergang des Boeuf-gras durch die Straßen von Paris in den drei letzten Carnevalstagen und Tagen der Unruhen im Jahre 1831 . . 58

Kleines Reiseperspectiv für eine verehrte Freundin auf dem Lande 61

Die Rose am Grabe 68

Gedanken eines Sterns am Himmel bei einem Feuerwerke auf Erden 74

Die Erde 76

Das Fest der Gräber zu München am Allerheiligen-Tage 84

Humoristisches Reiseperspectiv 89

Seite

Ausflug nach Berchtesgaden 109
Der Morgen 126
Die Nacht 131
Das Fest der Gräber 135
Phantastereien oder Nachempfindungen nach einem Balle 141
Sehnsucht nach meiner einzig Geliebten 144
Freskovariationen eines zerrütteten Gemüthes über das uralte Thema: Liebe 147
Lineamente weiblicher Schönheit und Anmuth . . . 151
Csákány und Tambura 164
Deutschlands Einheit 183

Neueste Schriften

von

M. G. Saphir.

Nesselblätter

der Zeit und des Lebens.

Satyrisches.

Dritter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Nesselblätter

der Zeit und des Lebens.

Satyrisches.

Von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Memoiren einer Zeitgenossin.

(Aus den hinterlassenen Papieren einer Fliege.)

Ich bin von Geburt eine Deutsche und meine Vaterstadt ist eine große Residenz. Diese liegt an einem Fluße, dem es eben so an Wasser fehlt, wie meiner Vaterstadt an Wein. Mein Vater ist unter ähnlichen Fliegen in dem Antichambre der Großen aufgezogen worden, hat aber wie andere zweibeinige Fliegen schmarozt und gesummt, gesummt und schmarozt. Meine Mutter, von dem alten Geschlechte der Stechfliegen, war bei dem Zollwesen angestellt und saugte sich am Blute der Menschen voll. Plötzlich fiel mein Vater, nicht in Ungnade, das wäre noch zu verschmerzen gewesen, aber in den Wein von Serenissime und endete ruhmlos; meine Mutter zog sich über den Zollverband eine Gemüthskrankheit zu und starb. Ich blieb als eine arme Waise zurück. Dem Pupillen-Collegium schien ich keine vortheilhafte Parthie, ich war also genöthigt, mein eigenes Amt zu suchen. Ich zog gerade zu in

eine entlegene Straße, wo ich auf Gastfreundschaft eher als in den ersten Straßen rechnen konnte. Ein halb offenes Fenster zog mich an, ich flog in ein kleines Gemach, und nahm auf einer Toilette, auf einem Zahn eines ausgebrochenen Kamm's, welcher zwischen einem Riechfläschchen und einem Bündel feiner Locken lag, meinen Platz ein. Auf dem Tische darneben lag Ekartshausen Gebetbuch und ein Theaterbillet. Auf einem niedlichen vis-à-vis saß ein junges Mädchen und neben ihr ein junger Mann, der ihre Hand festhielt. Die Augen des Mädchens waren niedergeschlagen, lange, schwarze Wimpern bedeckten sie. Auf den Wangen lag die Morgengluth des Tages, die Lippen, halbgeöffnete Rosenknospen, waren von dem Reiz der erwachten Natur angeglommen, dunkle Locken wühlten wollüstig auf dem Flaum des schneeigen Nackens und der wallende Busen stieß unwillig an die leichte Hülle. Der junge Mann sprach dringend und feurig, bittend und girrend. Ich konnte nicht alles verstehen, ich flog daher auf ein Heiligenbild hin, welches über dem vis-à-vis hieng. „Süße! Einzige!" flehete der Jüngling, „nur ein Lächeln, sage mir, daß du mich erhörst, nur ein einziges himmlisches Lächeln dieses göttlichen Mundes, und ich bin der Glücklichste!" Sie schlug langsam die Augen auf, eine feuchte Gluth schwamm in denselben, der üppige Himmel der Erhörung hieng niedersinkend an den Augenliedern und auf ihren Wangen beleuchtete ein tiefes Roth den letzten Kampf der Liebe und Schaam. „Nur ein einziges Lächeln!" bat er nun noch inniger, ich

hatte Mitleid mit ihm, flog auf den weichen, niedlichgespitzten Mundwinkel des reizenden Mädchens hin, scharrte mit meinen Füßen, — — sie lächelte, — er sprang beglückt auf, und ich gewann kaum Zeit, noch durch das Fenster, welches er eben zumachte, hinaus zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Ich flog irrend herum, meine Seele war von der eben erlebten Scene noch ganz voll. Hier werden sich die Philosophen etwas streiten, ob die Fliegen auch eine Seele haben. Da man in eigener Sache kein Richter seyn kann, wenn man nicht zufällig dreimalhunderttausend bewaffnete Mann als juridische Beweisgründe mitbringen kann, so kann ich nichts darüber sagen, aber ich glaube, ich muß doch eine Seele haben, denn „ich bin ich" und ich „setze mich selbst" zuweilen sogar dem Sultan auf die Nase. Ich mochte ungefähr ein paar Minuten planlos herumgeflogen seyn, als ein zierlicher, bejahrter Herr vor mir hergieng, welcher eine Düte Bonbons in der Hand trug. Ich setzte mich in eine der vielen Falten, welche oben am Schluß der Düte sich befanden, und ließ mich von meinem alten Manne forttragen. Er gieng in ein Gartenhaus, durch einen langen Corridor, über ein weitläufiges Vorzimmer in ein dunkles Gemach. Hier verblieben wir im Dunkeln einige Zeit, endlich raschelten ein paar Pantöffelchen „Sind Sie da, Ehrwürden?" fragte ein Stimmchen, dem ich das Stubenmädchen sogleich anhörte. „Ja, mein Döckchen!"

summte ein gedämpfter Priesterbaß. Die Kleine führte uns noch in ein anderes, warmes, wohlbeleuchtetes Zimmerchen. „So, mein Mäuschen!" sagte der ehrwürdige Herr, indem er mit der heiligen Hand um das blühende Kinn des allerliebsten Kammerkätzchens fuhr, — „so, hier hab' ich dir auch gebrannte Mandeln mitgebracht und das Kleid bring' ich dir morgen." — Er zog sie auf eine Ottomane nieder. „Hast du," — fuhr er fort — „die Ministerin bearbeitet? Es liegt mir alles daran, daß der junge Z. aufs Bureau Seiner Exzellenz kommt, sie macht alles, sie muß ihn anempfehlen" — Euer Ehrwürden, ich habe ihr gesagt, daß der junge Z. alle Abende im Theater aus einem Winkel nur nach ihr sehe, und daß er gerne ein Unterkommen auf irgend einem Bureau haben möchte; Sie will ihn Seiner Exzellenz vorschlagen, allein der vertrakte X. aspirirt auf diesen Platz. — „Der ist es eben, Mäuschen, der darf nicht hin; du kannst ihr sagen, der X. habe gesagt, sie hätte falsche Zähne, he Mäuschen?" Se. Ehrwürden begannen nach und nach mit den Händen zu sprechen; da bewegte sich etwas im Nebenzimmer. Sachte! stille! sagte das Mädchen. Da flog ich gerade Sr. Ehrwürden an den Nasenflügel hin, er mußte laut nießen. „Verdammt!" rief er, ich aber flog immer von neuem heran und Sr. Ehrwürden nießten wie ein Ungewitter. Ach, lamentirte das Stubenkätzchen, Euer Ehrwürden nießen mich ums Brod und um den Dienst! Sie löschte das Licht aus, ein Nebenzimmer öffnete sich, und ich gewann Zeit, mich auf eine hübsch gekräu-

selte Perücke, die auf einem Napoleonskopf aufgestülpt war, niederzulassen. Ich saß ganz bequem in einem kleinen Löckchen einer Ministerperücke und that mir nicht wenig darauf zu gut, mit einem solchen Kopfe in naher Berührung zu stehen. Se. Exzellenz, die sich die Perücke aufsetzten, arbeiteten eben an einem Entwurfe, die Leibeigenschaft in constitutionellen Staaten herzustellen. Se. Exzellenz lächelten wohlgefällig, sahen in den Spiegel, lächelten noch einmal und arbeiteten weiter.

Die Leibeigenschaft wurde mit den poetischen Farben gepriesen; der Aufsatz war fertig. Se. Exzellenz wollten eben schließen, als ich an seinen Finger herankroch. Dieser Kitzel machte, daß Se. Exzellenz einen großen Klecks statt Dero hohen Namen hinzeichneten! Welch' ein Unglück! Ach, wie vielen Ländern ist nicht schon oft ein ministerieller Klecks angehängt worden, daß sie ein halbes Jahrhundert daran zu radiren hatten! Se. Exzellenz wollten mich mit einem ministeriellen Schlag auf einmal tödten, allein ich saß schon wieder in seinem zierlichen Lockenbau und da war ich sicher. Se. Exzellenz radirte den Klecks aus und trugen ihn, nicht den Klecks, sondern den Entwurf zu Seiner Durchlaucht, den regierten Regierenden!

Serenissime waren n übler Laune, Allerhöchstdero Kopf lag auf Allerhöchstdero Hand und Allerhöchstdero Augen sahen

auf Allerhöchstdero Fußspitze. Es mußte etwas Betrübendes vorgegangen seyn. Allerhöchstdero Jagdhund sind vielleicht unwohl, oder Allerhöchstdero Maitresse schmollen. Kurz Sereniſſime waren unmuthig. Seine Exzellenz nahten sich und machten einen Knicks bis zu Allerhöchstdero Nabelgegend und stellten Allerhöchstdero väterlichen Regentengüte vor, daß das Wohl Allerhöchstdero Unterthanen es nöthig machte, daß die Leibeigenschaft im Lande eingeführt werde. Sereniſſime dachte eben vielleicht an die Eigenschaft eines Leibes, verwechselte dieses mit Leibeigenschaft, und wollte nicht recht daran gehen, den Vorschlag zu unterschreiben. Se. Exzellenz standen da wie in Todesangst, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf Sereniſſimus Dintenfaß, tauchte meinen Fuß in die Dinte und zog mit demselben unter den Vorschlag einen Halbzirkel (C); Sereniſſimus sahen, es war sein Anfangsbuchstabe. Die Götter hatten gesprochen, er unterschrieb. Mit Gewissensbissen belastet flog ich in Sereniſſimus Halskrause zurück und hielt mich da verborgen. Am andern Morgen flog ich mit Sereniſſimus zu Allerhöchstdero Lieblingsschauspielerin. Hier fand ich Süßigkeit in Hülle und Fülle und setzte mich auf ein Glas Cyperwein, welcher für sie eingegossen war. Sereniſſimus hatten eben geruht, die niedliche Priesterin verschiedener Göttinnen in Unruhstand zu versetzen, als mehrere Steine durch das Fenster in das Zimmer flogen. Es waren die ersten zarten Vorwürfe der Leibeigenschaft an Sereniſſime. Das Volk des kleinen Ländchens fieng an die Aeuglein aufzuschlagen,

und sie begleiteten ihre Vorstellungen an Serenissime mit einem beredsamen Steinregen. Solche Petitionen pflegen guten Eindruck zu machen. Serenissime geruhten sich auf Allerhöchstdero Füsse zu machen, und durch Allerhöchstdero eigenen Gassenkoth aus der Stadt zu entfliehen. Se. Exzellenz wurden von der Liebe des Publikums um einige Ellen höher befördert, und sein luftiges Palais erhielt die Ueberschrift:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Allerhöchstdero Maitresse aber lag in Allertiefstdero Ohnmacht. Krämpfe schnürten ihr den Hals zusammen, das Stubenmädchen goß ihr in der Eile den Cyperwein ein, ich hatte nicht Zeit, mich zu retten, ich kam ihr in die Gurgel, dieß verursachte ihr einen Reiz, sie erstickte, indem sie mich auch vollends erwürgte!

So war ich kleine Fliege erst Ursache an dem Fall eines Mädchens, dann an dem Fall eines Despoten und endlich fand ich den Tod, indem ich einer andern Fliege den Tod gab.

Hier endete das Manuscript, hier ende auch ich.

Là bas und Amor's Oberlippe.

Der Franzose kennt nur sein Frankreich, sonst ist ihm alles fremd. Frankreich ist sein Höchstes, alles andere ist bei ihm „là bas.“ Fragt man einen Franzosen, „wo ist ihr Bruder?“ so sagt er: mon frère? „là bas à Mexique“ oder „là bas à Petersbourg“ oder „là bas à Constantinople“ oder „là bas à Berlin.“ Was nicht Frankreich ist, liegt „là bas.“

Es giebt eine Menge Damen hier, die man in den honnetteſten Zirkeln findet, die sehr liebenswürdig sind, und die auch eine große Eigenschaft besitzen, nämlich die, daß ihre Männer ewig „là bas“ sind. Fragt man eine solche Frau: wo ist ihr Herr Gemahl? so erwiedert sie: „Ah! monsieur, il est là bas aux Indes!“ oder „il est parti pour là bas, pour le Brasil.“ Ein solcher „là bas-Mann“ ist ein wahrer Ulysses, er durchkreuzt alle Sterne, allein seine Penelope

geht etwas humaner mit ihren Freiern um, als die wirkliche Homerische. Auf dem Bal-masqué de l'odéon, reichte ich einer schönen Frau, die mit einem der liebenswürdigsten Mädchen etwas entfernt vom Büffet stand, zwei Becher Eis hinüber. Ein „ah! vous êtes fort obligeant" war mein Dank; das wäre aber für einige derbe Rippenstöße, die zwar immer mit einem „pardon, monsieur" gegeben wurden, wenig Entschädigung gewesen, wenn es nicht von einem Blick begleitet gewesen wäre, von einem Blick, den ich lieber zehnmal sehen, als einmal beschreiben möchte. Das Herz im Leibe und das Eis auf der Zunge schien an diesen Blick hinzuschmelzen. Ich erinnerte mich an Göthe's:

„Geht den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt sie, auf mein Wort;
Doch wer keck ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Ich versah mich schnell mit einem „Corne d'abondance" voll Erfrischungen, gieng den Damen nach, und begann die Conversation mit einem „beaucoup de monde" welches für eine Pariser-Seele so viel als „beaucoup de plaisir" heißt. Um im Gedränge den Faden des Gesprächs nicht zu verlieren, machte ich eine Bewegung mit dem Arm, die, wenn man sie verstehen wollte, verständlich genug war, und im Gegenfalle auch zufällig gewesen seyn konnte. Zum Glück hatte die schöne

Frau, die noch mit aller Lebensfrische auf der Mittagslinie des Lebens stand, einen scharfen Blick und hieng sich an und ein. Ein junger Herr hatte das reizende Mädchen am Arme, und so zogen wir einer Loge des zweiten Ranges zu, in welcher wir uns niedersetzten. Ich erfuhr sogleich, daß das reizende Mädchen ihre Tochter Juliette, und so halb und halb an den jungen Mann versagt sey. Auf meine Frage, wo denn ihr Herr Gemahl sey, sagte sie mit einem Tone, dem an Schalkhaftigkeit nichts gleich kömmt: „il-y-a deux ans qu'il est là bas à Rio.“ Auf diese Antwort betrachtete ich mir meine là-bas-Wittwe etwas genauer. Es war eine wohlgebaute Frau, zwischen 30 und 40, mit aller Lebhaftigkeit einer Frau von 20 Jahren. Ein feines, allerliebstes Gesicht, in welchem sich die Jahre fast noch gar nicht markirt hatten, ein paar Augen wie die Spitzbuben und ein Lächeln wie die geheime Polizei, in's Innerste dringend. Uebrigens war ihr Humor so angenehm, wie er nur von einer Frau zu fordern ist, deren Mann schon seit zwei Jahren „là bas à Rio“ sich befindet. Sie errieth sogleich, ich müßte ein Fremder seyn, und da ich mich für keinen Deutschen ausgeben wollte, so sagte ich, ich wäre ein Preuße. Noch an demselben Abend wurde eine Spazierparthie beschlossen und zwar nach Versailles.

Ich segnete im stillen Herzen den guten Mann, daß er die Güte hat, zwei Jahre „là bas à Rio“ zu bleiben, und

hätte nichts Sehnlicheres gewünscht, als daß auch der junge Herr, der Juliette in Beschlag nahm, auch irgendwo „là bas“ wegen meiner là bas in der Hölle gesteckt hätte.

Ich habe mir erzählen lassen, das erste Abenteuer edlerer Natur, daß ein Deutscher in Paris mit einer Pariserin bestehe, mache ihn ganz schwindlich; mir war es nicht so zu Muthe, ich blieb ganz ruhig, betrachtete diese Stunden als Sprachstunden, um mich in der französischen Sprache zu üben. Ein heiterer, warmer Tag, es war in diesem Jahre gar kein Winter in Paris, zog mich früh, d. h. gegen eilf Uhr aus den Federn, und nachdem ich meinen Anzug mit aller jener Sorgfalt geordnet hatte, die eine Frau erheischt, deren Mann in Rio Janeiro ist, begab ich mich zu meiner neuen Bekanntschaft. Juliette stand schon angezogen da, ein Hut aus der Rue Vivienne, eine ceinture de la patrie und ein Schawl à la reine umgaben die Reizende, aber unter dem Hut hervor blitzten ein paar schwarze Schelmenaugen, und ein Mund, der in seiner Liebenswürdigkeit sich selbst zu küssen schien, rief mir zu „maman est encore à la Toilette!“ Daß ich diese Nachricht mit aller Fassung eines Philosophen, d. h. eines deutschen Philosophen aufnahm, wird mir der Leser gerne glauben; auch das, daß ich Julietten einige Worte sagte, die eines Pariserś nicht unwürdig gewesen wären.

Wir setzten uns am Kamine nieder, und ich, wohlwissend,

daß man einem Fremden, von dem man voraussetzt, daß er die Sprache nicht ganz in seiner Gewalt hat, manchen kühnen Ausdruck verzeiht, ja ohne Zeugen sogar gerne hört, ich machte den amoroso-buffo, mischte so viel närrisches Zeug ins Gespräch, daß ich lachend und ausgelacht schon im Besitz ihrer zart geformten Hand war, als Mr. C. der sogenannte Bräutigam herein kam, und zum Glück auch maman aus dem Seitenzimmer. Wir waren aufgestanden, aber ich hielt in meiner Verlegenheit noch immer die warme, weiche, elastische Hand in der meinigen. Ah! sagte die Mutter, „vous dites la bonne aventure à Juliette?“ Mr. C. machte ein Gesicht wie eine halbabgelegene Olive, und erinnerte, daß der Wagen unten warte. Juliette hüpft die breiten Treppen hinab, daß der Marmor aufzuleuchten scheint, von diesen Füßchen geküßt zu werden. Endlich sitzen wir, der Wagen rollt über den Vendome-Platz und den champs élysées entlang nach Versailles. Endlich halten wir an dem großen übergoldeten Gitter, und Mr. C. hilft uns allein aus dem Wagen. Im Garten war nicht viel zu genießen, und Mr. schlug vor, das Schloß zu besehen.

Mit wehmüthigem Gefühl betrat ich den Ort ehemaliger Größe. Meine Begleiterinnen aber sagten nichts als die Vergleichungsstaffeln hinauf:

„gentil!“ „jolie!“ „beau!“ „superbe!“ „magnifique!“ „exquis!“ u. s. w.

Im Sommerpallast rührte mich das Zimmer der unglücklichen Marie Antoinette unbeschreiblich; Juliette sagte: pauvre malheureuse! und besah sich dabei in dem Spiegel der unglücklichen Königin, lächelt auf dem Mr. C., sagt noch einmal: pauvre malheureuse! und schlüpft in den Garten hinaus. In dem kleinen Gartentempel fanden wir uns wieder zusammen, da steht die Statue eines Amors, mit der bekannten Unterschrift:

Qui que tu sois,
Voilà ton maitre,
il est, il fut,
Ou il doit l'être!

„Ah! c'est charmant!" sagte Juliette, und Mr. bot ihr eine feine Bleifeder, damit sie ihren Namen auf den Amor hinschriebe. Der arme Amor war von Kopf bis Fuß mit lauter Namen überdeckt, von allen den Tausenden, die sich so unsterblich machen wollten. Die ganze Statue bot keinen anständigen Platz dar, auf den sich ein sittsames Mädchen hätte hinschreiben können. Juliette fand aber den Gedanken, ihren Namen auf den Cupido zu schreiben, gar zu unique, als daß sie ihn aufgeben sollte. Ich war endlich so glücklich zu entdecken, daß die Oberlippe Amors noch unbeschrieben wäre!

„C'est bien drôle!" sagte Juliette, aber mit aller Gra-

zie schrieb sie den Namen „Juliette" dem stummen Liebesgotte auf die Oberlippe. Mr. C. machte sich auch sogleich auf und schrieb seinen eigenen lieben Namen auf die Unterlippe des geduldigen Amors! Ich machte Julietten die Bemerkung, daß, wenn der Gott der Liebe jetzt das Maul aufmachen wollte, sie und ihr Bräutigam geschiedene Leute wären! —

Madame und ich mußten nun auch unsere Namen noch dem steinernen Gott anhängen. Es war aber kein Platz mehr übrig, als der hinter den Ohren des kleinen Herzendiebes. Wir schrieben also getrost dem Liebesgott unsere Namen hinters Ohr.

Führt dich der Weg, lieber Leser, einmal nach Paris und nach diesem Amor-Tempel, da vergesse ja nicht dem geflügelten Knaben, der es ohnehin dick hinter den Ohren hat, ein wenig hinter das Ohr zu sehen, und da wirst du den Namen dessen finden, der sich schon so oft manches von Amor hinter das Ohr schreiben mußte. Es war Abend geworden; nach einem fröhlichen Mittagstisch in der Restauration à la grille du mail, brachte uns unser Wagen nach Paris. Es war 8 Uhr Abends und wir rollten im Finstern dahin. Wenn ich den verehrten Leser bitte, sich in meine Lage zu denken, so wird ihm das eben nicht unangenehm seyn, denn nach einer Lustfahrt zu Versailles, nach einem diner aux huitres im Finstern, vis-à-vis einer schönen Frau, deren Mann seit

zwei Jahren „là bas à Rio“ ist, scheint nicht die verzweiflungsvollste Lage zu seyn.

Allein der Mensch ist ein neidisches Thier! Die Lampen des Kaffeehauses de cent couverts in den champs Elyssées warfen plötzlich eine Tageshelle in unsern Wagen, und siehe da! Mrs. C. schien eben beschäftigt zu seyn, mit dem Munde seinen Namen auf Juliettens Lippen hinzuschreiben. Ich hätte den Schreiber ermorden mögen. Als wir abstiegen, flüsterte ich der holden Juliette zu: darf ein Sterblicher nicht hoffen, seinen Namen auf den Mund der Liebesgöttin einzuschreiben?

„O! le méchant!“ sagte sie mit einem hochauflammenden Blick, und gleich darauf lispelte sie: „nous en causerons.“ Liebster Leser! goldener Leser! hast du gehört? „nous en causerons!“

Sey versichert, lieber Leser, was auch vorgehen mag: nous n'en causerons pas.

Long-champs.

(Paris.)

Napoleon, ich muß schon wieder von Napoleon sprechen, denn da geh' ich wieder an der Madeleine vorüber, und man kann keine zehn Schritte in Paris gehen, ohne ihn vor Augen zu haben. Denn Napoleon und die Notre Dame muß man immer vor Augen haben, sie sind die höchsten Punkte von Paris.

Napoleon hat gebaut, wie er Schlachten geliefert hat. Kühn, nach eigenen Plänen, großartig, entscheidend. Die Vendome's-Säule ist die Schlacht bei Austerlitz, aus einem Gusse. Wer die Vendome's-Säule sieht, und auch nicht weiß, daß sie von Napoleon herrührt, muß von ihrem Anblick an ihn erinnert werden, sie sieht ihm ähnlich. Sie ist voll erhabener Arbeit, wie er, und verdankt gleich ihm ihre Existenz einer

ungeheuern Anzahl Kanonen. Die Madaleine, die Börse, die Etoile, es sind gefrorne Feldzüge, es sind Helden aus seiner Schule, versteinerte Feldmarschälle des kleinen Korporals. Man hat Pferde an die StatueNapoleons angespannt, um sie von der Säule herabzubekommen, es gieng nicht, man mußte ihn absägen. Das festländische Vieh war nicht im Stande, Napoleon in den Staub zu treten, es war den Engländern vorbehalten. Sir Hudson Lowe, dessen Namen die Geschichte mit wahrer Wollust der ewigen Brandmarkung aufbewahrt, Sir Hudson Lowe vollbrachte ganz allein, was 60 Continentspferde nicht vermocht haben, er trat ihn in den Staub, und hat ihn langsam zu Tode gemagenkrebst! **rule Britannia!** Wenn ich Abends über den Platz gieng, und die Vendome's-Säule warf ihren erhabenen Riesenschatten in die **Rue de la paix** hinein, da kam es mir vor, als wandelte Napoleons Geist vor mir, und ihm folgten alle die Figuren der Haut-Reliefs der Säule, und als zögen sie alle in die Madeleine, um ein großes Seelenfest zu feiern, und anzustimmen ein **Requiem** für Ney und Alle, die den Schlachten, aber nicht dem Schlachten entgiengen! Ich lehnte mich weinend an das Gitter der Säule, und ich sah hinauf in den unendlichen Raum, und grade über der Säule funkelte ein glänzender Stern, und thauete seine Strahlen nieder, daß mir ordentlich wohl und weh um's Herz wurde, und ich in stiller Seligkeit die Augen zudrückte. Als ich nach einer kurzen Pause die Augen aufschlug, war der Stern verschwunden, hin-

untergeschossen am Horizont. Ich lachte bitter und gieng von dannen.

Nach Longchamps! das Reich der Mode wird in Paris stets floriren, denn es erlebt alle Jahre seine Revolution in Longchamps. Sie hat jedes Jahr ihre trois journées, den 30. — 31. März und den 1. April. Da wird die Freiheit der Presse, der Schneiderpresse bestimmt. Es geht aber den Kleiderhelden dieser drei Tage besser, als den Kampfhelden der Juliustage; sie behalten doch immer auch späterhin noch einen Rock auf dem Leibe, welches bei den Juliushelden nicht immer der Fall ist.

Isabelle von Frankreich, Schwester des heiligen Ludwig, stiftete im zwölften Jahrhundert eine Abtei, Longchamps genannt, am äussersten Ende des bois de Boulogne, für die frommen Schwestern des Ordens des heiligen Franziskus. Alle Jahr, am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der heiligen Woche fand eine große Wallfahrt zu der Abtei von Longchamps statt, um allda eine Messe zu hören. Der Mißbrauch dieser Wallfahrt, und die nur allzubald bei ihr eingerissenen Unordnungen und Zügellosigkeiten veranlaßten die Sperrung der Abtei. Die fromme Wallfahrt hörte auf, allein die Wanderung der Reichen, der Schönen, und der eitlen Pariserwelt nach dem reizenden bois de Boulogne hörte nicht auf, und so erneuerte sie sich bis jetzt in jedem Jahre an den drei be-

stimmten Tagen. In der Revolutionszeit zwar unterbrochen, begann mit der wiederkehrenden Ruhe des Landes die Mode der Wanderung nach Longchamps.

In der letzten Zeit des Kaiserthums waren die Promenaden nach Longchamps fast verödet, und mit der Restauration kehrte auch der Glanz, der Luxus und die Verschwendung dieser Mode-Thorheit zurück, und ist zu einer Berühmtheit und Ueppigkeit herangewachsen, so daß die Engländer, wie nun alle Engländer groß im Kleinen und klein im Großen sind, nach Paris kommen, um mit den Parisern um den Preis der Modethorheit und ihrer Bizarerien zu kämpfen.

Von den Gärten der Tuillerien bis über die Champs élisées, durch den arc de triomphe bis nach bois de Boulogne, schickt in diesen drei, der Modethorheit geheiligten Tagen, diese närrische, launische, wanderbare Göttin alle ihre Priester aus, angethan mit den tausend und abermal tausend zierlichen und abgeschmackten, eleganten und überladenen, niedlichen und schwerfälligen, geschmackvollen und geschmacklosen Erfindungen ihrer phantastischen Kunst. Hier wird in diesen drei Tagen die Mode gemacht. Hier wetteifern die Erzeugnisse der Schneider, Schuster, Haarkräusler, marchands de modes, Juweliers, Centuriers, Wagenfabrikanten, Sattler, mit allem Aufgebothe des Luxus, der Ueppigkeit, des Reichthums und der Phantasie mit einander. Der höchste Ge-

schmack mit dem barockesten Ungeschmack gehen hier Hand in Hand; die eleganteste Simplicität wandelt an der Seite der buntesten Schwerfälligkeit, und die reizendste Anmuth strahlt neben der abstossendsten Geschraubtheit. In den eliseischen Feldern ist die große Fahrallee den Fahrenden und Reitenden bestimmt, die in zwei neben einander auf- und absteigenden Reihen mit ungeheuerm Aufwand an Equipagen und Pferden, sich langsam auf- und abbewegen. In den beiden Fußgängeralleen sind die Säume an den Fahralleen mit Stühlen und Bänken besetzt, die von den Eigenthümern der vorübergehenden Menge in stetem Geschrei angeboten werden, und in den Alleen selbst wird man von der Menschenfluth gehoben und fortgetragen.

Die fahrende Welt nimmt die Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch, denn dieses sind die eigentlichen Modemacher und Modemacherinnen. Jeder Wagen ist ein Pantheon, eine akademische Sitzung. In jedem Wagen kann eine Königin, eine Königin der Mode sitzen. An den beiden Seiten stehen oder sitzen die Pariser und Pariserinnen; sie machen die Geschmacksrichter, und sie urtheilen so laut, daß diejenigen, die sich in ihren Equipagen langsam vorüberbewegen, oft mit Schamerröthen, oft mit geschmeichelter Eitelkeit, oft auch mit beleidigtem Stolz das Urtheil dieser Richter vernehmen. Da fährt ein Ehepaar schwerfällig in einer reich vergoldeten Kutsche, sie sieht mit dem Kopfe rechts nach den

Reitern, er links nach den sitzenden Damen. „Ah!“ ruft nun ein Zuschauer aus: „der österreichische Adler mit zwei Köpfen!“

In einem andern Wagen fährt eine zärtliche Mutter, den Mops auf dem Schooße und ihr Kind bei dem Kutscher. Da ruft wieder ein Zuschauer ganz laut: „Madame, führen Sie den Mops oder der Mops Sie nach Longchamps?„ „Ah, c'est drôle!“ lachen nun alle ringsherum und die Dame und der Mops ziehen erzürnt vorüber. In einer flüchtigen Chaise kömmt eine reizende Dame, sie schwimmt wie die göttliche Amphitrite auf einer Meeresmuschel einher. „Aber das ist ein Luxus so schön zu seyn, Madame!“ schreit ein Zuschauer in den Wagen hinein, sie lächelt und neigt den Fächer. Wieder zieht eine andere buntbefiederte Dame einher und ein Zuschauer schreit laut auf: „oh voilà le perroquet du jardin des plants!“

Ueberhaupt ist die Wagen-Revüe die interressanteste. Da fährt eine Mutter mit ihrer Tochter, wie ein Rest der Nacht mit dem ersten Strahl des Frühroths; das Töchterchen ist bis an die Nasenspitze eingehüllt, und man sieht, die gute zärtliche Mutter hat sich das am eigenen Leibe abgespart. Da läßt sich ein einschüchtiger dünner Diplomat von vier Pferden fortziehen, und wenn man Abends die Pferde abspannt, so ist der

Diplomat doch noch abgespannter als die Pferde. Nun kömmt eine Dame de l'ancien régime, ihr Antlitz und ihre Kutschenthüre sind nicht von einander zu unterscheiden, auf beiden hat die Kunst ihr Familienwappen in verschiedenen Feldern hingemalt u. s. w.

Eine polizeiliche Verordnung ist es, daß Niemand aus der Reihe heraus in die andere Reihe hinein fahren darf. Blos der hohe Adel und die Minister dürfen aus der Reihe fahren! Das ist auch ein fahrender Beweis von der Souverainität des Pariser-Volkes! sie dürfen aus der Haut fahren, aber nicht aus der Reihe. Die Pariser haben aber Recht, daß sie ihre Minister aus der Reihe fahren lassen, denn sie haben gesehen, daß sie mit ihren Ministern, wie sie nach der Reihe kamen, schlecht gefahren sind! Ueberdem wie leicht könnte nicht einen Hochadelichen das Unglück treffen, daß gerade die Wagen vor und hinter ihm mit Bürgerlichen besetzt sind, und dann könnte es von ihm heissen: seine Vorfahren und seine Nachkommenschaft sind Bürgerliche!

Uebrigens herrscht in Paris bei solchen Volksfesten zwar die lauteste, aber doch die anständigste Munterkeit, die herzlichste Geselligkeit und die größte Ruhe.

In diesem Jahre siegte auf dem Kampfplatze der Mode

die grüne und blaue Farbe für Kleider. Blaue Hüte mit Blumen und Blonden. Die Façon der Kleider mit grosses gances mises au bas. Flache Corsets, die Ermel à coude oder à l'imbecille.

Die Macht der Sympathie.

La sensibilité fait tout notre génie.

Piron.

(Paris.)

Heute ist sie wieder allerliebst! die blauen Bänder des niedlichen Häubchens flattern über die braunen Locken herunter; die Augen senden süßen Schein herüber, und durch die Fensterscheibe schimmert ihr mildes Lächeln. Ach, die Fensterscheiben! die Fensterscheiben geben dem reitzenden Antlitz einen eigenen Zauber. Die Fensterscheiben haben schon viel Herzen gemordet!

Er war fein, geschmeidig, warm, herrlich und neu! wie liebt' ich ihn! den Oberrock nämlich! die Rue Vivienne hat keinen schönern in ihrer Mitte erblühen sehen. Er saß mir allerliebst, und er ist dahin! gestohlen! grausam gestohlen! „Kurz ist der Schmerz, arg die Freude!"

Sie werden doch zugeben, daß man eine solche erschöpfende Definition auf deutschen Universitäten nicht hört?" sagte Freund Jermann zu mir, als wir aus Geoffroy's Vorlesung in der Sarbonne herauskamen, „was hat er nicht alles über die Sympathie herrliches gesagt." „Ja," sagte ich gutherzig, „aber wir wollen jetzt ein Dutzend Austern zu Gemüthe ziehen."

* * *

Der Leser wird hoffentlich etwas den Kopf schütteln und über den verwirrten Eingang dieses Aufsatzes inwendig räsonniren. Ich hoffe, der Leser weiß nicht, was ich sagen oder erzählen will, und das ist gut, denn je unverständlicher der Autor ist, desto lieber hat ihn der Leser, denn er legt ihm seinen eigenen Sinn unter, und da jeder Leser von sich überzeugt ist, daß sein Sinn ein origineller, ein erhabener ist, so findet er das, was er so eben las, ganz nach seinem Sinn, das heißt, vortrefflich. Hübsche Augen, ein blauer Oberrock und eine Vorlesuug in der Sarbonne scheinen nicht gut zusammen zu passen, allein wer kennt alle geheimen Bande der Natur? die durcheinanderlaufenden unsichtbaren Fäden der Gefühle? Die Sache ist einfach. Hohe Häuser und enge Straßen richten die Schriftsteller zu Grunde. Hat man wenig Sonnenlicht muß man den Schreibtisch ans Fenster rücken, ist man am Fenster, da hat der leidige Gott sey bei uns sein

Spiel, am Fenster gegenüber, drei Spannen weit, sitzt oder steht ein reizendes Wesen, ein weibliches, das versteht sich von selbst, die verhexte Glasscheibe mischt sich magisch mit ins Spiel uud mit der Arbeit ist es Mathäi am Letzten!

Zuerst fliegt ein leichter Blick hinüber, er wird mit stillem Protest zurückgeschickt; allein ein Mann und noch obendrein ein Dichter läßt sich von einem protestirten Blick nicht abschrecken, es spazieren drei nach einander hinüber; diese Deputation wird wenigstens respectirt. Ein leichter Blick kömmt zurück, noch nicht in gerader Linie, zuerst macht er einige Umwege. Endlich wird der Blick-Wechsel so häufig, wie der Courier-Wechsel zwischen Belgien und England, und es kommt eben so wenig dabei heraus. Aber mit dem Schreiben ist es aus.

Ein solches unglückliches Geschöpf bin ich jetzt! Mein vis à vis ist ein Kleidermacher. „Eine Schneidermamseli also!“ ruft hier irgend eine schnippische Münchnerin aus, ja meine Holde, eine Schneiderstochter, aber eine Schöne, und es wäre doch im Jahre 1831 unverzeihlich, wenn ein warmer Schriftsteller ein schönes vis à vis deßhalb vernachläßigen wollte, weil ihr Vater einen Rock und nicht einen Staat zu- oder verschneidet! Ich habe in dieser Hinsicht die liebevollsten Gesinnungen. Alle Arten Schönheit sind gleich vor dem Gesetze, schöne Augen sind paradiesisch, von welcher Religion sie

auch seyn mögen, und ein süßes Lächeln, welches Räthselhaftes räthselhaft verspricht, bedarf keiner Ahnen, um zu entzücken. Ich frage alle Künstler, Gelehrte, Staatsmänner und Krieger, ob eine Schneiderstochter mit blauen Augen und rothen Lippen die Schöpfung nicht mehr adelt, als eine Fürstentochter mit rothen Augen und blauen Lippen? ob eine Reihe Perlenmutter-Zähne Gottes Ruhm nicht mehr verherrlichen, als eine Reihe hoher Ahnen? ob ein rundes Kinn die Welt nicht mehr ziert, als eine runde Summe? und ob eine schöngewachsene Gestalt das Leben und die Kunst nicht mehr ziert und versüßt, als ein schön gewachsener Stammbaum? So dachte ich und fuhr fort, meiner holden Fenster-Grazie Blicke zuzusenden. Ein Dichter und ein Schneider, dachte ich obendrein, sind zwei sehr verwandte Wesen, das Kleidermaaß ist oft ersprießlicher, als das Versmaaß; der Schneider ist noch darin glücklicher, ihm wird sein Stoff gegeben, der Dichter muß ihn selbst aus der Luft greifen. Ein Beweis aber, daß die Schneiderei ein honnetteres Handwerk ist als die Schriftstellerei, ist das, daß es keinen anonymen Schneider giebt! Sodann wie demüthigend war für mich diese Betrachtung. Ich hatte alle meine Werke an meinem Fenster aufgestellt, der Schneider war auch nicht einen Augenblick versucht, nach ihnen herüber zu blicken; das Werk des Schneiders aber am Fenster, brachte einen Dichter ausser Fassung. In diesen Gedanken vertieft, machte ich mein Fenster auf, vermuthlich um nach dem Wetter zu sehen, die Holde machte ihr Fenster

auch auf, vermuthlich um einer vorübergehenden Freundin nachzusehen. Da standen wir, ein deutscher Dichter und eine französische Schneiderstochter! Ich wollte sie mit den bekannten Worten anreden:

„Es schwinde der Haß der beiden Nationen!"

Denn ich muß es nur gerade heraus sagen, ich bin ein Deutscher von Herz und Blut, aller französische Schwindel wiegt mir eine grundehrliche deutsche Gesinnung, trocken aber kräftig wie ihre Mehlspeisen, nicht auf. Aber wenn es auf Liebesaffairen ankömmt, so bin ich den Französinnen nicht abhold; jede Französin hat ein constitutionelles Herz mit republikanischen Institutionen umgeben, so wie Lafayette diesen Ausdruck in der letzten Deputirtenkammer auseinandersetzte. Ich wollte eben eine Artigkeit losdrücken, etwa: „wie schön ist das Wetter, aber doch nicht so schön wie Sie!" oder: „die Sonne scheint so herrlich, diese und noch eine!" oder: „das Wetter geht ganz auf, so wie mein Herz!" oder was so dergleichen geistreiche Präliminarien mehr sind. Da klopfte es an meiner Thüre: „entrez!" Es war Freund Jerrmann, der mich abholte, weil wir regelmäßig Geoffroy über die Sympathie lesen hörten. Ich mußte mich von meinem jungen vis-à-vis losreißen, um mich der alten Sarbonne in die Arme zu werfen. Ich wollte mich schnell in andere Kleider werfen, und suchte meinen neuen blauen Oberrock, aus der rue vivi-

enne, vergebens, der Oberrock war nicht da, alles Suchen, alles Lamentiren, alles Stürmen des ganzen Hauses war umsonst. Der blaue Oberrock aus der rue vivienne war nicht da!

„Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuern Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Nur den verlornen fand er nicht!"

O, lieber Leser, wer du auch seyest, männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes, wenn du mein Widersacher, mein Feind, ja wenn du sogar ein Buchhändler wärest, du würdest Mitleid mit mir empfinden, wenn dir je ein neuer blauer Oberrock aus der rue vivienne gestohlen worden wäre! In stiller Verzweiflung griff ich nach meinem schwarzen Rock.

„Fahrt wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!"

Er war noch ein guter ehrlicher deutscher Rock, mit recht soliden deutschen Siebenmeilenstichen, und ich sah in ihm aus wie eine deutsche Eiche, hübsch gerad und stämmig mit zwei Handzweigen. In stiller Wuth saß ich im Omnibus; denn ich war auf einmal um drei blaue Sachen gekommen, um

zwei blaue Augen und um einen blauen Rock. In dieser Stimmung betrat ich den Hörsaal, er war eben nicht der geeignetste für eine philosophische Vorlesung. Geoffroy sprach sehr viel davon, was er alles über die Sympathie sprechen wollte und werde; nachdem er eine halbe Stunde lang zu beginnen begann, fieng er an anzufangen. Wenn man so seine paar philosophischen Jahre durchgeochst und nachher noch mit zäher Geduld die breiten Flüße aller Systeme durchgewatet hat, wird man sodann etwas ungeduldig, wenn man noch immer eine Stunde lang eine Stunde beginnen hört. Endlich rückte er seinem Gegenstande ganz nahe an den Leib und erklärte:

„Die Sympathie ist nicht minder und nicht mehr, als die Hinneigung unserer innern Kraft zu dem, was uns fehlt, und der Wunsch das zu erringen, was uns mangelt."

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich dieser Lichtgedanke! Es ist also die reinste Sympathie, die mich zu der Schneiderstochter und zu dem blauen Oberrock hinzog! Denn beide fehlen mir! Nur eines blieb mir unnatürlich, der blaue Oberrock fehlte mir doch mehr, als die Schneiderstochter, denn er ward mir ganz und gar gestohlen, und dennoch fühlte ich mich mehr zu dieser Holden, als zu dem Oberrock hingezogen! Ja, es giebt Geheimnisse in der Natur! Des andern Morgens stand

ich am Fenster und sah hinüber nach dem Fenster, wo sie zu stehen pflegte, und sah hin nach dem Sessel, wo er zu liegen pflegte, die Sympathie zog mich hin, sie zog mich her, so schwankte ich zwischen zwei Sympathien! Die Sympathie zu dem mir fehlenden Oberrock erhielt die erhöhte Bitterkeit durch den Gedanken, daß er 140 Franken gekostet hatte, so schwach ist der Mensch und sogar der Dichter, und sogar wenn der Oberrock noch nicht bezahlt ist. So stand ich betrübt, da erschien sie am Fenster, das offene, freundliche Auge lachte einen ganz italienischen Himmel in mein Zimmerchen herüber und ihr Lächeln einen Blüthenmai in mein Herz hinein, und ihr Nicken bevölkerte meine Phantasie mit tausend gekrönten Wünschen, und ihre Gestalt hinter der magischen Fensterscheibe schwamm wie eine griechische Welt vor meinen Blicken, und er, er, er war vergessen, der Oberrock nämlich! Wie ist das möglich? er fehlte mir doch noch immer und fühlte ich doch gar kein sympathetisches Hinneigen mehr zu ihm! O liebes, süßes Wesen da drüben, liebliche Schneiderstochter, was hältst du von den Philosophen?

Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher.

Aus den Blättern der Weltgeschichte säuselt der milde Trost, daß die Humanität und die wahre Freiheit stets über servilen Druck und Geisteszwang obsiegte. Aus den Blättern der Weltgeschichte wehet die ernste Ermahnung hinauf an die Höhen der Regierungen, daß die Freiheit eines Volkes nicht in einzelnen ertheilten Rechten, die fast wie Begnadigungen aussehen, bestehen; und aus den Blättern der Weltgeschichte rauscht der Erfahrungssturm hernieder, daß die mißverstandene Volksfreiheit stets, historisch oder speziell, zu inneren Zerrüttungen des Staatslebens, zu Spaltungen und Factionsgeist, zum Mißbrauch des Heiligsten und zum Hinsturz an fremde Zwingherrschaft geführt hat.

Eben dasselbe Polen, das heute als heiliger Märtyrer der Freiheit die unsterbliche Seele aushaucht, dessen herzzerschneidende Endlassenschaft vielleicht den Eintritt Europa's in den Wendekreis des Krebses bezeichnet, eben dasselbe Polen

ist ursprünglich durch seine jedes Maaß übergeilende Volksfreiheit, durch das Veto seiner Landboten, durch das Recht, Conföderationen gegen den König zu stiften, aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden!

Die wahre Volksfreiheit besteht nicht im Entbinden von Gesetzen, nicht im Wegwerfen jedes, wenn auch noch so leichten Zwanges, sondern im Zusammenklange des eigenen Willens mit dem Gesetze, in der Entbehrlichkeit des Zwanges durch freiwillige Hingebung, nur im Bewußtseyn, keinem andern Zwang als einem gesetzlichen hingegeben zu seyn, d. h. einem solchen, wo die Pflichten des Einzelnen und des Ganzen auf Gerechtigkeit und Wahrheit basirt sind.

Wie ganz anders lautet aber das, was unsere ultra-liberalen Journale von der Volksfreiheit ausposaunen! Sie verstehen unter Volksfreiheit nichts als den Umsturz des Bestehenden, blos weil es bestehet. Sie wollen das Volk hinausreißen über die Gränze des Guten und Wahren, denn in den Bannkreis der Lüge dringt keine redliche Waffe, kein Vernunftgrund, keine geläuterte Ansicht und Gegenrede mehr.

Von jeher nennt die Geschichte keinen Tyrannen, keinen Despoten, der nicht einen Schmeichler, einen Krümmwurm fand, welcher ihn in seiner Despotie, in seiner Tyrannei be-

stärkte und lobhudelte. Das ist nun jetzt anders, wir haben Volks-Lobhudler, Volksschmeichler, Volksnarren.

Was sind die ultra-liberalen Blätter anders als servile Volksschmeichler? Sie setzen zuerst das Volk hinauf auf ihren papiernen Thron, und dann beginnen sie ihren kriecherischen Götzendienst. Sie tanzen um das gold'ne Kalb ihrer Volks-Souveränität herum, und kein Katzenbuckel ist ihnen krumm genug, und keine eckle Speichelleckerei niedrig genug, und keine Vergötterung albern genug, um sie diesem Idol verknechtet darzubringen. Nie hat noch ein Fürstenknecht, ein serviler Königsdiener, ein verknechteter Despotensklav seinem Herrn so unbedingt, so unsinnig, so schamlos knechtisch gehuldigt, als diese Ultra-Freiheits-Männer ihrer selbstcreirten Volkssouveränität, und eben deßhalb muß sie eben jene Indignation, eben jene Verachtung treffen, die alle niedrigen Knechte und Schmeichler trifft. Es ist alles eins, ob man der Despotie eines Einzelnen oder der Despotie eines Volkes verehrend sein Weihrauchfaß schwingt, es bleibt immer Anbetung der Despotie.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß dieser ewige Angst- und Feuerwächterruf nach völliger Unabhängigkeit des Volkes etwas mit der Idee der Liberalität gemein habe. Eben so viel hat der Wunsch der Armen nach dem Gelde der Reichen,

die Begier des Menschen nach der Frau seines Nachbars mit liberalen Ideen gemein.

Der unsterbliche Blakstone sagt sehr richtig:

„Nicht, was der Mensch darf, nicht, was der Mensch will, sondern was er als vernünftiges Wesen soll, giebt das Merkmal und den Maaßstab seiner unveräußerlichen Rechte."

Was hier vom Menschen im Einzelnen gesagt wird, gilt vom Volke im Allgemeinen. Bei dem angebornen Hang zur Unbändigkeit würde die ungereimte Lehre der Selbstregierung ungefähr zu eben dem Scheusal ausarten, als die Blätter der Ultra-Liberalen bei ihrer Selbstcensur.

Früher hat ein moralischer Muth dazu gehört, ein Liberaler zu seyn, es war ein selbstgeadeltes Gemüth, welches die edle Kühnheit hatte, für die bürgerliche und persönliche Freiheit in die Schranken zu treten. Allein die leise, aber Alles aufreibende Macht der Zeit nimmt oft Wörtern ihren Adel und adelt oft wieder Andere, die früher in Mißkredit waren. Schon Forster bemerkt, daß bei politischen Partheien kein Name auf Ehre oder Schimpf lange Rechnung machen kann; so sind die alten ehrlichen Worte Schalk, Dirne u. s. w. jetzt Schimpfworte, und die frühern Tadelsworte: Salbung,

Einfalt u. s. w. neigen sich jetzt zum Lobe hin. So dürfte bald der Ausdruck: ein Liberaler, durch die Uebertreibung der Liberalen entadelt seyn. Es gehört jetzt wirklich ein moralischer Muth dazu, sich als einen Gemäßigten, als einen redlichen Royalisten zu zeigen; denn die Ultra-Liberalen finden in jeder mäßigen Gesinnung einen Beisatz von Verknechtung, streiten der mäßigen Parthei sogar die Möglichkeit einer aufrichtigen Ueberzeugung ab; ja selbst ein redliches Irren wollen sie ihnen nicht zugestehen, und den groben Stoff ihrer eigenen selbstischen Motive in die Handlungs- und Denkweise der andern Parthei übertragend, giebt es für sie nirgends eine ursprüngliche Reinheit der Gesinnung, nirgends eine unbefleckte Conception der Ansicht, und nirgends ein an der Sonne der innern Ueberzeugung gezeitigtes, politisches Religionsleben.

Das wüthende Geschrei dieser unberufenen Wehe-Mütter der Zeit wird die Wehen der Zeit vermehren, ohne die Entbindung zu erleichtern. Die Zeit, wie die Natur, zeugen und gebären ihre Frühlinge und ihre neuen Welten stumm, nur im Zerstören werden beide laut, in Erdbeben oder in Posaunenstößen des jüngsten Tages. Der Zeitgeist stoßt bei seinem Schaffen weder erst in die „Revolution", noch in die „Deutsche Tribüne", wenn sie eine politische Wiedertaufe der Völker vornehmen will; der alte Saturn ist ein stiller Greis, leise verschluckt er seine Kinder, und nicht bei der Lärmtrom-

mel einer falschen oder wahnsinnigen Begeisterung! Weil die Vergangenheit in einen Wittwenschleier gehüllt ist, und die Zukunft in einen jungfräulichen, und nur die Gegenwart nackt vor ihnen daliegt, weiden sie sich mit sinnlicher Lust daran, durch ihre Blößen die rohe Begier aufzureizen, sich schänderisch in ihren Schwächen zu sättigen.

Gemeinen Sinn nehmen sie für Gemeinsinn, und das neugierige Emporstrecken des Halses für geistige Erhebung des Gesammtlebens. Jedes kleine Gebrechen in der Staatsmaschine hingegen wird von diesen Volksheuchlern als ein Flecken am Throne ausgeschrieen, weil der Thron am höchsten steht, und dem Volke am ersten in die Augen fällt. Sie vergessen aber, daß man Höhen, hohe Menschen und hohe Berge, oft in einem Nebel sieht, daß aber diese Nebel aus der Tiefe emporsteigen, aus dem niedern Leben, und sich an ihnen hinaufziehen.

Die Compagnie-Laster des Partheigeistes und die in leeren Phrasen eingewickelte Nationaltäuschung der ausgeschrieenen Volkssouverainetät wollen viel weiser seyn, als unser lieber Herrgott. Er erschuf das Licht am ersten Schöpfungstage, allein erst am vierten die Sonne, inzwischen ließ er Gräserchen wachsen und Blümlein, und nützliches Gewächs mehr. Unsere Lichtprediger aber sind mächtiger denn Gott, kaum haben sie aus den vollen Backen in das Volk hineinge-

rufen: „es werde Licht!“ so haben sie auch schon lauter Sonnen aus dem Volke gemacht, und sich selbst als erste Sonnenpriester.

Aber das Volk, dem ein solches Hätscheln und Backenstreichen vielleicht anfangs wohlthut, wird in seinem gesunden Menschenverstande endlich erwachen, und einsehen, daß alle Jene, die seinen Fehlern huldigen, seine Gebrechen adeln, seine Schwächen zu Tugenden stempeln, seine Gelüste zu Gotteingebungen umtaufen, und seine Launen als Himmelsgebote ausschreien, nichts als feile Schmeichler, nichts als böse, irreleitende Irrwische sind, die vor ihren Augen herumgauckeln.

Es wird einsehen, daß es von diesen Freiheits-Aposteln nicht wie ein Gebäude in die Höhe geschraubt wird, um es zu repariren, sondern daß sie es hinauf treiben wollen, um in seinem verlängerten Schatten sich selbst gemächlicher ausdehnen zu können!

Der erste Korb und der tausendste Thaler.

Es giebt große Dinge, zu denen eine eigene Constellation gehört, um sie zu besitzen, und wieder andere Dinge, die man absolut schon besitzen muß, um sie im hohen Grade zu besitzen. Wenn man einmal eine Million hat, so bekömmt man die andere schon leicht durch diese erste, so wie man Dohlen auch immer durch die erste Dohle fängt. Wer einmal einen Korb bekommen hat, der ist im Zuge und holt sich nach und nach mehrere. Es handelt sich nur um die erste Million und um den ersten Korb; da ist der Knoten.

Zu der ersten Million gehört das Arrondiren des ersten Sümmchens von tausend Thälerchen. Aber es scheint, als ob in dem tausendsten Thaler der Gottseybeiuns stecke! Ich habe all mein Lebtag erfahren, daß der tausendste Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler ist, der die andern auch schmelzen macht. Es ist mir all' mein Lebtag leicht gefallen, neun hundert und

neun und neunzig Thaler beisammen zu haben, kaum kam aber der tausendste dazu, husch! so waren die neun hundert und neun und neunzig auch beim Teufel! Es ist ordentlich als ob der tausendste Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberstab wäre, der durch sein Auflegen die Anderen verschwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein satyrisches Werk auch den tausendsten Thaler dazu erschrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es bei Seite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt ist, wenn man sich etwas bei Seite legt; ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackener Fähnrich, und glaubte, jeder Mensch sähe mich neidisch an; schon blickte mir der Wechselladen entgegen, da führt mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, ich erblicke Bayle's philosophisches Lexikon, das ich schon lange suchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indessen von den tausend Thalern einige dazu, muß deßhalb von neuem nach Hause gehen, zu Hause wartet ein Gerichtsbote, der so und so viele Thaler für Censurvergehungen will; ich muß also das Geld noch hinlegen, und in vier Wochen sind keine Thaler mehr da. Ich schrieb nun wieder darauf los, neun hundert neun und neunzig Thaler lagen Monate lang unangetastet im Pulte, da schickt der leidige Satanas auch den tausendsten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da kömmt ein Freund herein, und erzählt mir, er mache eine Reise nach Hamburg, wo die naturforschende Gesellschaft sich versammelt, von da gienge er nach Heliogoland und bereise die Nordsee;

da war alles aus! „ich reise mit!“ sprach ich, gieng nach Heliogoland, nach der Nordsee, nach Koppenhagen, und als ich nach der Natur meiner tausend Thaler forschte, hatten sie sich in Nichts aufgelöst. Ich arbeitete von neuem darauf los, und gar bald lagen wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler Wochen lange beisammen, ich rührte sie nicht an und fand auch keine Veranlassung dazu, da kam der tausendste Thaler; ich ergriff mich beim Schopfe und eilte mit mir zum Banquier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; da war ich endlich schon im Hause des Banquiers, gottlob! ich gieng die Treppe hinauf, sicher nun mein Papier zu holen, da stürzt mir ein engelschönes Mädchen entgegen, zerstört, mit Thränen in den großen blauen Augen; es war die Gouvernante des Banquiers, die er in seiner Geldroheit eben mißhandelte; ich fragte sie, warum sie das Haus nicht sogleich verließe, da sagte sie, sie habe gar nichts, und müsse sich jede Mißhandlung gefallen lassen. „Befehlen Sie über mich!“ sprach ich, zog sie aus dem Hause, versah sie mit Geld, und die tausend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. Mit neuem Muthe preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinktur und sah bald wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler vor mir liegen, der tausendste kam bald nach; ich entschloß mich, gar nicht mehr selbst zum Banquier zu gehen, sondern einen Freund hinzuschicken. Ich wartete mit Sehnsucht auf den rückkehrenden

Freund, da zog es die Klingel, „er ist's!" „endlich hab' ich ein Staatspapier!" ich drehte mich jubelnd dreimal auf einen Absatz herum, da geht die Thüre auf, es war wirklich ein Staatspapier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigte, den Staat binnen drei Tagen zu verlassen. Mein Freund mußte nun die tausend Thaler wieder laufend machen, und sie giengen wieder zum Kukuk.

Eben so wenig ich eigentlich zu dem tausendsten Thaler gelangen konnte; eben so wenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. Nicht deßhalb etwa, weil ich überall ein „Ja" bekam, sondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel fassen wollte, um den Brautwerb-Besuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück ist es nicht, welch ein berauschendes Bewußtseyn, einen Korb bekommen zu haben! Es ist ordentlich als ob man einen Wink vom Schicksal bekommen hätte: Du sollst nicht unglücklich seyn. Tritt man einst vor den Richterstuhl und wird gefragt: Warum hast du nicht geheurathet? so packt man seinen Korb aus und legitimirt sich mit demselben. Den ersten Korb soll man sich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es ist grade umgekehrt, wer den ersten Korb einmal hat, der holt sich alle Monat irgendwo ein Körbchen, so wie derjenige, der einmal zufällig einen Mai-

käfer gegessen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne essen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der sich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte und dabei dick und fett wurde. Bei mir gieng es mit dem Werben wie mit dem tausendsten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verschwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthüre und Hausklingel gieng noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Wittwenkassen-Controlleurstochter. Ich hatte sie vom Busen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte sie mit der romantischen Milch der klassischen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längsten Scott'schen Romane vor; ich führte sie zu Hamlet und Romeo und Julie ins Theater; ich las ihr alle zweimal vier und zwanzig Stunden ein blaßes Sonnett von mir selbst vor, kurz, ich bildete die Wittwenkassen-Controlleurs-Tochter so aus, daß sie mit Anstand eine Schreibfeder-Hauptmanns-Gattin hätte werden können. Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um sie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne schien so brautwerberisch freundlich nieder; ich sagte zu mir selbst: „die Witterung ist diesem Unternehmen günstig! mache dich auf, Moritz, und halte an, ehrsamlich und gesetzt, um die Wittwenkassen-Controlleurs-Tochter, damit es dir wohl gehe

wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!" Ich machte mich also auf, machte meinen Kasten auf, zog den schwarzen Gast=, Audienz=, Schervenz= und Bratenrock an, weiße Handschuh und Manschetten, und gieng. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein= und Auskommungsfragen des Wittwenkassen=Controlleurs, und auf ein Halbdutzend Schamröthen der Tochter gefaßt, und nahete mich mit hörbarem Herzklopfen dem verfängnißvollen Hause, aus dessen erstem Geschoß der Gott Amor sein Geschoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppirte ein Cavallerie=Offizier so schnell vorüber, als ob er eben muthig retirirte, bespritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in dasselbe Erdgeschoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Muth; einen schwarzen Frack mit Koth bespritzt, kann man nicht produziren, und ein Mädchen, dem ein Cavallerie=Offizier einen Handkuß zuwirft, ist auch meine Heirathspassion nicht; ich kehrte um, nnd gieng nach Hause, zog den Werberrock und die Werbegedanken aus, und sah die Wittwenkassen=Controlleurs=Tochter nicht wieder. —

Geschah darauf, daß ich die Tochter eines Professors der Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein erkleckliches liebte. Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzsichtig war, Privatstunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Thier eine reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze

seye, als die blonde Professors-Pflanze auch reizbar wurde; und als der gute Professor mir bewies, daß das Streben der Naturforscher dahin gehen müsse, sich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugnisse, so viel als möglich anzunähern, waren wir schon der Natur der Liebe ganz nahe gekommen. Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanias, als ich meinen schwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungshut anzog, und zu meinem Professor gieng, um schnurstracks um die Hand seiner Tochter anzuhalten; ich stand schon vor dem kleinen entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachstübchen des Häuschens, in welchem der Professor mehrere ausgestopfte Vögel und Thiere hatte, eine **strix urulata** zu meinen Füßen nieder. Ich sah hinauf, und es schien mir, als ob zwischen den ausausgestopften Köpfen sich auch einige lebende befanden; ich zog mich zurück und lauschte, und da ergab es sich wirklich, daß meine Professorstochter mit einem naturforschenden Zögling ihres Vaters die angewandte Lehre über die Entwicklungsstufen des Thiers privatisirte, und mit Handzeichnungen dozirte. Nachdem ich nun noch die 250. Schlangen-Arten um eine vermehrt sah, gieng ich nach Hause, zog meinen Werbungsrock wieder vom Leibe, stopfte meine Liebe mit Stroh aus und stellte sie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiße verliebt; habe meinen Brautwerbungs-Rock noch an vielen Sonn-

tagen angezogen, aber immer bevor ich in das Haus trat, schnitt eine grausame Schicksalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. Ich liebe so eben wieder ein himmlisches Wesen, eine Waise, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und sie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an sie geschrieben, ihr drei Blumensträusse geschickt und eine Serenade gebracht.

O, die will, die muß ich heurathen. — —

Sonntags. Oculi St. Marcian.

„Johann! bürst' er mir meinen schwarzen Rock aus, ich muß ausgehen. Geschwind meine weißen Handschuh."

Nein, mit der ist es nichts. Da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geschwind?!

Legitimer Witz und illegitime Einfalt.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlornen Ring sucht, findet man einen alten Hausschlüssel; wenn man eine unschuldige Braut sucht, findet man viele schuldige Koketten; wenn man die Wahrheit sucht, findet man Irrthümer; wenn man den Stein des Weisen sucht, findet man tausend Narrenspossen, und wenn man den vielseitigsten Liberalismus sucht, findet man die einseitigsten, abgesperrtesten Ansichten.

So ist der menschliche Geist von Natur aus linkisch, täppisch und unthunlich; man greift mit der linken Hand nach dem rechten Ohr; man macht seiner Parthei ein Compliment und stößt ihr dabei mit dem Hute die Nase blutig; man will die Welt bekehren, und fängt damit an, sie zu verkehren, man will das allgemeine Beste, und giebt alles Gemeine zum Besten; man will, daß alle Menschen frei seyn sollen, und ist so

frei, dabei zu zeigen, daß es gar keine Menschen auf der Welt giebt! man will, daß das Volk gar keine Steuer mehr bezahle, als die Steuer der Wahrheit, dabei steuert man von der Wahrheit immer mehr ab, und will doch, daß die Regierungen der Noth, der Pest, dem Kriege ganz allein steuern sollten; man will, daß ganz Deutschland unter einen Hut komme, aber den Filz zu diesem Hute will jeder aus seinen eigenen Wolle machen; man will eine neue Sonne über die Welt heraufführen, und macht den Entwurf zu dieser Sonne bei einem übelriechenden Thranlämpchen!

Die Liberalen wollen der Gegenparthie das Haupt waschen, und fangen damit an, die Fußsohlen zu reiben; sie wollen das Herz der Aristokratie operiren, und legen das Operiermesser an ihre Hühneraugen! Die „Deutsche Tribüne" will die Prärogative des Adels bekämpfen, und thut es dadurch, daß sie immer wiederholt: „die Aristokraten sind einfältig." Wie kann man einem ganzen Stande eine Tugend ab- oder zusprechen? Eben so gut könnte man sagen: „Alle Redakteurs sind bescheiden und unparteiisch," weil es einige dergleichen giebt; eben so gut könnte man sagen: „Alle Frauenzimmer haben einen Schnurbart," weil es mehrere dergleichen giebt; endlich könnte man eben so gut sagen, in allen Blättern der deutschen Tribüne wäre nichts enthalten, weil manche ganz leer und weiß sind. Der Redakteur derselben hat aber ganz gewiß bessere Waffen als den Einwand

der Einfalt. Alle Einfältigen sind Aristokraten, das laß' ich eher gelten, aber das heißt noch nicht: alle Aristokraten sind einfältig. Sind die Aristokraten wirklich einfältig, so ist es unedel, es ihnen vorzuwerfen, denn Einfältigkeit ist ein Geburtsfehler, es ist ein Gebrechen wie die Taubheit, wie die Blindheit, es ist ein Unglück, und über ein Unglück soll man nicht losziehen. Ich will weder einer einfältigen Aristokratie, noch einer aristokratischen Einfältigkeit das Wort sprechen, aber wenn die deutsche Tribüne ihrer Sache dienen will, so bleibe sie beim Wesentlichen, denn vom Adel überhaupt, der seinem Stande und seiner Erziehung nach die meiste Bildung erhält oder erhalten sollte, geradezu zu behaupten, es sey durchaus einfältig, ist eine Hypothese, die selbst einer Advokaten-Seele zu spitzig wäre. Ist aber der Adel wirklich einfältig, liebe deutsche Tribüne, ei, so wollen wir ihn um Gotteswillen nicht darauf aufmerksam machen, er ist sonst im Stande, und wird vielfältig, und was hätten wir dabei gewonnen? Wenn alle Aristokraten sich herablassen wollten, auch geistreich zu seyn, was bliebe uns bürgerlich Geistreichen noch übrig? Wenn es denkbar wäre, daß ein Aristokrat drei Blätter redigiren könnte, und er behauptete: „die Bürgerlichen wären alle einfältig;" wie würden die Liberalen geschrieen haben: „o wie einfältig!"

Die Einfalt kann dreifacher Art seyn: es giebt eine Einfalt des Geistes, eine Einfalt des Herzens und eine ästhetische

Einfalt. Wenn nun die deutsche Tribüne den ganzen Adel durchaus mit Einfalt dotiren will, so muß sie ihm auch die Einfalt des Herzens, diese erste und höchste aller Tugenden zusprechen. Einfalt des Herzens ist nichts anders als Naivetät, und die deutsche Tribüne müßte also auch sagen: die Aristokratie ist naiv! das Naive ist dem Politischen entgegengesetzt; das Politische werden wir zuweilen bewundern,. das naiv Einfältige aber gewinnt uns immer durch Liebenswürdigkeit. Die deutsche Tribüne müßte also auch sagen: „die Aristokratie ist liebenswürdig, ich aber bin bewundernswerth!" Zum Bewundern ist es aber auch, wie die deutsche Tribüne nicht ermüdet, immer diese Waffe gegen die Aristokratie zu gebrauchen, gleichsam als ob es keine andere gäbe. Die dritte, die ästhetische Einfalt, ist dem Künstlichen entgegengesetzt; das ästhetisch Einfältige sucht nicht gewaltsam die Aufmerksamkeit an sich zu reissen, also in diesem Punkt ist die Aristokratie wirklich einfaltiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt sucht ihren Zweck nie auf Nebenwegen zu erschleichen, da ist vielleicht die Aristokratie wieder einfältiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt, sagt ein großer Philosoph, geht mit der Unschuld verloren; wenn man also der Aristokratie die höchste Einfalt zuspricht, so muß man ihr auch die höchste Unschuld zugestehen, diese höchste Unschuld aber besteht darin, daß man gar keines Blattes bedarf.

Endlich spricht die deutsche Tribüne auch vom Witz, und

sagt: es gäbe keinen legitimen Witz. Es scheint aber grade im Gegentheil als ob es keinen illegitimen Witz gäbe, denn der Witz muß seine Erblichkeit wenigstens von einer Seite legitimiren: man muß Mutterwitz haben, um wirklich witzig zu heissen.

Ja der Witz ist schon deßhalb eher ein Kind der Legitimität, weil er die entgegenstrebendsten Sachen zu vergleichen sucht, während die Kinder der Illegitimität im Gegentheile alle Sachen zu trennen und gegen einander in Streit zu bringen suchen. Jeder Witz ist legitim, denn gleich bei seinem Erscheinen legitimirt er sich durch sich selbst, daß er ein Recht hat witzig zu heissen. Uebrigens wenn ich hier die Parthei des Witzes nehme, so geschieht es mit desto grösserer Zuversicht, weil mich niemand beschuldigen wird: ich führe meine eigene Sache. Der Witz kann aber in einem Augenblick legitim und illegitim seyn, für und gegen eine Sache seyn, eine und dieselbe Sache und sogleich auch ihr Entgegengesetztes ergreifen und damit spielen, und ein tertium comparationis finden, alle Extreme in ein Scheinverhältniß zu bringen, und sich über sie und mit ignen zu belustigen. Der Witz ist pro und contra, legitim und illegitim, das eben ist der Witz. Wenn man z. B. fälschlich sagen wollte: die „deutsche Tribüne," das „Oppositionsblatt" und das „liberale Deutschland," sind eine heilige Dreifaltigkeit, so wäre das ein illegitimer Witz; wenn man aber sogleich daraus fälschlich folgern woll-

te, folglich ist jedes Einzelne eine Aristokratie, d. h. (nach der deutschen Tribüne) eine Einfältigkeit, so wäre dieß ein legitimer Witz.

Wenn ich sagen wollte, man hat lange gestritten: ob die alte oder die neue Zeit besser ist, endlich ist es entschieden, daß beide nichts taugen; zum Beweis lese man „die alte und die neue Zeit," so ist das illegitimer Witz; wenn ich aber sage: „die alte und die neue Zeit" wird der Regierung von namenlosem Nutzen seyn, weil sie keinen Namen an der Spitze trägt; so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: die liberalen Blätter wollen das Beste der Nationen; denn das Beste, was die Nationen haben, ist das Geld, und das wollen die liberalen Blätter haben, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: die liberalen Blätter wollen das Wohl der Regierung, d. h. sie wollen gerne versuchen, wie wohl es thut, selbst zu regieren, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: die Münchener politische Zeitung, welche die patriotischen Artikel immer am Ende ihrer Zeitung bringt, setzt das Interesse des Vaterlandes hintenan, so ist dieß ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: die Münchner politische Zeitung schreibt für die Regierung ohne alles Interesse, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich fortfahre zu sagen: der Münchner Censor ist der deutschen Tribüne das, was die deutsche Tribüne dem Budget ist: nämlich eine Ausstreichungs-Maschine, so ist das ein illegitimer Witz; sage ich

aber, die deutsche Tribüne sucht sich durch dieses doppelte Ausstreichen nur selbst herauszustreichen, und sie gewinnt, da sie die Censurlücken weiß läßt, durch die Censur täglich an Weisheit, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich sage: die Münchner Sanitäts-Commission („gäb's anders dergleichen," sagt Caspar im Freischütz) ergreift deßhalb gar keine Anstalt gegen die Cholera, weil wir alles, was von Oestreich kommt, ohnehin in Commission nehmen, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: sie thut deßhalb nicht das Mindeste gegen diese Gefahr, weil sie unsere Constitution für unantastbar und unsterblich hält, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich sage: das Gesetz der Ministerverantwortlichkeit säumt sehr lange, und erscheint am Ende vielleicht doch ungesäumt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: so lange zu zögern, ist nur die Sache eines Ultra-Liberalen, nur die Ultra-Liberalen haben ein Recht, Ultra-Faullenzer zu seyn, besonders wenn sie so viel dafür thun, daß durch Nichtsthun alles gethan sey, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich noch nicht aufhöre und sage: der Geburts-Adel ist jetzt der Positiv, der Geld-Adel der Comparativ, und der Geistes-Adel der Superlativ in der Welt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ferner sage: sehr oft muß dieser Superlativ dem Comparativ ein Compliment machen, um irgend etwas positiv zu seyn, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: man soll der Regierung kein Geld zum Bauen bewilligen, denn die Regierung ist im Stande, und beschäftigt damit brodlose Menschen;

wenn die brodlosen Menschen beschäftigt sind, so schlagen sie den Deputirten keine Fenster ein; wenn man den Deputirten keine Fenster einschlägt, so können sie die Glaserer nicht beschäftigen; wenn ich also sage: man gebe der Regierung kein Geld zum Bauen, damit man seine Ortsglaserer beschäftigen kann, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich aber sage: die Regierung muß bauen und zwar auf die Liberalen, weil die alle Gründe der Welt für sich allein vindiziren, so ist das ein legitimer Witz, u. s. w. u. s. w.

Man sieht also, daß selbst schlechte Witze beidlebig seyn können, wie viel mehr muß erst der wahre, ächte, glänzende Witz sich in beiden Elementen, der Legitimität und Illegitimität, bewegen können?

Gedankenlose Gedanken über gegenstandlose Gegenstände.

1.

Sporadische Sprechruhr.

Man sagt, die Sprache ist ein Geschenk der Gottheit, ich glaube, sie ist ein Geschenk des Teufels! Vom Sprechen kommt uns alles Unglück. Wenn es keine Sprache gäbe, so gäbe es keine Verläumder, keine Zwischenträger, keine Aushorcher, keine geheime Polizei, keine widersprechenden Frauen, keine Großsprecher, keine leeren Versprechungen, keine Ansprüche, keine Gardinen-Predigt, keine Thronrede, keine Sprachforscher und endlich keine Sprecher in den Kammern!

Die Deutschen haben all ihr Lebtag ihre Zunge nur einseitig gebraucht, d. h. zum Trinken, aber nicht zum Sprechen; sie haben ihre Angelegenheiten betrunken und nicht besprochen, deßhalb sind sie viel früher mit ihnen fertig geworden, denn

man hat eher ausgetrunken als ausgesprochen. Jetzt hat sich das geändert, früher hat der Deutsche überall dreingeschlagen jetzt fängt er an, überall dreinzusprechen. Das Zungenrecht verdrängte das Faust- und Säbelrecht. Das französische Miasma hat uns die Sprechruhr mitgetheilt; ihre Symptome sind ganz die, wie bei der Brechruhr: Eingenommener Kopf (manchmal von sich selbst), Anfälle von Schwindel, Geschmacklosigkeit im Munde, ein Drängen zum Stuhle, nämlich zum Rednerstuhle, und eine Entleerung nach oben aus wässerigen Flüssigkeiten.

Diese Sprechruhr, die zum Troste nur sporadisch ist, soll auch ihren Ursprung in großer Gemüthsbewegung und Leidenschaften haben. Zum Glück ist diese Sprechruhr nicht tödtend, denn der davon Befallene tritt sogleich in einen bedeutenden Schweiß und genest durch sich selbst; und das um so eher, da sich die Sprechruhr-Kranken gegenseitig aneinander reiben, und Reibungen auch bei der Brechruhr angewendet werden müssen.

Die Brechruhr pflegt aber nur 4 — 6 Wochen an einem Orte zu grassiren. Die Sprechruhr ist hartnäckiger, sie verweilt oft ein Jahr lang an einem Ort, das kömmt von der Diät! —

2.

Die Münchner Eos und die Freinächte.

Die Münchner „Eos" predigt gegen die Freinächte; da hat sie für sich recht; da sie als Aurora schon mit Tagesanbruch aus dem Bette muß, so will sie zeitlich schlafen gehen. Allein den Münchnern lasse die fromme Eos nur ihre Freinächte. Mein Gott, wir Menschen haben ja ohnehin keinen freien Tag, sollen wir noch keine freien Nächte auch haben? Die fromme Eos spricht von einem „strafenden Finger Gottes, der an das Haus Bayern klopft," und die gute Eos meint, der strafende Gottesfinger habe auf der lieben Welt nichts anders zu thun, als an das Haus Bayern zu klopfen, daß man keine Freinacht halte. Es giebt so viele Häuser, an die der strafende Finger Gottes viel früher und stärker zu klopfen hätte, daß an Bayern die Reihe gar nicht kömmt, und hat die aufhorchende Eos den Finger wirklich klopfen gehört, so hat das Klopfen nicht geheißen: „Haltet keine Freinächte mehr!" sondern: „Haltet keine Eos mehr!"

Die Eos ruft in ihrem heiligen Jonas-Zorn Gottes Gericht herab über unser liebes Ninive und schreit:

„Gräber der Alten, öffnet euch!"

Seit wann ist es ein Geschäft der goldfingerigen, heitern Morgenröthe, die Todten auszugraben? Liebe Eos, lassen Sie uns unsere Freinächte noch, wo man sich, wie Sie sagen: „bis am Morgen abmattet;" dafür geben wir zu, daß Sie sich alle Tage bis am Abend abmatten.

3.

Die Schulpolitik.

In Preußen ist verboten worden, in den Schulen von Politik zu sprechen. Ich weiß nicht, von welchen Schulen die Rede ist, ob von den Lästerschulen oder Reitschulen. Auf jeden Fall sollte man nicht nur verbieten, in den Schulen von Politik zu schwatzen, sondern strenger sollte man noch verbieten, in der Politik aus der Schule zu schwatzen!

Als Heine's Reisebilder in Berlin verboten wurden, schrieb ihm ein witziger Mann aus Berlin: „Ihre Reisebilder hätte man nicht zu verbieten gebraucht, sie wären ohnehin gelesen worden." Zu was braucht man den Schulen die Politik zu verbieten, es beschäftigt sich ohnehin jetzt jedes Kind schon mit Politik.

4.

Paskewitsch der Polenbesieger.

Es stand da ein Baum, ein kräftiger, erhabener, und streckte die Riesenarme hinauf zum heitern, wolkenlosen Himmel. An einem Zweige hing ein Apfel, eine herrliche Frucht, rothgeküßt vom lieblichen Sonnenstrahl, und gezeitigt an dem Odem des Morgenwindes. Da gelüstete gar Manchem, den Apfel herunterzuschlagen und ihn zu verschlingen. Aber der Apfel hing hoch und hing fest. Da kamen die Gartendiebe und Baumfrevler und hieben mit Stöcken und Stangen nach dem herrlichen Apfel und schleuderten Steinwürfe nach der lockenden Frucht. Aber die großen Diebe und langen Reken sprangen umsonst nach diesem Apfel in die Höhe, er blieb hängen und sie zogen ab. Allein nach und nach war der Apfel doch immer mehr vom Stengel gelöst worden, denn die unaufhörlichen Rottenstürme haben zu sehr daran gerüttelt, und er hing nur noch an einer dünnen Faser am Zweige. Da kam ein aufgeblasenes Zwerglein einher und machte einen Bocksprung und niesete gegen den Apfel hinauf, und das dünne Fäserchen riß und der herrliche Apfel fiel dem Zwerglein in den Rachen. Da riefen die Jungen und die Blöden,

die Dummköpfe und die Laffen ringsherum: „Vivat! der Held! der große Mann! der Unbezwingbare! der Apfelbezwinger!“ — Paskewitsch erobert Warschau! —

Lesers Leiden durch politische Sprüchwörter.

Es gab einmal eine Zeit, über welche sich schon Jean Paul beklagte, und in welcher man nicht zwei Seiten lesen konnte, ohne auf ein literarisches Sprüchwort zu stoßen. Die deutschen Schriftsteller benagten die Wolfszähne dieser Sprüchwörter, um die eigenen Autorzähnlein zum Durchbruch zu bringen. Alle Augenblicke lasen und hörten wir die fetten Sprüchwortsweiden:

„Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!"

oder: „Nicht allen Bäumen verlang' ich eine Rinde gewach-
„sen!"

oder: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde,
„wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt."

oder: „Es will der Topf von Eisen mit einer goldnen Zange
„aus dem Feuer gehoben werden."

oder: „Der Mensch ist dem Menschen immer lieber noch als „ein Engel!"

Die deutsche Schriftstellerei hörte nicht auf, diese Sentenzen-Eier unaufhörlich zu begackern.

Eben so geht es jetzt in unserer journalistisch-politischen Welt mit den politischen Sprüchwörtern. Hat irgend ein ausgezeichneter Mann ein bedeutungsschweres Wort ausgesprochen, husch, da kommen die Journalisten, Freiheitsmänner, und schnappen diese Apropos-Geburt auf, und wiederkäuen sie aus einem Lesemagen in den andern, und werfen sich diesen Fangball immer und ewig wieder zu, und zerbeißen dieses politische Sprüchwort, bis es ganz zerfasert, zerfetzt und unkenntlich geworden. Sie nehmen es Morgens zum Frühstück, tragen es als Kräutersäckchen auf der Brust, brocken es in die Mittagssuppe, genießen es zum Abendbutterbrod und legen sich darauf zu Bette.

Lafayette hat von einem

„monarchischen Thron mit republikanischen Insti-
„tutionen"

gesprochen. Wie vielmal haben uns seitdem deutsche, französische und englische Blätter und Redner diesen monarchischen

Cotillon mit republikanischen Figuren vorgetanzt? Wie die Frösche nach dem Regen sprangen in allen Blättern diese Lafayettischen monarchischen Halbstiefel herum. Man hörte sechs Monate lang nichts als den ewig fortrollenden Widerhall des monarchischen Throns mit republikanischen Institutionen. Sprachen unsere Journalisten vom Malzaufschlag oder Freiheit, von Censur oder Lederfabriken, immer hing ihnen dabei die schlank gewachsene Redensart:

„ein monarchischer Thron, von republikanischen Ge„sinnungen umgeben,"

wie Maccaroni und Parmesan über die Lippen herunter.

Späterhin hatte Ludwig Philipp den unglücklichen Gedanken, einen guten Gedanken zu haben; er zog diesem Gedanken ein einfaches Redekleid an und sagte:

„Die Karte wird eine Wahrheit seyn!"

Welch ein königlicher Braten für die Küche der journalistischen Literatur! Kalt und warm, trocken und mit Brühen, im Ganzen und kleingehackt, mit Fricassee und Bonbons schnitt man den Lesern und Hörern diese Wahrheitskarte oder Kartenwahrheit vor. Alle deutschen Redner begannen ihre Reden mit diesem constitutionellen Vater-Unser, endeten da-

mit und streueten es zum Ueberfluß noch in die Rede selbst hie und da ein, wie eine verliebte Köchin das Salz in die Suppe. Es legt schon keine Karten-Aufschlägerin in Deutschland die Karte mehr, ohne dabei pathetisch auszurufen:

„Die Karte wird eine Wahrheit seyn!"

Ich kaufte diese Woche eine Karte von Polen, wie es noch ein Königreich war, und eine innere Stimme rief mir zu:

„Die Karte wird eine Wahrheit seyn!"

Es wundert mich, daß Hr. Carl in Wien, der ewige Staberl, noch kein Stück geschrieben hat:

Staberl als „die Karte wird eine Wahrheit seyn!"

Späterhin hatte Ludwig Philipp noch einmal den unglücklichen Einfall, einen ganz gesunden und gescheiden Ausdruck:

„la juste milieu"

zu gebrauchen.

Himmel, wie oft ist diese „juste-milieu" im Ernst und im Hohn nachgesprochen worden! Man konnte keine Buch-

stabengasse passiren, ohne auf einen juste-milieu-kranken Witz zu stoßen! Man mochte vom Kaiser von China oder von Borsdorfer-Aepfeln, von Alexander Humboldt oder von Nürnberger Lebkuchen sprechen, man mußte immer eine fade Anspielung auf die juste-milieu hören!

Nach dieser „juste-milieu-Seuche" kam die unausstehliche Epidemie des

„Prinzips der Nichteinmischung!"

Ich glaube, es giebt in ganz Europa kein Journal und keinen Weinreisenden, keinen Satyriker und keinen Friseur, der nicht einige hundert schlechte und gute Witze über dieses Prinzip der Nichteinmischung machte. In Liebes- und Geldangelegenheiten, beim Spiel, in den Kammern, in Spitälern, kurz überall wird bei der geringsten Veranlassung der aus- und abgekochte Spaß: „ich mische mich nicht ein!" noch einmal bei den Haaren herbeigeschleppt und zu einem neuen Witz ausgepeinigt.

So fiel einem Manne ein, ein kleines Büchlein zu schreiben:

„Was uns noth thut."

Das war ein Signal zu tausend schwere Noth! Nun

hat man seine Noth mit der lieben Noth! Nun lesen wir in allen Journalen General- und Spezial-Nöthen!

„Was thut Deutschland noth?"

„Was thut unserer Zeit noth?"

„Was thut Oesterreich noth?"

„Was thut dem Bundestag noth?"

„Was thut Bayern noth?"

Aber unserer Zeit und Deutschland und dem Bundestag und Oesterreich und Bayern thäte nichts anders noth, als daß man nicht frage, was thut ihnen noth! Den Journalen thut es noth, daß den Staaten etwas noth thue, denn thäte den Staaten gar nichts noth, so geriethen die Journale in Noth! Die Staaten aber würden niemals fragen:

„Was thut den Journalen noth?"

sondern sie fragen:

„Was thut die Noth der Journale?"

Wenn man diesen papiernen Nothhelfern folgen wollte, so müßte man aufhören, Mensch zu seyn, um ein Thier zu werden, denn das thut den Menschen noth!

So zum Beispiel lesen wir in einer solchen Nothgeburt:

„Es thäte den Bayern noth, daß sie aufhörten,
„Bayern zu seyn, um Deutsche zu seyn!"

Ich zweifle, ob einer patriotischen Seele diese Noth klar geworden ist! Man soll am Ende kein Oesterreicher, kein Bayer, kein Preuße, kein Würtemberger u. s. w. seyn, um ein Deutscher zu seyn. Das ist der grade Weg, alle Nationalität mit Kolben todtzuschlagen. Die verschiedenen abgesonderten Farben des Regenbogens machen den Regenbogen aus. Nun würde man fragen:

„Was thut dem Regenbogen noth?"

und würde vielleicht hören müssen: Dem Regenbogen thut noth, daß alle seine Farben ineinander fließen, daß alles eine Farbe sey! — Am Ende könnte man diese Universalität so weit treiben und sagen: Der Mensch muß aufhören, ein Vater, oder ein Bruder, oder ein Sohn, oder ein Gatte zu seyn, um ein Stadtbürger zu werden. Dann muß er aufhören, Stadtbürger zu werden, um Vaterlands-Mann zu heißen; dann muß er aufhören, Vaterlands-Mann zu seyn, um Deutscher zu heißen; dann muß er aufhören Deutscher zu heißen, um ein Europäer zu seyn! Ein Europäer aber ist auch nur ein Theil des Ganzen, er muß auch aufhören Europäer zu seyn, um ein Cosmopolit zu seyn, ein Amerikaner, ein Asiat u. s. w.

Nach diesem System thäte es also Bayern noth, daß der gute ehrliche Hausvater in der Kaufingerstraße zu München aufhörte, ein Münchner Bürger, ein Vater seiner Kinder, ein Gatte seiner Frau, endlich ein guter biederer Bayer zu seyn, um — ein Afrikaner zu werden!!!

Das ewige Gefasel, Deutschland unter einen Hut zu bringen, kann nur zu der wahren Bemerkung Anlaß geben, daß nur grade Deutschlands Insichgetrenntseyn es bis jetzt vor völliger Unterjochung durch Feind und Krieg gerettet und geschützt hat. Wäre Deutschland ein Staat, so wäre es längst den Invasionen zu Raub und fremder Zwingherrschaft Beute geworden.

Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera.

(Phantasie.)

Auf dem glänzenden Throne zu Petershof saß der huldreichste aller Zaaren, und um ihn die geadelten und besternten Oberſklaven des Reichs. Und der oberſte Oberſklave mit dem großten Sterne fiel auf die Knie und ſprach mit zittender Stimme: „Großmächtigſte, übergnädigſte Majeſtät! Aus dem Lande der verfluchten Rebellen, der Zaar und Gott möge ſie verdammen, kamen traurige Bothſchaften! die Empörer beweiſen einen niederträchtigen Muth! Nicht nur das allein, ſondern ſelbſt die polniſchen Juden, der Zaar und Gott möge ſie verdammen! ſogar die Juden in Silnec geben alles Silber und Gold her, um ihrem Vaterlande, wie dieſe Judenhunde es nennen, nützlich zu ſeyn!

Der huldreichſte der Zaaren antwortete nichts und lächelte milde. Da nahte ſich ein zweiter besternter Oberſkave,

und fiel auf die Knie, und sprach: „Großmächtigste, übergnädigste Majestät! Schon wieder schlimme Nachrichten aus dem Lande der verfluchten Rebellen, von den Polen, der Zaar und Gott möge sie verdammen! die Judenhunde in Warschau, sie arbeiten als Municipalgarden an den Wällen Warschau's mit einem eben solchen hochherzigen Patriotismus, wie die polnischen Bluthunde es nennen, gleich den andern Einwohnern!"

Der huldreichste der Zaaren lächelte milde und sprach: Gott und die heilige Jungfrau werden auch hier meine Brust füllen mit himmlischer Gnade. Ich liebe auch die polnischen Juden, wie alle meine geliebten, aber leider irregeleiteten Unterthanen. Weil ich aber jetzt in meiner väterlichen Liebe nicht bis zu den polnischen Juden reichen kann, so nehme man alle arme Juden in Kurland, und schicke sie nach Sibirien; Männer, Weiber, Greise, Kinder, Säuglinge und Kranke! Gott und die heilige Jungfrau werden meinem väterlichen Herzen ferner alle Milde einflößen, die ich allen meinen geliebten Unterthanen so gerne angedeihen lasse!"

Da beugten die Oberfklaven alle das Knie und segneten den huldreichen und väterlichen Herrn!

Und die Eilrenner brachten die huldreiche Sentenz nach Kurland, und die thätigen Verweser des göttliches Rechtes waren sehr emsig! Aufgepackt wurden die Juden alle,

die kein Geld haben, und hinausgestossen nach Sibirien. Der Kranke wird vom Lager gerissen; die Wöchnerin aus dem Bette, und das Kind vom Busen der Mutter, damit die väterliche Huld ihnen kund werde. Sie werden geneckt, geschimpft, gestossen, gehetzt, gepeitscht, geknebelt, gepufft, gezwickt, gekneipt, man speit ihnen ins Angesicht, und man reißt ihnen die grauen Bärte aus, damit die väterliche Huld ihnen kund werde.

Itzig Salomonowsky, ein armer, armer Jude, hat erst geheurathet die junge, schöne Rebekka, die früher den Bitten des Podalnik kein Gehör gegeben hat. Der Podalnik bindet nun dem Itzig Salomonowsky und der Rebekka Hände und Füße, und wirft sie auf einen Karren, und führt sie selbst aus der Stadt, und er höhnt die Gebundenen, und schlägt ihnen in's Gesicht, und er sagt: „nun schöne Rebekka, Hundjüdin, ist dir der Podalnik noch nicht koscher? möchtest du den Podalnik nicht küssen, schöne Rebekka? „und er drückt seinen geifertriefenden Mund auf die Rosenlippen der gebundenen Jüdin, und schnalzt mit dem Mund und sagt: „Nun, Itzig Salomonowsky, was rufst du nicht an den Gott Abraham? Ja, Itzig Salomonowsky, der Gott Abraham kann nichts machen gegen den Podalnik!" Der schönen Rebekka strömten die Thränen über die bleichen, reizgeformten Wangen, und ihr Busen hob sich unter schweren Seufzern, und ihre süßen Lippen bewegten sich im stillen Gebete zum Gotte Abrahams,

zum Gotte ihrer Väter. Aber die Hände falten konnte sie nicht, denn sie waren ihr fest gebunden, und Füße und Körper eben so. Und der Podalnik riß ihr die fromme Haube vom Kopfe, daß ihr schwarzes Haar hervorquoll, und in nächtlichen dicken Wellen um den weißen Hals fiel.

„Schöne Rebekka," sagte der Podalnik, und wühlte mit den Schlangenfingern in dem Reichthum der Haare; „schöne Rebekka, grausame Jüdin, hast du doch Haare, schwarz wie Ebenholz, und weich wie Seide, was willst du machen in dem leblosen Sibirien mit solchen Haaren? Gieb es zum Andenken dem Podalnik, den du verschmähst, daß er sich mache daraus ein Kopfkissen. Willst du nicht, schöne Rebekka?" und mit höhnischem Lachen wickelt er die langen, langen Flechten um die Schergenhand und schneidet mit seinem Messer sie hart am Kopfe weg, so daß die Schädelhaut mit abgieng!

Itzig Salomonowsky wand sich in ohnmächtiger Wuth, und Rebekka weinte heftiger, und den großen Augen entquollen bittere Thränen, und ihre Rosenlippen bewegten sich im schmerzlichen Gebet zu dem Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter!

„Schöne Rebekka," sagte der Podalnik wieder, „hast du doch Zähne, weiß wie sybirischer Schnee, und fein geformt wie die Perlen in der Krone der Zaarin. Gieb mir, schöne

Rebekka, zum Andenken sechs Zähne, daß ich sie meinen Kindern umhänge, wenn sie selbst Zähne bekommen. Willst du nicht, schöne Rebekka?"

Und mit teuflischem Lachen brach der Podalnik der schönen, wehrlosen Jüdin sechs Zähne aus dem blühenden Mund, daß das Blut herabquoll auf den weißen, halbentblößten Busen.

Immer heisser rollten die Thränen der schönen Rebekka, sie stöhnte schmerzlich auf, und aus den blutigen Lippen stieg ein inbrünstig Gebet zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter, und die großen schwarzen Augen kehrten sich stummklagend gegen den Himmel.

„Schöne Rebekka, grausame Rebekka," sagte der Podalnik wieder, „hast du doch Augen, klar wie das Rennthier, funkelnd wie der Abendstern der Mitternacht; was willst du machen in Sibirien mit solchen großen Augen, schöne Rebekka? sie werden doch geblendet von blinzendem Schnee, und getrübet vom bittern Weinen. Gieb, schöne Rebekka, deine Augen dem Podalnik, daß ich sie als kostbare Knöpfe kann befestigen an meine Knute, zum ewigen Andenken an dich! willst du nicht, schöne Rebekka?"

Und er nimmt sein Messer, und sticht der schönen, gebundenen Jüdin heraus die zwei großen, schwarzen, thränengefüllten Augen, und er legt mit teuflischem Gelächter die zwei Augen auf die Augen von dem gebundenen, wehklagenden Juden, und er sagt: „Nun Itzig Salomonowsky, da hast du die süßen Augen deiner schönen Rebekka, nicht wahr, der Podalnik ist ein gutherziger Mann, du Bluthund?“

Die schöne Rebekka aber konnte nicht mehr beten, nicht mehr weinen, die schönen, zarten Glieder zuckten krampfhaft in den festen Stricken, und ihr Herz zuckte und schlug hoch im letzten Todeskampf auf.

„Schöne Rebekka, grausame Rebekka!“ sagte der Podalnik wieder, „hat doch endlich der Podalnik gemacht schlagen dein grausames Herz? Was willst du machen mit dem Herzen in Sibirien, wo sein rother Saft wird zusammenlaufen und stocken wie gestandene Milch? Schenke, schöne Rebekka, dein Herz dem Podalnik, daß er es als Schlittengehänge umthue seinem Rennthiere am festlichen Tage!“

Und mit Lachen stößt der Podalnik sein Messer in die Brust der schönen, gebundenen Jüdin, und mit einem: „Höre mich Gott meiner Väter!“ entflieht ihre Seele der schönen gemarterten Hülle.

Und der Podalnik wendet das Messer um und wieder um in dem Herzen der entseelten, schönen Rebekka, und er zieht es heraus, und wischt das bluttriefende Messer ab an dem greisen Barte des gebundenen Itzig Salomonowsky, und spricht: „Einen schönen Gruß, mein lieber Itzig, von der schönen Rebekka, sie will nicht mit euch gehen nach Sibirien, sie will bleiben bei ihrem Podalnik, fragt sie nur selbst, mein lieber Itzig, und sie wird's euch sagen!" Und der Podalnik fletscht lachend die Zähne, schneidet die Bande des Juden auseinander, wirft ihn hinunter von dem Karren, und sagt: „Jetzt geh, du jüdischer Hund, geh hin zu deinen Brüdern, dort ziehen sie alle hin mit Heulen und Zähnklappern, nackt und brodlos, hungerig und frostleidend, und die kleinen Kinder trinken aus der versiegten Mutterbrust Blut statt Milch!" Und der Podalnik zieht hohnlachend auf der einen Seite von dannen, und auf der andern Seite erschallt das Winseln und Klagen und das Jammergeschrei von tausend elenden, hülflosen, ausgestoßenen Menschengeschöpfen.

Doch nicht das Hohnlachen des Podalnik dringt zu dem Throne des huldreichsten der Zaaren; nicht das Winseln und nicht das Zettergeschrei der gemißhandelten Menschheit schlägt an die Himmelsdecke des Thronsaales zu Peterhof! Höher aber, als der Thron zu Peterhof, wohnt ein Wesen, Gott genannt; und höher gewölbt, als die Decke des Thronsaales zu

Peterhof, ist der Himmel, der Thronsaal Gottes; und an diese Wölbung schlugen an und brachen sich das Hohnlachen des Podalnik und das Wehgeschrei der gemißhandelten Juden, und der Wehruf der geschlachteten Polen, und die Anklage der zertretenen Menschheit.

Gott aber, der da ist der einzige Selbstherrscher im Himmel und auf Erden; Gott aber, der ist lauter Liebe und Gnade, Gott, der da hört mit gleichem Wohlgefallen das Gebet in der Kirche, wie in der Synagoge, im Tempel wie in der Moschee, der das Haar im Barte des Bettlers eben so beachtet, als die gesalbten Locken des Herrschers, Gott hörte das Hohnlachen und Winseln und Weherufen, und sein göttliches Auge zuckte zornig zusammen, und tausend Sonnenwelten zitterten in ihren ewigen Kreisen, und er berief seine fürchterlichste Rachegeißel vor seinen Thron, und sie erschien, angethan mit Entsetzen, und umgürtet mit Moderduft. Schrecken und Angst giengen vor ihr her, Tod und Verwesung giengen ihr zur Seite, und Oede, Grabesstille und schauerliche Verwüstung folgten ihr nach, und Gott nannte sie: „Cholera.“ Und Gott sagte: Fleuch hinab, stummer Herold meines Grimmes, und ziehe ein, in die Knochenhäuser, Menschen genannt, damit sie inne werden, daß der Herr herannahe, in seinem Zorn ob der gemißhandelten Menschheit, ob des geschändeten

Völkerglücks! damit sie Einhalt thun dem Unterdrücken, dem Würgen, dem Schlachten; dem Freiheitsblutsaussaugen aus den angeschwollenen Volksadern, und dem Einhauen des despotischen Eberzahnes in das gesunde Fleisch des Lebens!

Da schlug die Geißel Gottes die schwarzen Fittige zusammen, und rauschte hernieder über das beglückte Rußland, und hauchte ihren Odem hin über die Sclaven bevölkerter Steppen, und Leichenhügel auf Leichenhügel thürmten sich zu Zorn- und Warnungs-Pyramiden der ewigen Vorsehung auf.

Allein noch war diese Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug; man glaubte die Cholera habe eine heilige Scheu vor Rang und Stand, und neue Polenwürger rückten aus. Da schlug die Geißel Gottes zum zweitenmale die schwarzen Fittige zusammen, und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglase ab, und der Türkenheld, der Bergbezwinger Sabalkansky — war gewesen! Die Weichsel war sein Rubicon, und er wurde da begraben, wo er seinen Ruhm begraben.

Allein noch war diese Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug, man glaubte wenigstens auf den höchsten Höhen sicher zu seyn und neue Freiheitswürger zogen aus. Da

schlug die Geißel Gottes zum drittenmale die schwarzen Fittige zusammen und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglase ab, und der Dionys von Warschau war gewesen!

Und über Petersburg kreisete nun die Geißel Gottes und ihr verzehrender Hauch versengt noch einmal zur Warnung Europa's den Saum vieler Länder, und sie schüttelt drohend hin nach dem Stephansthurm zu Wien, nach der Notre Dame zu Paris, nach der Westmünsterabtei zu London und nach dem Dom in Berlin und sie spricht:

„Ihr Herrscher der Erde, eingesetzt vom ewigen Richter zu seinem gesalbten Statthalter hienieden, angethan mit göttlicher Macht! In euere Hand hat Gott gegeben das Wohl der Völker und das Glück der Nationen, auf eure Schulter gelegt die Wohlfahrt der Menschheit und den Segen der Welt.

Wohlan, thut Einhalt dem systematischen Abschlachten einer Heldennation, laßt das Geschrei der unzähligen, unsterblichen Opfer der Freiheit von der großen Schädelstätte Polens zu euern fürstlichen Herzen dringen; laßt einmal die Blindschleiche der Politik fahren und traut dem hellsehenden Falkenblick der Zeitanforderung."

So spricht die Cholera. Die Antwort werden wir lesen, wenn die Zeit ein Blatt der Geschichte umgewendet haben wird. Gott gebe, daß wir sie nicht bei dem Scheine einer allgemeinen Leichenfackel, sondern an den Strahlen eines heitern Morgenroths lesen mögen, Amen.

Gratulations-Schreiben

an

meine Freundin Sara Levi

zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes.

Der Gott Ihrer Väter, derselbe Gott der Gnade und der ewigen Liebe, der das Kreuz und den Halbmond, die Synagoge, die Kirche, die Moschee und die Götzentempel mit seiner alwaltenden Barmherzigkeit überstrahlet; der Gott Ihrer Väter, welcher in seiner Göttlichkeit waltet in der Liebe der Mutter zum Sohne, so am Kreuze wie an der Bundeslade, so beim Koran wie beim Fetisch; der Gott Ihrer Väter, der Gott unserer Väter, der Gott aller Menschen, die Licht trinken aus seiner Sonne, die Luft athmen aus seinem Odem, die Gnade saugen aus seiner Barmherzigkeit und die ein ewiges Leben hoffen von seiner Weisheit, der alleinige Gott hat den Friedensengel geschickt in Ihre Stube und mit dem Kusse des Friedens abholen lassen Ihren einzigen Sohn, um ihn zu seinen Vätern einsammeln zu lassen, die ruhen im Schatten des

Herrn! Der Name des Herrn sey gelobt! Gewiß, meine theure, meine fromme Sara, Sie haben sich der Freude dieses Todes nicht zu sehr hingegeben, nicht mit mehr Freude, als es dem Herzen einer Frommen geziemt. Freilich muß es einer jüdischen Mutter eine herzinnige Freude seyn, wenn der Tod ihren Sohn frühzeitig eines natürlichen Todes sterben läßt, bevor er durch sein Leben hindurch mehrere bürgerliche, statistische, politische und conventionelle Tode sterben muß! Ihr Sohn ist auf einmal gestorben, wie vielmal hätte er einmal sterben müssen, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, ihn groß zu ziehen und zu einem brauchbaren Menschen heranbilden zu wollen! Was hätten Sie, zärtliche Mutter, aus Ihrem Sohne machen können? Hätten Sie ihn zum Bürger erzogen, so hätte Ihnen der Geist der jetzigen Christenliebe entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Bürger seyn! Hätten Sie ihn zum Handwerk erzogen, so hätte derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Handwerker seyn! Hätten Sie ihn zum Staatsmann erzogen, so hätte derselbe Geist Ihnen entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Staatsmann seyn! Hätten Sie ihn zum Advokaten erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Advokat seyn! Hätten Sie ihn blos zum Menschen erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Mensch seyn! Hätten Sie ihn zum Juden erzogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Jude seyn! Ja hätten Sie ihn sogar zum Christen er-

zogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude soll kein Christ seyn!

Welchen Schmerz hätten Sie, meine fromme Sara, nicht gehabt, ein geliebtes Wesen groß erzogen zu haben, das weder Jud noch Christ, noch Mensch noch Bürger seyn dürfte. Sehen Sie, nun ist er todt, und lebt in einem Reiche, wo weder Charte, noch Constitution, noch Monarchie ist, und dennoch ist er Bürger der allerbesten Welt, und das Oberhaus der gütigen Vorsehung hat ihn emanzipirt zum ewigen Lichte, und er sitzt im Parlemente aller Verklärten, trotz dem, daß der Minister Peel befürchtet, Rothschild könnte auf der Parlamentsbank sitzen und „vabanque!“ rufen. Denn so wahr, daß kein Haar fällt vom Haupte des mächtigsten Kaisers und kein Haar vom Haupte des allerletzten Hausirerjudens, ohne daß es der Vater im Himmel so wolle, so wahr wird die erhabene Zeit einherrollen und ihr mächtiger Wagenlenker: der Zeitgeist, wird ihn vorwärts treiben und unter seinen umtreibenden Rädern werden zerknistern alle Peel-Motionen, alle Censur- und alle Juden-Edikte, alle Jesuiten-Congregationen und selbst die Juden-Bevölkerungs-Plombe der freien Reichsstadt Frankfurt a. M.! Sie haben ein feines Ohr, die großen Aufklärungs-Häupter! die aber alle noch einen kleinen Hep-hep-Teufel im Busen liebend hegen, und sie hören den Wagen rasseln auf den Höhen der Menschheit, auf denen das Morgenroth der Zukunft schon leuchtet, und sie bücken sich ge-

schmeidig, nicht in Liebe, sondern in Furcht. Aber bis der Wagen angelangt seyn wird, meine theure Freundin, hätte das Leben Ihres Sohnes tausendfach geendet an den glatten Dolchstichen unserer Aufklärung, die, wie eine eiserne Jungfrau des Tyrannen Nabis, ihre Arme öffnet, um ihre Opfer zu erdolchen! Hätten Sie Ihren Sohn verheirathen wollen, so hätten Sie warten müssen, bis Einer von Ihnen so gefällig ist zu sterben, und nur die Leichenfackel Ihres Glaubensgenossen hätte ihm zur Hochzeitsfackel dienen können! Nicht wahr, meine gute Sara, wir leben in einem erleuchteten Jahrhundert! Die Türken sind bezwungen, die Algierer werden bekämpft, von denen, die noch all-gieriger sind, als die Algierer; und vielleicht rüsten die nordamerikanischen Staaten bald eine Expedition aus, um gegen die europäische Aufklärung zu kreuzen!

Ihr glücklicher Sohn aber braucht diese zweifelhafte Expedition nicht abzuwarten, er ist glücklich gestorben, bevor er gestorben wurde; Friede seiner Asche, Friede dem Gemüthe seiner Mutter! Wollen Sie aber die große Leidensgeschichte, die ihn im Leben erwartet hätte, auf seinen Leichenstein setzen, so setzen Sie die gewichtigen Worte hin:

Er aß kein Schweinefleisch!

Der satyrische Müßiggänger.

Man glaubte, das Müßiggehen ist leicht, aber da irrt man sich gewaltig, schon das Gehen ist eine Arbeit, denn man muß stets einen Fuß vor den andern setzen, das Gehen ist also nichts als eine Kette gutgefußter Vorsätze. Gute Vorsätze aber sind sehr schwer; wir sehen zwar hier viel gute Vorsätze, aber blos vor den Fenstern! Der Vorübergehende sagt dann: der Mann, der da wohnt, hat schöne Vorsätze! Also mit dem Müssiggehen ist es nichts; der Teufel sey ein Satyriker nnd gehe müßig, es ist gar nicht möglich! Alle Augenblicke begegnet ihm ein satyrisches Geschäft; zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, als Weib, als Mann, als Mädchen, an allen Fenstern, geschrieben, gedruckt, groß, klein, jung, alt, arm, reich, bürgerlich, adelich u. s. w. Kurz, jeden Augenblick läuft einem ein satyrisches Geschäft unter die Beine.

Ich wenigstens bin immer am fleißigsten, wenn ich müssig gehe, und ich stehe recht frühe auf und gehe Vormittags

müßig, um nur ja den ganzen Nachmittag mit Muse müßig gehen zu können.

Mein erstes Müßiggangsgeschäft am Morgen ist, die Augen aufzuschlagen. Da ist schon die Satyre! denn dabei denke ich, wie viel tausend Menschen, die in Bureaus und Kabinetten arbeiten, werden sich heute nicht getrauen, die Augen aufzuschlagen; wären sie müßig gegangen, wie ich, so wäre es für sie keine Arbeit, die Augen aufzuschlagen.

Mein zweites Müßiggangsgeschäft ist es den Kopf zum Fenster hinauszustecken. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich: ich armer Teufel, stecke so mir nichts dir nichts den Kopf zum Fenster hinaus, das getrauen sich oft die vornehmsten und reichsten Leute nicht, aus Furcht, man möchte das Haus für ein Gasthaus und sie für das Schild, als z. B. „zum goldenen Hirsch," oder „zum goldenen Ochsen," oder „zum goldenen Hahn," oder „zum schwarzen Bären" u. s. w. halten.

Mein drittes Müßiggangsgeschäft ist: ich schöpfe im englischen Garten freie Luft. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, wie viel tausend Menschen im Schweiße ihres Herzens dahin arbeiten und mit Staatsrudern dahin rudern, daß man keine freie Luft schöpfe und ich privilegirter Müßiggänger schöpfe freie Luft so viel ich nur will.

Mein viertes Müßiggangsgeschäft ist: ich gehe aus dem englischen Garten zurück. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, tausend Menschen müssen ein Drittheil ihres Lebens daran arbeiten, damit das, was sie in einem Drittheil ihres Lebens gearbeitet haben, im letzten Drittheil zurückgehe! Ein Kaufmann arbeitet oft Jahrelang, daß ein Geschäft, welches er Jahrelang gesucht, wieder zurückgehe! Der Zeitgeist selbst arbeitet nun im 19ten Jahrhundert schon dreißig Jahre ununterbrochen daran mit Anstand zurückzugehen, und ich armer Teufel gehe so con amore zurück, so ganz allerbehaglichst!

Mein fünftes Müßiggangsgeschäft ist es: in den Straßen herumzugehen und die Schönen an den Fenstern zu beobachten. Wieder eine Satyre! denn ich denke dabei an den „Oestreichischen Beobachter," an den „Observateur" an den „Osservatore," an den „Spectator" und an alle Beobachter auf Sternwarten und Papierbörsen, die alle Jahre lang mit saurer Mühe beobachten und es schaut nichts dabei heraus; ich armer Teufel gehe müßig und doch schaut mir bald ein blondes, bald ein braunes, bald ein dunkelgelocktes Haupt heraus, bald wird ein schelmisches, bald ein ernstes Köpfchen sichtbar, alle obigen Beobachter aber arbeiten jahrelang, und nie wird etwas von einem Kopf sichtbar!

Mein sechstes Müßiggangsgeschäft ist es: zu denken überhaupt; wieder eine Satyre! wie viel Denker von Profession

martern sich ab zu denken und es geht nicht, sie nehmen ein, sie brauchen Denkkuren, es geht doch nicht; ich armer Teufel aber denke so von heiler Haut weg! So ist mein ganzer Tag eine Kette von satyrischen Müßiggangsgeschäften und mein letztes Müßiggangsgeschäft am Abend: „das Licht auszulöschen," ist wieder eine Satyre! denn auch dabei denke ich, wie viel Censoren und Jesuiten besoldet werden, um das Licht auszulöschen, die es also nicht umsonst thun, doch vergebens, und ich muß es ganz umsonst, aber nicht vergebens thun, ungeheure Ironie!

Vierhändige Natur-Phantasien.

Die Zeitungen machten viel Lärm von der merkwürdigen Erscheinung der zusammengewachsenen Rita und Christina; allein die phantastische Natur stürmt oft ganz sonderbar auf der Schöpfungs-Tastatur herum, und bringt ganz absonderliche Compositionen hervor. Ich kenne mehrere ähnliche Exemplare von zusammengewachsenen Menschen, wovon ich einige den respectiven Lesern mittheilen will.

1.

Selma und Longinus.

In Schwedisch-Pommern an einer der blühendsten Mündungen des Nils, gebar eine arme Krokodillfischerin ein an dem Rückgrade zusammengewachsenes Paar und erzog es in Weisheit und Gottesfurcht, Selma zur Ballettänzerin und Longinus zum Recensenten. Oft wenn Longinus sich zum

Schreibtisch setzte, fieng Selma an, Pirouetten zu üben, und wenn Selma ein Pas de deux tanzte, fiel es Longinus ein, auf die Gallerie zu gehen um seiner Schwester zu applaudiren. Eines Tags gab der Balletmeister der Selma ein Rendevous; Longinus wollte eben auch in seine Druckerei gehen, allein er mußte zum Rendevous. Der Balletmeister empfieng Selma ganz zärtlich, den Longinus jedoch wollte er zur Thüre hinauszuwerfen. Selma bat ihn, sich doch um das, was hinter ihrem Rücken geschähe, nicht zu bekümmern. Eines Tages tanzte Selma einen Fandango, sie schwebte wie ein Zephir zwischen den Eiern dahin, allein Longinus zertrat ein Ei. Sie gab ihm in einem Ronde de jambe eine Ohrfeige, er schrieb eine Recension gegen sie. Sie verklagte ihn bei den Gerichten und er wurde, acht Tage zu sitzen, verurtheilt.

Am ersten Tage, als er saß, sollte nun ein neues Ballet seyn. Longinus wurde mit Wache auf die Probe gebracht und tanzte mit, bei der Hauptvorstellung jedoch gieng das nicht! Die Gerichte waren in Verzweiflung, Selma mußte tanzen, Longinus mußte sitzen! Endlich kam man auf den geistreichen Einfall, das neue Ballet im Gefängnisse aufführen zu lassen, aber ohne freien Eintritt. Das Publikum strömte wüthend herbei; ein Ballet im Gefängniß! alles wollte das Wunder eines sitz- (sitt-) samen Ballettes sehen.

Allein, was geschah?! Longinus, ein gemüthlicher Böse-

wicht, hatte den Ruin Selmas beschlossen. In einer Scene sollte genachtwandelt werden. Selma wollte eben Nachtwandeln, da sagte Longinus, „ich wandle nicht Nacht!" Die Polizei legte sich endlich drein und Longinus mußte bei zwei Thaler Strafe nachtwandeln. Als sie aber oben auf dem Dache wandelten, schrie Longinus laut: „Selma, Selma!" sie fiel darauf aus der Rolle und vom Dache, er schrieb noch im Hinunterfallen eine Kritik wie er eine schöne Tänzerin zu Fall brachte, und so gaben sie beide in ihrem Berufe das Leben auf. Sie ruhen in den Pyramiden von Lüneburg, ein einfacher Leichenstein bedeckt sie, mit den einfachen Worten:

„Hier liegt ein Wesen mit vier Beinen,
Und doch zwei, wovon jedes ein Mensch!"

2.

Blitzlein und Rabe.

In den Ananas-Plantagen der Uckermark genaß eine süße Bäuerin eines zusammengewachsenen Pärchens. Sie ließ sie in der Residenz erziehen, und bald widmeten sich beide den edelsten Zweigen der Wissenschaft. Blitzlein wurde Friseur und Rabe Schornsteinfeger. Jener brachte es durch den Kopf weit, und dieser erklimmte bald die höchsten Spitzen häuslicher Verhältnisse. Wenn Blitzlein eine Dame frisirte, so las Rabe etwas vor und während Rabe den Kamin fegte, frisirte

Blitzlein die vor dem Kamin beschäftigte Zofe. Einst aber ereignete sich ein sonderbares Ereigniß. Blitzlein wurde zu einer durchreisenden Engländerin berufen. Sie war groß, dürr und schwarz, auch war sie wie durchräuchert. Rabe glaubte, es wäre ein Schornstein und fiel mit dem Kratzeisen und Fegebesen über sie her; sie schrie laut, der Engländer, ihr Mann, stürzte herein, in Papilotten und seidenem Tuch um das Haupt, der Friseur hielt ihn für die Frau, und stürzte mit dem Brenneisen auf ihn los. Der Engländer warf den Friseur zur Thüre hinaus, Rabe mußte unwillkührlich mit; die Engländerin aber hatte Rabe fest gefaßt und flog mit zur Treppe hinunter.

Darauf klagte die Lady auf Scheidung, da ihr Gemahl sie zur Thüre hinausgeworfen. Er wendete darauf ein, er habe sie in näherer Berührung mit einem Schornsteinfeger gefunden, aber sie erwiederte, daß sie den Schornsteinfeger nie ohne Zeugen gesprochen. Endlich aber verglichen sie sich, nahmen beide ins Haus und noch a dato frisiren und fegen sie die englischen Herrschaften zu ihrer Zufriedenheit.

3.

Lips und Laps.

In Lappland, wo die Künste und Wissenschaften blühen, befand sich ein Odeon für Musik und dramatische Kunst. Die

beiden Direktoren waren an einem Kreuze zusammengewachsen, allein sie hatten verschiedene Leiber und Beine. Wenn Lips die Musik aufführen lassen wollte, begehrt Laps dramatische Uebungen. Einmal kam ein Werk zu Stande, wovon Laps behauptete, es wäre nicht musikalisch und gebühre ihm, Lips aber meinte, es wäre nicht dramatisch und gebühre ihm. Sie hatten beide Recht. Wenn Lips Noten schreiben wollte, reis'te Laps Redner engagiren, und wenn Laps lesen ließ, ließ Lips Janitscharenmusik machen.

Dabei waren sie so zusammengewachsen, daß sie sich doch nicht ins Gesicht sehen konnten. Aerzte behaupten, sie müssen auseinander geschnitten werden, aber man fürchtete, der Schneider könnte bei der Gelegenheit einen Mantel für sich profitiren wollen. Noch leben sie im südlichen Lappland und befinden sich wohl.

4.

In Verakruz wurde ein ähnliches Paar geboren, die am Rückgrade zusammengewachsen waren. Der eine wurde Schriftsteller, der andere Censor.

Der eine schrieb die schönsten Sachen, kaum drehte er sich um, so strich sein Bruder sie aus. Der Schriftsteller schrieb eine Satyre hinter dem Rücken seines Bruders und wurde aus dem Lande verwiesen. Der Censor wurde lebens-

änglich angestellt. Wie war da zu helfen? Ganz leicht, man ührte beide an die Gränze. Der Schriftsteller lebt nun über er Gränze, jenseits des Landes, und der Censor diesseits der Gränze, noch im Lande, und das in brüderlicher Eintracht!

Zeitgeists Morgenroth und Hoffnungen.

(Geschrieben im Jahre 1830.)

Und so ist er denn gedämmert der große, herrliche, lang ersehnte, lichtausströmende Tag der allgemeinen Erleuchtung! die Völker athmen tief und frei auf, den Nationen ist der Augennebel abgesunken, sie stehen im vollen Lichte, und die Menschheit ist auf einmal mündig geworden! die goldfingrige, rosige, hochgeschürzte, blumenausstreuende Vorbothin dieses Tages, die Morgenröthe dieses alleserwärmenden, allesbefruchtenden und allesausreifenden Tages hat ihre Farben gemischt aus dem Herzblute der Griechen, aus dem Dukatenschimmer der Türken und aus der Glut der Araber; und der Zeitgeist steht mit einem Fuße auf den Minarets in Constantinopel und mit dem andern auf dem Kaiserfort in Algier, und an dem Schlepptau der Brigg Dragon schleppt er herbei den neuen, jungen Geist der allgemeinen Freiheit! Welche Ströme von Licht werden sich von zwei ganz verschiedenen Punkten über die Erde ergießen, wenn die Hoffnungen der Menschheit erfüllt

verden, wenn Wellington wirklich Dey von Algier und der Dey von Algier wirklich König von Griechenland wird!

Einer der humanſten Beduinen hat bereits, der Sage nach, die Thronrede entworfen, die ungefähr alſo lautet:

„Thronrede des Deys von Algier, bei ſeiner Be-
„ſteigung des griechiſchen Throns."

Griechen! Sulioten! Hydrioten! Patrioten!
Hottentotten! und ſo weiter!

Aus dem blutgetränkten Boden der Freiheit iſt das neugeborne Königreich emporgeſchoſſen, wie die Lilie im Thale Jeſchurun! Beim Mahomed! Jupiter Ammon hat ſeine donnerſchwangeren Locken geſchüttelt, und die Enkel des Siegers bei Marathon mit neuen Siegen gekrönt! Der Geiſt eurer und nunmehr auch meiner Ahnen, von Salamis, Platäa und Mycale hat uns zwar in Torre-Chiko verlaſſen, aber er war bei uns in Miſſolunghi's ſchreckerfüllten, verhängnißvollen Tagen! Beim Bart des Propheten, wir haben die Termophylen niedergeſchlagen, und ſo wollen wir auch wiederſehen das goldne Reich helleniſcher Freiheit, das Sonnenreich helleniſcher Künſte und Wiſſenſchaften, oder ich will nicht Dey von Algier geweſen ſeyn!

Die Institutionen des griechischen Volkes sind stets mit den Institutionen der Beduinen und Mauren Hand in Hand gegangen, und von meinen Fenstern in Casauba habe ich stets auf das Interesse meiner Griechen gesehen.

O, ihr edlen Hellenen alle, die ihr gedüngt habt den heiligen Boden mit eurem Blute und mit dem Blute eurer Weiber und Kinder, die ihr alle im Hades seyd, warum habt ihr nicht gelebt bis zu diesem Augenblicke, wo die erhabenen Intentionen großer Gewalten euren Thron auf dem Präsentirteller ausstellen; und ihr noch edlere Hellenen, ihr Wenigen, dem heiligen Kampfe Entronnenen, warum seyd ihr nicht gestorben, gestorben in dem glücklichen Wahn, für Griechenlands Wiedererstehung zu sterben? O, Griechen! Brüder! aus Torre-Chika ist euer Solon gekommen, ich will euch eine Verfassung geben, wie sie in Afrika nie gesehen wurde, und die Abkömmlinge der Aristide werden Algier in Athen erblühen sehen. Ich will nichts als Subsidien, und alle Zweige der legislativen Gewalt in meiner Hand sehen. Ich werde euch eine Kammer mit zwei Bänken errichten, eine Oppositionsbank und eine Ruderbank; auf der ersten könnt ihr, freie Hellenen, opponiren so viel und so oft ihr wollt, von dort lasse ich euch gnädig auf die zweite setzen, damit ihr lernt, wie man das Staatsruder führt. Mit den Prinzipien der constitutionellen Regierung sollt ihr zufrieden seyn; denn ihr seyd doch nun eine Restauration, in eine Restauration gehen

aber nur Leute, die eine gesunde Constitution haben, und die gesundeste Constitution ist unstreitig die, welche in einer Restauration selbst die härtesten Gerichte gut verdauen kann! Ich will weder durch Absolutismus noch durch Liberalismus, auch nicht durch Royalismus regieren, sondern ich nehme von diesen dreien allen nur die einzige Sylbe mus, und durch dieses „muß" sollt ihr wie freie Männer regiert werden u. s. w.

Ich verbleibe euer wohlaffektionirter

vermählter König von Griechenland,

geb. Dey von Algier.

Mein Ohr als Censur-Artikel.

Fünf Pforten führen zur menschlichen Seele, man nennt sie fünf Sinne. Die Pforte des Gehörs hat zwei Flügeltheile, Ohren genannt; sie stehen Tag und Nacht offen, und wie Etwas einzieht, ertönt das Trommelfell und trommelt die Seele heraus, zum Empfang des Gastes. Zuweilen zieht ein solcher Gast blos durch, weil er der Seele zu unbedeutend ist, um ihm lange Raum zu gönnen, und dann sagt der Mensch: Das geht mir zu einem Ohr herein und zum andern Ohr heraus. Zuweilen aber ist der Seele ein solcher Gast für die Zukunft wichtig, oder auch an und für sich theuer, allein die Seele kann aus besondern Gründen ihn jetzt nicht beherbergen, dann setzt ihm die Seele den Sessel nicht vor die Thüre, sondern hinter die Thüre, und dann sagt der Mensch: ich habe mir die Sache hinter das Ohr geschrieben.

Jeder Mensch hat zwei Augen, zwei Ohren, aber nur einen Mund und eine Nase, damit er doppelt so viel sehe und

höre als spreche, und nur in die Hälfte von dem, was er sieht und hört, die Nase hineinstecke; steckt man seine Nase in mehr, so bekömmt man zur Abwechslung mehrere Hülfsnasen von Polizei- oder sonstigen Behörden, die sie dann zuweilen von noch Höher herunter bekommen, so daß manchmal eine solche Nase von Allerhöchst zu Allertiefst alle Branchen durchwandert.

Mit dem Ohr ist es wie im Leben, es hat einen Hof, von da führt ein kriegerisch gewundener Schneckengang an die letzte Instanz, an das innerste Ohr. Nur durch viele Umwege gelangen Schall und Klang dahin. Manche Menschen haben kurze, manche lange Ohren. Jedoch sind lange Schleppohren, diese großen Gehör-Verstehhunde, auch ein Luxusartikel, und mehr in den vornehmern Klassen als in den bürgerlichen zu finden. Ja, in manchen Familien sind lange Ohren ein Fidei-Commis.

Ich habe Ohren von schlanker Statur, weder so lang wie die Vorbereitung zum Budjet in der Münchner Deputirtenkammer, noch so kurz wie ein jetziges Frauenkleid; nicht so schmal wie die Gränze zwischen Mädchentreue und Mädchenfalschheit, und nicht so breit wie ein Berliner Damenfuß; nicht so klein wie unsere Anstalten gegen die Cholera, und nicht so groß wie das Maul eines Ultra, kurz, ich habe ein Ohr, das im Nothfall einen vornehmen Esel mit kurzen Ohren, und wieder im Nothfall einen vornehmen Menschen mit langen Ohren spielen

könnte. Ich bin mit meinen Ohren ziemlich zufrieden, und ich könnte sagen, bei meinen Ohren nie zu kurz gekommen zu seyn. Ich habe mir mein Lebenlang sehr viele Dinge hinter das Ohr geschrieben, und zwar stenographisch, sonst müßte ich ein Ohr haben, so lang wie der Arm der Dummheit; ich habe mir, so zu sagen, aus meinem Ohr ein Tagebuch gemacht, in welches ich die interessantesten Ergebnisse meines Lebens einschrieb; und alle Nacht, wenn ich mich auf's Ohr legte, legte ich mein Tagebuch unter den Kopf, damit es mir nicht entwendet werde.

Nun aber bin ich durch Schicksale, schweren Zeitendruck, und sonstige Ergebnisse gezwungen, alle meine Manuscripte zu Geld zu machen, folglich auch meine Ohren abdrucken zu lassen. Da alles, was hinter's Ohr geschrieben wird, nur außenhin geschrieben wird, und zwar aus Politik sehr klein, so ist das ein Artikel der äußern Politik, und muß zur Censur.

Wie wird sich mein Censor wundern, wenn er mein Ohr zur Censur bekömmt! „Ach!" wird er ausrufen, „hab' ich ihn endlich beim Ohr erwischt!" Allein, wie leicht ist es möglich, daß wenn der Herr Censor mein langes Ohr erblickt, er es dann mit partheiischer Verwandtenliebe censurirt? Nein, man muß keinen Censor in Versuchung führen; ich will mein Ohr selbst censuriren, mit aller Strenge der Censur, mit eben derselben Willkühr, mit eben derselben Sinnlosigkeit. Also

herunter, Du mein Heldenohr! Her zur Censur! Ich drehe mir nun gemächlich mein linkes Ohr heraus und lege es mir vor; wo nur etwas Verdächtiges ist, streiche ich es als Censor heraus, indem ich mich in Einem dabei als Verfasser hinterm Ohr kratze.

Also:

„Linkes Ohr des Herrn M. G. Saphir. Zeile 2."

„Braunschweig, im Jahre 1827. Die hiesigen Würste sind der Constitution des Menschen nicht zuträglich; die vornehme Welt genießt sie nur dann, wenn sie ihnen die Haut abgezogen hat."

Diesen Artikel muß ich als vorsichtiger Censor streichen, mit den Würsten meint der satyrische Verfasser vielleicht die Menschen, und es könnte damit gemeint seyn: In Braunschweig zieht die Regierung den Menschen die Haut über den Kopf ab, ergo gestrichen. Ich kam zwar als Verfasser und sagte: „Hochgeehrter Herr Censor! Zwar ist mancher Mensch ein Wurst, ein Hanswurst, aber ein Wurst ist kein Mensch!" Aber ich als Censor hörte auf keine Vernunftgründe, und kratzte mir dieses Stück Ohr heraus.

„Linkes Ohr. Zeile 6 u. s. w.

„Der Berliner Sand wäre der Schriftstellerei sehr zuträglich, so wie Windeyer im Sande ausgebrütet werden, und der „Königsberger Klops" (ein beliebtes Gericht in Berlin) ist dem Publikum sein Alles."

Diese Notiz mußte ich, als handgreifliche Anspielung auf den Mörder Sand, also als Aufforderung zum Morde der Schriftsteller, wegstreichen. Ja, in „Königsberger Klops" spielt der offenbar revolutionäre Verfasser auf die Adresse der Königsberger an, und „Klops" ist nichts als ein geheimes demagogisches Wort, dessen Anfangsbuchstaben heißen: „Konstitution, liebe Ost-Preußen!" Vergebens lief ich als Verfasser zu mir als Censor und sage: „Herr Censor, haben Sie denn in Berlin niemals „Königsberger Klops" gegessen? Ueberdem ist es ja ein Anachronismus, als ich mir diese Notiz hinter das Ohr schrieb, war es Anno 1828, damals hatten ja die Königsberger noch keine Adresse geschrieben!" Aber ich als Censor strich den Artikel doch weg, weil „Königsberger Klops," als ein wichtiger Lebensartikel der Berliner, offenbar die äußere Politik der deutschen Bundesstaaten berührt.

„Linkes Ohr. Zeile 9."

„Cassel. Der Wasserfall von Wilhelmshöh' nimmt sich von oben herab sehr gut aus; das Sprin-

gen der Waſſer erregte ein ſonderbares Gefühl, und die Teufelsbrücke, fürchte ich, wird einmal über den Bach einſtürzen."

Zitternd ſtrich ich als Cenſor auch dieſe Stelle; denn mit dem Waſſerfall will der verdammt verſteckte Schriftſteller nichts anders ſagen, als der Fall der Dynaſtie, das beſtätigt der Ausdruck Wilhelmshöhe, und der noch verdächtigere: von oben herab, denn ſonſt hätte er geſagt: der Waſſerfall von unten hinauf! Mit dem Springen der Waſſer ſatyriſirt er darauf, daß der Kurfürſt ſonſt nichts ſpringen läßt als Waſſer, und mit der Teufelsbrücke über den Bach meint er nicht einen, ſondern eine — Bach, alſo ausgeſtrichen!

Wieder ein Ohr wegcenſurirt.

„Linkes Ohr. Zeile 12.

„München. München iſt nicht eigentlich eine große Stadt, ſondern ein Geſellſchaftsſpiel von Häuſern, die zuſammenkamen, um eine Stadt zu ſpielen. Es giebt da zwei Volksvergnügungen: Das Oktoberfeſt und die Ständeverſammlung; das Eine führt ins Freie, das Andere führt in's Weite; mit dem Erſten iſt ein Wettrennen, mit dem Zweiten ein Wettſchleichen verbunden; bei dem Erſten ſchluckt das Volk

sehr viel, bei dem Zweiten soll die Regierung viel schlucken; bei dem Ersten leidet man zuweilen durch Nässe, bei dem Zweiten durch Trockenheit u. s. w.

Diesen Frevelartikel mußte ich als Censor mit Damnatur belegen. Die Häuser kommen zusammen? Alles Zusammenrottiren involvirt einen Aufstand! Zusammenkommen dürfen nur hohe Häuser, z. B. das Haus Hohenzollern und das Haus Romanow. Daß er die Ständeversammlung ein „Volksvergnügen" nennt, ist eine zweideutige Ironie, eine Doppelflinte, die eben so gut für als gegen das Gouvernement zielen kann; denn es kann heißen: zum Vergnügen des Volkes, oder auch: man spricht für das Volk blos zum Vergnügen; also ausgestrichen! Wieder ein Stück Ohr weg!

„Linkes Ohr. Zeile 13."

„Parterre, Gallerie, Abends zwischen 7—8.

„Süße Jungfrau, das Feuer Deiner schönen Augen lodert himmlisch nieder, Deine römische Nase ist göttlich gebogen, die Korallenpforte Deines Mundes umspielt ein englisches Lächeln; Dein himmlischer Leib ist schlank wie die Binse, die der Nordwind beugt; nur Deinen Fuß kann ich nicht sehen, der lichtversagt die göttliche Bürde trägt! lächle noch einmal zu mir nieder!"

Hier kratzte ich als Censor mein Ohr blutig, so streichwüthig war ich; welch ein politischer Artikel!

Mit der süßen Jungfrau meint der Verfasser Europa; die Augen, die ihm Feuer schicken, sind Frankreich und Polen; daß ihre römische Nase göttlich gebogen ist, soll heißen die Macht des Pabstes wird von Gott niedergebeugt; das englische Lächeln, welches die Korallenpforten umspielt, heißt nichts anders, als daß England mit der Pforte sein politisches Spiel treibt; der schlanke Leib, den der Nordwind niederbeugt, ist Deutschland, das sich vor Rußland krümmen wird; der lichtversagte Fuß, soll Italien mit seiner Finsterniß bedeuten. Also noch ein Stück Ohr fort.

Unbemerkt sah ich, daß ich kein Ohr mehr hatte, und als ich als Verfasser diesen kleinen Umstand mir als Censor vorstellte, so ließ er mit dem Streichen nach. Da ergab sich aber ein kurioser Streich. Das Ohr war rein wegcensurirt, aber es blieb eine Censurlücke an der Stelle, wo sonst mein Ohr war. Ich als Censor konnte mich als Verfasser nicht ohne Ohr herumgehen lassen, denn wir Censoren sind nicht nur matt, sondern auch Heuchler, wir wollen nicht, daß das Publikum wisse, man streicht, und mein Ohr wäre gewiß vermißt worden.

Ich mußte also meine Ohr-Censurlücke ausfüllen. Zuerst wollte ich mein Censorohr dafür hingeben, allein es war zu

lang! Wir suchten lang um ein Surrogat für mein linkes Ohr, es fand sich keines.

Lieber Leser, wenn Du mich triffst, so überzeuge Dich selbst, und Du wirst sehen, daß ich auf der linken Seite kein rechtes Ohr habe.

Preßfreiheit und Preßgesetze.

Alles spricht, sowohl in der tönenden als in der tonlosen Welt. Gott spricht durch die Welt, die Welt spricht durch die Geschichte, die Schöpfung spricht durch Töne, Farben, Formen. Der Mensch spricht mit dem Mund, mit den Augen, mit dem Finger. Das Thier spricht mit dem wedelnden Schwanz, mit dem spitzenden Ohr, mit dem schwellenden Kamm, mit der sträubenden Mähne, mit dem radschlagenden Schweif, und mit den aufborstenden Stacheln. Die Erde spricht im murmelnden Strom, im lispelnden Schilf, im säuselnden Baume und in der wiederhallenden Tochter der Erde. Die Luft spricht mit dem fortrauschenden Wind, mit dem rollenden Donner und mit der wirbelnden Windesbraut. Der Himmel spricht durch den sonnenbesiegelten blauen Bogen, durch den Kreislauf der Sterne und durch den ewigen Ringgang seines Lichtkör-

pers. Die Hölle spricht durch das brennende Gewissen, durch den gemordeten Schlaf, durch den irrenden Blick und durch die scheue Rede. Der Schutzengel des Menschen spricht in Ahnungen und Träumen, in geheimen Anzeichen und Abstoßen. Der große Mann spricht in Handlungen, die Erhabenheit spricht durch Kampf und Sieg, die Poesie spricht in Bildern und Gleichnissen, die Unschuld spricht durch sittliches Erröthen, die Schuld durch tödtliches Erblassen, die ewige väterliche Vorsehung spricht in der Geschichte jedes Kindes und jeder Familienstube, und der unbezwingbare Geist der Zeit spricht — mit Druckerschwärze. Seit dem ersten Buchstaben, der gegossen wurde, trat die Freiheit des Gedankens, und mit der ersten Kugel, die gegossen wurde, trat die individuelle Freiheit ins Lebens. Die Kugeln haben alle Kinder des Mittelalters wie die Töchter der Niobe erlegt, sie haben es herausgejagt aus seinen Raubschlössern und Feudalburgen und Faustrechten und Gottesgerichten und Vehmfesten; und die Lettern haben die taubstumme Zeit operirt, auf daß sie höre die Stimme der Vernunft und bevormunde das menschliche Recht; sie haben die Höhen erniedrigt und die Tiefen emporsteigen lassen; sie haben sich in Reihe und Glied gestellt, und sind in Schlachtordnung ausgezogen gegen die Ungethüme des Vorurtheils, gegen die Riesen der geistigen Leibeigenschaft, gegen die Recken einer ungezügelten Aristokratie, gegen die besoldeten Schweizer des Royalismus, und der kleinste Buchstabendavid tödtete einen Goliath der Finsterniß nach dem andern.

Nach diesem Guerillaskrieg und Sieg der kleinen Bleitruppen der vereinigten Staaten des menschlichen Geistes, kann gar die Rede nicht mehr seyn, soll man Preßfreiheit haben oder nicht. Es giebt vier Dinge, die man nicht zu thun braucht, die sich von selbst thun. Einem Narren braucht man nicht zu widerlegen, er widerlegt sich am Ende selbst; ein schlechter Wirth braucht seine Rechnung nicht zu machen, sie schließt sich am Ende von selbst; den reifen Mädchen braucht man nicht zuzureden zum heurathen, sie reden sich schon selbst zu, und Preßfreiheit braucht man nicht mehr zu begehren, sie begehrt sich von selbst. Die Cholera beginnt vom Norden aus, und die Preßfreiheit vom Süden aus ihre Wanderung über Europa. Sanitäts- und Censurkordone nützen nichts. Eine gesunde Constitution, eine gemäßigte Wärme, und besonders ein Acht nehmen aller Extreme ist beiden sehr heilsam. So wie jeder Mensch einmal die Blattern bekommen muß, so muß jedes Land endlich einmal die Preßfreiheit bekommen. Die Länder, die sie spät bekommen, die gehen mit größern Blatternarben daraus hervor. Darum ist es besser, sie dem Volke in der Jugend einzuimpfen, als ihren Selbstausbruch abzuwarten, der stets verheerende Spuren zurückläßt.

Einen Beweis aber, daß die Preßfreit unschädlich ist, liefern unsere deutsche Censoren. Diese lesen doch alles, was man uns vom Munde wegnimmt, schadet es ihnen etwas? sind sie nicht die servilsten, engherzigsten Streichinstrumente der

menschlichen Schöpfung? Ja, ich wüßte ein einfaches Mittel, die zügellosesste Preßfreiheit unschädlich zu machen, man ernenne nämlich das ganze Publikum zu geheimen Censoren, dann prallt Alles unwirksam von ihm ab.

Je unbestreitbarer aber auf der einen Seite die Nothwendigkeit der Preßfreiheit ist, welches in unserer Deputirtenkammer zur Genüge und mit aller Kraft und siegender Beredsamkeit von den wichtigen Verfechtern dieser würdigen Sache, ausgesprochen wurde, desto unbestreitbarer bleibt auf der andern Seite das Bedürfniß, dem Unfug der Presse, den Zügellosigkeiten der Preßfreiheit, den Raubzügen der Presse in die geheiligsten Interessen der Staaten und der Religion, das schandvolle einfallen der Preßbengel in die Ruhe des Privatlebens, und den frevelvollen Verbrauch des Sonnenlichtes der Preßfreiheit zu kleinen Brandschwefelkerzchen der Persönlichkeit, strenge, wirksame, zweckmäßige Schranken zu setzen.

Weit entfernt, einer Censurordonnanz das Wort sprechen zu wollen, frage ich aber jeden unbefangenen Leser, ob nicht gerade in Bayern, wo für Deutschland die freieste Presse ist und war, der empörendste, geduldzertrümmerndste, abscheulichste Mißbrauch von ihr gemacht wurde? Ich frage alle meine Leser, ich frage die Ultraliberalen selbst, hat Frankreich und England in ihrer Journalistik je eine solche, alle Sittlichkeit, alle Moral, alle persönliche Achtung und Würde zerstörende

Zügellosigkeit gehandhabt als ein großer Theil der bayerischen Journalistik?

Wo in Deutschland darf man so sprechen, so schreiben als in Bayern? Aber wo hat auch die Presse ein unseligeres Gezücht ausgebrütet als eben da? Giebt es jetzt selbst, in dem gewichtigen Augenblicke, wo sich Fürst und Volk bespricht, wo sich beide durch Entgegenkommen nähern sollten, giebt es in diesem inhaltreichen Moment auch nur ein öffentliches Organ, das ruhig, versöhnend, verbindend zwischen die gespalteten Interessen tritt? Nein! Auf der einen Seite der nachschleppende, unbeugsame Eisentritt einer spröden Dienstfeder, der barsche Ton des Commandierstocks, und auf der andern Seite das ungeheure Radschlagen einer sich brüstenden Ultraliberalitäts-Eitelkeit, die den bunten, tausendäugigen Schweif durch den gackernden Kapaunhof nachschleppt, in dem jeder geistige Kapaun ein gallischer Hahn sich dünkt. Eine Apostelkrämerei der Freiheit, um dem Volke zum Götzen zu werden, dem Volke, welches gottlob noch zu viel Gott im Busen hat, um Götzen anzubeten.

In der Preßfreiheit selbst liegt die Garantie für die Preßfreiheit. Wenn die Schriftsteller die Gewichtigkeit und Stoffhaltigkeit der Zeit in allen ihren Entäußerungen und Anforderungen wahrnehmen, besprechen und berathen können und dürfen; wenn sie mit ihren Schreibfloßfedern und mit ihrer pa-

piernen Schwimmhaut, beidlebig, im Gebiete der innern und äußern Politik sich bewegen können; dann wird nur der Schreibohnmächtige, der geistige Eunuche, sein Schreib-, Denk- und Urtheilsvermögen an den Klein-, Hausir- und Schacherhandel kleinlicher Privatangelegenheiten und Persönlichkeiten vergeuden; jeder Besserdenke, jeder tüchtige Kämpe und Ritter der Wahrheit wird mit dem Federdegen nur für höhere Interessen, für bedeutsame Ergebnisse, für allgemeine Anforderungen der Zeit, des Rechtes und der Vernunft fechten und streiten. Die übermüthigen und frechen Knaben, die auch sodann noch mit dem Federschwerte blos an den Distelköpfen der Persönlichkeit und an den Wollblumen des tausendfaserigen Privatlebens zum Ritter der Oeffentlichkeit werden wollen, werden unbeachtet bleiben, nnd in ihrer Arena nicht im Stande seyn, den erhabenen Standpunkt der Besserung zu verdächtigen.

In der Preßfreiheit, sag' ich, liegt die Garantie für die Preßfreiheit; denn nur da, wo die Feder gefesselt lag, und entkettet wird, da wird sie zum wüthenden Ungeheuer, zur giftschnaubenden Hyäne. Der Sklave, der die Kette bricht, ist furchtbar, entmenscht, er wird zum Tiger. Der Freigeborne hingegen ist stolz ohne Hochmuth, frei ohne Frechheit, kühn ohne Hitze, muthig ohne Leidenschaft, und laut ohne Schreierei. Wenn es stets für Alle Preßfreiheit gegeben hätte, so würden alle diejenigen Blätter, die den ultraliberalen Steigbügeltrunk wie die Mänaden in die Lesewelt hineinwiehern;

die mit dem halbrevolutionären Probeschrei, seiltänzerisch mit Lafayettischen Phrasenflitter behangen durch die Buchstabenstraßen reiten, um die Leser zusammen zu trommeln, sie würden alle keinen Eindruck machen, sie würden unbeachtet bleiben, wie der hohle, ewig fortrollende Donner nachtropfenden Wasserwolken. Blos die Neuheit der Sache, blos das völlige Entwöhntseyn einer freien Sprache läßt das Lesevolk in der plötzlich auftauchenden Cyklade des Schreibemeeres eine Insel der Seligen erblicken. Blos die Lesewelt, die noch nie gesehen hat, wie ein tüchtiger Reiter die freie Feder führt, jedoch ohne sich von ihr meistern und fortreißen zu lassen, nur diese glaubt in dem, der die Kollerfeder im Ringkreise staubaufwirbelnd tummelt, einen Heros, einen Halbgott zu sehen, so wie die Wilden den ersten Reiter für ein einziges Geschöpf, für ein höheres Wesen hielten, eben darum, weil sie noch nie einen Mann zu Pferde gesehen hatten.

Der Staat aber will noch andere Garantien, er will keine Garantie von der Sache, er will sie von den Personen; von den Schriftstellern. Gut. Auch das kann nützlich seyn. Soll aber das Mittel zum Zwecke führen, so muß es nicht halb, so muß es ganz gethan seyn; sonst ist es kein Mittel, sondern blos ein Titel. Dieser Titel heißt Caution. — Es ist von 2000 fl. und 4000 fl. die Rede gewesen. Sie ist durch Stimmenmehrheit von der Kammer der Abgeordneten auf 1000 fl. und 2000 fl. ermäßigt worden. Nennen das die Liberalen ei-

nen Sieg? Wahrlich es ist ein trauriger! Wenn Caution seyn soll, so muß es nicht blos Form, Spielerei seyn, und das ist die unbedeutende Summe von 1000 fl. und 2000 fl. ganz gewiß. Wird ein solcher Mattbehelf etwas nützen? Ist auch nur Einer unter Allen, die dafür gestimmt haben, der glauben kann, die Garantie von tausend Gulden wird die Journalisten hemmen? Unmöglich! Nur große Cautionen können einigermaßen nützen, kleine bleiben lächerlich. Wahrhaftig, wenn ein Journalist nicht Credittalent, und nicht Talentcredit genug hat, um 4000 fl. Caution aufzutreiben, um dessen Journal ist kein Schade. Man hat in den letzten Sitzungen der Kammer der Abgeordneten vor der Abstimmung die Nummer eines Journals kursiren lassen, um die noch unbestimmten Stimmen zu stimmen. Ich will über die Zuläßigkeit eines solchen papiernen Stimmhammers nicht sprechen, will doch aber dabei aufmerksam machen, wie vor kurzer Zeit ein sehr geachtetes und geistreiches Mitglied der Kammer, einem Staatsbeamten es zum Vorwurf machte, daß er einen Zeitungsartikel, der im Sinne der Regierung geschrieben war, den auswärtigen Behörden empfehlend zuschickte. Nun muß ich die Frage wiederholen: den liberalen Catharr wollt ihr erlauben, und den royalistischen Husten verbieten? Wenn sich die Liberalen erlauben, vor der Abstimmung einen Zeitungs-Plumpsack herumgehen zu lassen, um ihn den Schwankenden die journalistischen Truth auf die Brust zu setzen, damit dieser geängstigten Brust derjenige Abstimmungsschrei entfahre, der ihnen gefällt; warum

soll die andere Parthei nicht auch einen Zeitungsplumpsack herumgehen lassen dürfen? haben denn blos die Liberalen ein Privilegium auf Zeitungsplumpsäcke? Ich will hier weder die eine noch die andere Parthei rechtfertigen, aber was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und am Ende kömmt es auf den Vergleich der beiden Gascognier heraus, die nach einem langen Streit darüber, wer von ihnen die schönsten Füße habe, sich endlich dahin verglichen: ich übersehe dir deine Frostbeulen, übersehe du mir meine Hühneraugen!

Die Caution ist, oder soll von doppelter Art seyn. Für Blätter, die nur dreimal wöchentlich erscheinen, ein tausend Gulden, für Blätter, die öfter als dreimal erscheinen, zweitausend Gulden. — Es scheint also, man schätzt die journalistische Bedeutsamkeit quantitativ und nicht qualitativ ab. Man mißt die Gefährlichkeit der Publizität nach der Elle, und meint, sechs Ellen wöchentliche Journalistik ist offenbar schädlicher, als nur drei Ellen. Diese Ansicht ist grundfalsch. Vor Allem ist nichts leichter, als dieser höhern Caution zu entgehen, ohne die Ellenzahl eingehen zu lassen. Die Journalisten geben sodann nur dreimal das Blatt heraus, aber statt es in Octav zu geben, werden sie es in Folio geben; so wie jener auf Diät gesetzte Bauer zu seiner Mutter sagte: „Ich esse gewöhnlich zwölf Klöse, heute darf ich nur sechse essen, liebe Mutter, mache sie also heute noch einmal so groß.“

Es kann nicht darauf ankommen, wie viel geschrieben wird, sondern was und wie viel geschrieben wird. Das Format und die Letternmasse in einem Journal kann ihre Bedeutsamkeit eben so wenig ausmachen, als das Format und die Einwohnerschaft eines Landes ihre moralische Kraft ausmachen kann.

Also nicht die extensive Größe eines Dinges, sondern seine intensive Größe macht seine Bedeutung aus. Die Schädlichkeit eines Journals bleibt dieselbe, ob es dreimal oder sechsmal in der Woche erscheint.

Was das Geschwornengericht betrifft, davon ist für die Schriftsteller aus dem einzigen Grunde kein Heil zu hoffen, weil die Befähigung zu einem Geschwornen ganz dem Zufall bloßgegeben ist. Es ist und kann nicht bestimmt werden, welche Vorkenntnisse, welche geistige Bildung sie haben müssen, um über die Werke des Geistes, um über die feinsten Wendungen einer geschickten Autorfeder, um über den geistigen Verstoß der Satyre, um über den edlen Zorneifer der Wahrheit, um über das geschmeidige Ringeröl der Ironie, kurz, um über die tausend und abermal tausend Gestaltungen und Bildungen der schriftstellerischen Meinungsäußerungen ihr Votum abgeben zu können. Trotz allen vorbeugenden Formen, trotz des Verwerfens der Geschwornen, sowohl von Seiten des Angeklagten, als von Seiten des Staatsanwaltes, ist der Fall doch leicht möglich, daß die zwölf Apostel, die noch zum Geschwornenge-

richt da bleiben, durchaus jene Capazität nicht besitzen, und über das Produkt eines Schriftstellers, um vielleicht über das fein gewobene Geistesspiel einer gewandten Feder aburtheilen zu können.

Man will dagegen einwenden, daß diese Geschwornen blos das „schuldig" auszusprechen haben, die Anwendung der Strafgesetze aber auf vorliegenden Fall haben nicht sie zu bestimmen. Allein das „schuldig" ganz allein ist die Hauptsache. Es ist weit weniger daran gelegen, wenn Einer, der als schuldig erkannt ist, um fünf Gulden mehr bezahlt, oder um vier und zwanzig Stunden länger eingesperrt wird, wie er hätte sollen, als wenn ein Unschuldiger schuldig, oder ein Schuldiger unschuldig befunden wird.

Die deutsche Butter in Bezug auf deutsche Literatur, Kunst und Censur.

Wenn man viel reis't, so lernt man nicht nur viel Menschen kennen, welches eigentlich der Mühe gar nicht werth ist, denn je mehr Menschen man kennen lernt, desto mehr sieht man ein, wie wenig Menschen man kennen lernt; aber man lernt auch verschiedene Butter kennen! Ich habe seit Jahren die Bekanntschaft mit Preußische, Oesterreichische, Pommersche, Mecklenburgische, Sächsische, Altenburgische, Schweizerische, Tyrolerische, Bayerische, freie Hansestädtische, freie Reichsstädtische, unfreie Braunschweigische und unfreie Hessenkasselsche, Badische, Würtembergische Butter gemacht, und habe Gelegenheit gehabt mit herzinniger Freude zu sehen, daß der Deutsche ein guter Unterthan ist, sogar bis auf die Butter! Ueberall ist die Butter mit dem Land- und Stadtwappen versehen. Der geliebte Namenszug des Regenten und oft auch

sein Bild ist auf ihr abmodellirt; bald in der Form eines Herzens und bald in der Form eines Kranzes, ist selbst die Butter ein Zeichen der Treue des deutschen Volkes! Mit welchem ächtpatriotischen Hunger habe ich mir oft so ein Stück von einem hohen Haupte auf das Brod gestrichen! Dabei aber fiel mir ein, daß eigentlich diese Butterliteratur viel besser betrieben werden müßte, und daß man ordentliche Butterpressen anlegen sollte.

Unsere Journalistik z. B., ist sie nicht ganz und gar dazu gemacht auf Butter gestrichen zu werden? Man nehme einmal den Fall an, liebe Leserin, der „Bazar" würde Dir als Frühstückblatt auf Butter gedruckt gebracht, Du lesest ihn durch, und streichst ihn dann auf die Semmel; da hast Du doch wenigstens einen Genuß, und Du kannst mit Recht sagen: „ich liebe den „Bazar" zum fressen!"

Oft hätte dann der Leser den Vortheil, sich seine Blätter selbst salzen zu können! Die Polizei hätte auch großen Vortheil; denn gesetzt, sie belegte einst ein solches Butterblatt mit Beschlag, und der Redakteur recurrirt ans Ministerium, so zerfließt indessen das Blatt auf der Polizei, und ein Blatt, das einmal polizeilich zerflossen ist, kann nicht wieder losgegeben werden. Für die Censur wäre ein solche Butterliteratur ein gesundes Essen, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Die Stelle, die sie herausstriche, die striche sie sich sogleich aufs

Brod! So ein Bücher- und Zeitungsstreicher ist noch viel ärger als ein Landstreicher, denn ein Landstreicher nimmt die schönen Stellen nicht mit, die er durchstreift, so ein Bücher- und Zeitungsstreicher aber, der noch oft ein Wasserstreicher ist, steckt die schönen Stellen ein, die er durchstreicht, wer nach ihm kömmt, findet sie nicht mehr. Ein solcher Streicher also hätte den Vortheil, daß er die seditiösen Stellen ganz aus der Welt schafft. So ein Buttercensor beriethe sich oft mit seiner Köchin über das literarische Produkt. Ist die Butter frisch und kernig, so wird mehr herausgestrichen, ist sie alt und ranzig, so wird in Gottesnamen das Admittitur darauf gegeben. Wie nun in gewissen Staaten, z. B. in Preußen, der Censor alle Monat angeben muß, wie viel er von diesem und jenem Autor gestrichen hat, so würde er sodann ungefähr Folgendes einreichen:

Von der Voß'schen Zeitung im Monat März
herausgestrichen . . . . . 2 Pfd. Butter
Vom Berliner Courier . . . . . 10 = =
Von der Schnellpost . . . . . 50 = =
u. s. w. u. s. w.

Je mehr Butter er herausgestrichen hätte, desto mehr Belobung bekäme er von dem Censurcollegium; das Belobungsdekret, dito auf Behördenbutter gedruckt, lautete dann wie folgt:

„Wir geben hiermit dem Herrn Censor X., der in einem Jahre an 40,000 Zentner Butter von armen Schriftstellern zusammenstrich, unsere volle Zufriedenheit zu erkennen. Er fahre fort in das Geschlecht der literarischen Butter hinein zu wüthen, denn die Schriftsteller brauchen gar keine Art von Fett zu besitzen; u. s. w."

Sodann denke man sich, wenn die Industrie und der Kunstsinn so weit getrieben würden, Grabsteine, Denkmäler, Monumente, Civil-Verdienstmedaillen und Münzen aus Butter zu setzen und zu prägen! Die Grabsteine, welche die heutigen Eheleute sich gegenseitig setzten, dauerten gerade so lange als ihr Schmerz, und die Denksteine, den heutigen Schriftstellern gesetzt, dauerten gerade so lange als ihr Nachruhm. Civil-Verdienstmedaillen aus Butter sind für die heutige Lage Europas die besten und signifikantesten. Denn was bei heutiger Gestaltung ein Verdienst ist, wird bei der morgenden ein Verbrechen, wenn nur noch eine Sonne aufgeht, so steht der Butter-Civilverdienstmedaillen-Besitzer auf, und sein Verdienst ist weggeschmolzen, aber auch seine Medaille! Blos für unsere Theaterzettel wäre die Butterdruckerfindung kein Vortheil; denn da wir ein und dasselbe Stück so oft wiedersehen, so kann man wohl bei Metalllettern gleich den Satz stehen lassen, aber wenn wir so einen Buttertheaterzettel gleich stehen lassen wollten, so würde der Zettel alt werden, und der Theaterabonnent brauchte nicht erst den Zettel zu lesen um zu wis-

sen, daß ein altes Stück wiederholt wird, sondern er würde es riechen und gleich ausrufen: „pfui, das Stück ist ranzig!" Am drolligsten müßte eine Butterpartitur unserer neuesten Opernzusammensetzung seyn! Die Reminiscensen, die alle in der Originalbutter übertragen wurden, wären bald zu erkennen, und in dieser Butterpartitur fände man die Butter aller Nationen mosaikartig zusammengefügt: Mozart-Butter, Beethoven-Butter, Weber-Butter, Spontini-Butter, Winter-Butter ꝛc. ꝛc. Der Clavierauszug aus einer solchen Butterpartitur wäre dann nichts als ein destillirter Käs' großer Componisteure! Einen eigenen Reiz und Zauber hätte die Butterliteratur für Liebende und Verliebte! Ein Billet-doux auf Maibutter ist gewiß das Zarteste was ein liebendes Herz ersinnen kann! Er kann ihr die weichsten Empfindungen symbolisch an den Tag legen; sie drückt das Billet-doux erst an die Lippen, dann durch die Kehle in das Herz und kann ihm antworten: „ich habe Dein geliebtes Billet-doux von heute Morgen mit Begierde verschlungen!" Und nun gar Liebesgedichte! einen Galanterie- und Liebesbazar auf Butter zu drucken, müßte eine wahre Wonne seyn! Die recht gemüthlichen auf ganz weißer und die eifersüchtigen auf gelber Butter. Wie glücklich wäre dann der Dichter! Es kann kein Zweifel herrschen, ob sie das Gedicht auf sich bezieht, oder nicht, denn sie kann am Fenster harren bis er vorübergeht, und dann sein Sonnett oder sein Madrigal mit zärtlichem Blick auf eine Semmel streichen, und er hat sodann die Ueberzeugung, daß sie von seinen

Worten durchdrungen ist! Ist es vergebens, macht das Gedicht keinen Eindruck, und wurde vom Werke blos die Butter, aber nicht die Grausame gerührt, so läßt man die Butter auskochen und hat den Trost! *) als Grundsatz!

---

*) Buttertrost, so heißt in der Kunstsprache der Bodensatz gekochter Butter.

Das hausirende Siebengestirn.

Es gab eine Zeit, in welcher noch keine Aufklärung herrschte. Du, lieber Leser, wirst Dich deren schwer mehr zu erinnern wissen, es sind schon undenkliche Jahre, und die ganze Welt war noch in Finsterniß befangen. Du, mein aufgeklärter Leser, kannst Dir aber denken, welche traurige Zeit es gewesen seyn muß! Keine Aufklärung! Nirgends wurde alle drei Schritte ein Mauthhaus errichtet; nirgends schlug das Volk den Juden die Fenstern ein; nirgends führte man neue Liturgien ein; nirgends hetzten Priester das Landvolk gegen die Städte auf; nirgends war eine Censur zu sehen, kurz es war eine traurige, unaufgeklärte Zeit.

Da beschloß der Herrscher der Welt, Jupiter, die Menschen glücklich zu machen.

Man weiß nicht, was den Herrscher bewogen hat, eine solche bizarre Idee ausführen zu wollen; seine Mitregenten Neptun und Pluto lachten herzlich und sagten: „ah, sire, que vous êtes drôle!“ Indessen, wenn ein Herrscher eine Laune hat, führte er sie aus, sogar auch die, die Menschen glücklich zu machen.

Jupiter berief also das Siebengestirn und sagte: „Macht Euch auf und steigt hinab zu den Menschen, ihr sollt alle Tage zwei Gulden Diät und freie Reisekosten haben. Ich will die Menschen glücklich machen, aber wenn man ihnen das Glück schenkt, so achten sie es nicht, darum sollt ihr es ihnen verkaufen. Einer von Euch nimmt Verstand, der Andere Tugend, der dritte Gesundheit, der vierte langes Leben, der fünfte Ehre, der sechste Vergnügungen, der siebente Geld mit. Damit geht hausiren und verkauft an die Menschen, so viel sie nur wollen. Adieu, que Dieu vous prenne en sa sainte garde!“

Die sieben Sterne packten ihre sieben Sachen in sieben Kasten ein und fingen in der ersten besten großen Stadt zu hausiren an.

„Kauft Verstand!“ schrie der erste; „Verstand kauft! ihr könnt ihn brauchen; schönen, neuen Verstand, recht billig! kauft Verstand, rare Waare! schöne Waare!“ Ein allgemei-

nes Gelächter entstand. „Eine lustige Dirne!“ sagten einige junge Herren mit Glacee-Handschuhen und Reitgerten, denn die sieben Sterne giengen als Mädchen verkleidet, „schade, daß sie schon etwas passirt ist!“ Sie gieng durch die Straßen und schrie: „Kauft Verstand!“ Alle Leute lachten zu den Fenstern heraus. Sie gerieth in einen philosophischen Hörsaal und rief: „Kauft Verstand!“ Die Zuhörer lachten, der Professor warf ihr seine Dose an den Kopf, und sie zog aus der Stadt.

Da kam der Thorschreiber: „He! Person, was hat sie in ihrem Kasten?“ — „Verstand!“ — „Verstand? da müssen Sie Accise davon geben, was ist das für ein Ding? Das ist gewiß Contrebande, komm' sie zu der Obrigkeit.“

Die Obrigkeit fragte: „Was hat Sie?“ — „Verstand!“ — „Was Verstand! für die Obrigkeit haben wir schon Verstand genug, und den Bürgern, so wie dem gemeinen Volke, wäre solch ein Luxusartikel über ihren Stand. Auch wäre es Sünde, wenn für solche Waare das Geld aus dem Lande geschleppt wird. Packen Sie sich, und bezahlen Sie zwei Gulden und sieben und dreißig Kreuzer und zwei Pfenning Gerichtskosten.“

Der Stern mit dem Verstande wurde aus der Stadt gebracht und bedeutet, sich da nie wieder blicken zu lassen.

Da kam der zweite Stern und schrie: „Kauft Tugend! Tugend kauft! schöne, feste Waare! hält Leib und Seele warm! kauft!“

Da flüsterten die Leute sich zu: „Die ist verrückt!“ Die Reichen sagten: „Wir haben Möbel genug, wo sollen wir die Tugend hinsetzen?!“ Die Armen sagten: „Was sollen wir arme Leute mit einer so kostbaren Waare, es glaubt uns doch kein Mensch, daß wir sie besitzen!“ Die jungen Mädchen sagten: „Tugend? das fehlt uns noch, wir kriegen ohne Tugend keinen Mann, geschweige denn mit Tugend!“ Die jungen Herren sagten: „Die Tugend? o wir haben schon zwei Reitpferde, drei Jagdhunde und einen Jockei, wer kann das Zeug alles auffüttern!“

Eine einzige Steuer-Einnehmer-Adjunkts-Wittwe fragte halb höhnisch: „Was kostet denn der Bettel?“

„Nichts,“ antwortete der Stern, „als die Mühe sie zu bewachen.“

„Warum nicht gar!“ sagte die Steuer-Einnehmer-Adjunkts-Wittwe, und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu; „da wird man sich noch zwei Grenadiere halten, um so ein bischen hergelaufene Tugend zu bewachen!“ Der Stern zog mit seiner Tugend auch ab.

Da kam der dritte Stern herbei und rief: „Kauft Gesundheit! Gesundheit kauft!“ Da kamen wohl manche und wollten kaufen, allein es waren größtentheils solche, welche die Gesundheit schon oft mit Füßen getreten, auf sie losgestürmt und sie mit Gewalt zum Hause hinausgejagt hatten; zu denen wollte die Gesundheit nicht wieder zurück. Einige andere fragten: Was ißt die Gesundheit, was trinkt sie und wie muß man sie sonst behandeln und pflegen?“ Da antwortete der Stern: „Sie ißt sehr mäßig, trinkt blos helles, reines Wasser, muß pünktlich zu Bette und mit der Sonne wieder herausgebracht werden.“ Da sahen die Leute den Stern verächtlich an, und ließen die Gesundheit aus der Stadt ziehen.

„Kauft langes Leben!“ rief nun der vierte Stern, und Alles drängte sich herzu, um langes Leben zu kaufen. Einige Kapitalisten wollten den ganzen Kasten für sich allein kaufen; der Adel ließ Wache bringen, damit sich der Bürgerliche nicht auch an das lange Leben hinzudränge; die Geistlichkeit sagte: „Wer langes Leben kauft, muß von zehn Jahren ein Jahr an uns abliefern,“ und der Magistrat bestimmte, wer langes Leben hat, müsse eine „Langelebens-Steuer“ bezahlen. Die Todtengräber aber verklagten den Stern auf Brodverkürzung; die Gesundheits-Polizei beschloß also: „Leben nnd leben lassen, wenn das Volk lange leben wollte, so kämen die Todtengräber zu kurz; vom langen Leben sollten also nur der hohe Adel, die Stabsoffiziere, die löblichen Behörden kaufen dür-

fen; aus besonderer polizeilicher Gnade erlaube sie auch Allen, die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt sind, auch davon zu kaufen." Adel, Stab und Behörde drängten sich also um langes Leben zu kaufen.

„Ihnen zu dienen!" sagte der Stern; „aber haben Sie denn von meinen drei Schwestern gekauft? Ohne Verstand, Tugend und Gesundheit nützt Euch langes Leben gar nichts!" Da liefen Alle davon, diese drei zu suchen, fanden sie aber nirgends mehr.

Nun kam der fünfte Stern: „Kauft Ehre! Ehre kauft! zarte Waare! delikate Waare!" Da stürzte alles wüthend herbei. Mit Mord, Todtschlag, Duell und Flintenschüsse wollten sie die Ehre an sich reißen. Als der Stern das rasende Getümmel sah, öffnete er seinen Kasten mit Ehre; Titel, Sterne, goldene Schlüssel, Kreuze, Bänder und mehr dergleichen Dinge fielen heraus und Alle griffen begierig nach diesen Dingen und liefen jubelnd davon. Aber die wahre, rechte Ehre blieb noch im Kasten, denn sie war in allen diesen Sachen blos eingemacht, sie selbst aber war so fein und zart gearbeitet, daß sie von allen diesen Leuten, die Alle insgesammt das Zeichen für die Sache hielten, gar nicht wahrgenommen wurde. Der Stern packte also die wahre Ehre wieder ein und zog mit ihr ab.

Nun nahete der sechste Stern und rief: „Kauft Vergnügungen! warme, laute, fröhliche Vergnügungen!"

Da kam die Jugend beiderlei Geschlechts, fielen mit solchem Ungestüm über den Stern her, daß sein Kasten zerbrach und die Vergnügungen am Boden herumkugelten. Da rissen sie sich einer dem Andern die Vergnügungen aus der Hand, jeder wollte gerade die des Andern haben. Sie zerrissen dieselben, so daß nicht ein Vergnügen ganz und vollkommen blieb. Der Eine ärgerte sich, daß der Andere gerade das Stück hatte, welches ihm fehlte. Dann waren sie gerade an die unrechten Dinge gekommen. Die Frauenzimmer griffen nach Reiten und Jagen, die Männer nach Putzen und Schnüren, die Dicken und Unbehülflichen nach dem Tanz, die Harthörigen nach Musik, die alten abgelebten Männer nach Liebe und die alten Matronen nach Schwärmerei, kurz nicht einer war zufrieden. Der Stern packte seine Vergnügungen wieder ein, und zog aus der Stadt. Als er aus der Stadt kam, sah er den letzten Stern, welcher das Geld hatte, in Ohnmacht liegen. Er brachte ihn mit Mühe zu sich, und dieser erzählte: „Kaum nahete ich mich dem Thore und sagte, daß ich den Leuten Geld geben wollte, als Alles wie die Wölfe Sibiriens auf mich losschnappte. Gerade diejenigen, welche schon das meiste Geld hatten, waren am rasendsten; als ich alles weggegeben habe, wollten sie noch haben, durchsuchten mich, rissen mir die Kleider vom Leibe, rissen mir das Maul auf, ob ich kein Geld darin

verborgen habe, und als sie sahen, daß ich wirklich nichts mehr besaß, warfen sie mich unter Schimpfen und Schlägen zum Thore hinaus."

Ein paar Stunden vor der Stadt fanden sich die sieben Sterne zusammen, traten die Rückreise gen Himmel an, und statteten dem Herrscher Jupiter Bericht von ihrer unglücklichen Sendung ab. Als Jupiter sah, wie begierig die Menschen nach Geld und Vergnügungen sind, so beschloß er diese zwei Dinge von nun an nur denen zu geben, die Verstand und Tugend besitzen.

Ob nun dieser Ausspruch wirklich in Erfüllung gegangen, oder ob er in Stocken gerathen ist, davon meldet die alte Historie nichts, ich kann es Dir, lieber Leser, also auch nicht bestimmt mittheilen. Solltest Du etwas Näheres darüber erfahren, so würdest Du mich sehr verbinden, wenn Du mir darüber einiges Licht geben wolltest.

Der Kenner des weiblichen Geschlechts.

Die Mädchen haben vier Zeitalter:

1. Das goldene: von 16 bis 21 Jahren.
2. Das silberne: von 21 bis 28.
3. Das plattirte: von 28 bis 35.
4. Das eiserne: von 35 bis ans Ende.

Im „goldenen Zeitalter" ist alles golden! Das goldene Frühroth des Lebens schimmert um die goldenen Locken; goldene Träume vergolden ihre Morgenstunde, die Gold im Munde hat. Lauter Goldjungen umgaukeln ihre Schritte; Dichter schlagen die goldene Leyer in goldenen Saiten für ihren Reiz; lauter Goldfische drängen sich ins goldene Netz! Sie sind aber selbst sehr golden in diesem goldenen Zeitalter! wie reines Gold ist der lautere Blick; die Stimme ist reiner Goldklang

und zwischen Natur und erlaubter Eitelkeit halten sie die goldene Mittelstraße. Aber sie wollen auch alles in Gold und halten auch alles für Gold! Derjenige, dem sie ihre Hand geben, muß wenigstens alles Gold des Patkols besitzen, oder ein goldenes Gehänge muß in seinem Knopfloche hängen, oder ein goldener Titel muß das Blei der Person übergolden; dann halten sie auch den falschen Redeschein für ächtes Gold und nehmen die erheuchelte Thränenfluth für ächtes Goldwasser. Dieses goldene Zeitalter dauert fünf Jahre. Leider tragen die Frauenzimmer diese fünf Goldbarren nicht in die Münze der Vernunft, um sich, wie man gewöhnlich thut, einen Mann daraus zu prägen, sie zerzupfen und zerfetzen sie zu Zupfgold der Galanterie und Eitelkeit, zu Charpie für die Wunde getäuschter Erwartungen und überspannter Pläne und Wünsche; ehe man sichs versieht, ist das goldene Zeitalter zu Ende und das silberne beginnt!

2.

Das silberne Zeitalter.

Von 21 bis 28 Jahr.

Wenn die Mädchen am Ende der dreimal sieben stehen, da ist das Gold, das Rausch- und Flittergold verflogen. Die erste Jugend, dieses Gabelfrühstück des Teufels, ist dahin, und das silberne Zeitalter beginnt. Die Mädchen halten sich nun nicht wie Goldmedaillen in Saffianfutteralen, wie Louis-

d'or in seidenen Börsen verborgen, sondern sie fangen an wie Silbermünzen sich mehr unter die Leute zu mischen und zu kursiren. Noch immer ist guter Klang und Werth da, besonders wenn das Gepräge noch in ursprünglicher Reinheit sich auf der Münze erhalten hat. Aber diese sieben Silberjahre gebrauchen sie zu einem siebenjährigen Krieg, in welchem die noch immer bedeutende Reservearmee von Schönheit und Anmuth, gegen den männlichen Feind heranrückt, welcher sich leider, wie König Friedrich oft im siebenjährigen Kriege gethan hat, blos in seinem Lager verschanzt, ohne zum Angriff herausgelockt werden zu können. Es ist unstreitig, für mich wenigstens, daß die Mädchen in diesem silbernen Zeitalter am liebenswürdigsten und unumgänglichsten sind, so wie ächt chinesischer Thee beim spätern Aufguß ein milderes Aroma gewährt als bei dem ersten, wo noch die wilde, betäubende Kraft in ihm wohnt. Mädchen, die im Sonnenstrahl ihrer goldenen Zeit wie die jubilirenden Lerchen hoch in die Luft sich versteigen, und ihren Gesang nur für die Höhen anstimmten, streichen im silbernen Zeitalter, wie die Schwalben beim Regenwetter, hübsch nieder, am Saum der Erde, so daß auch die Hand der Unhochgebornen sie zu haschen vermag. In diesem silbernen Zeitalter haben sie die bescheidenste Idee von sich und die allerschätzbarste von den Männern; man braucht nur das Bäumchen der Gelegenheit ein wenig zu schütteln und die „Ja" fallen wie mürbe Aepfel von allen Zweigen, natürlich spreche ich von dem armirten: ja, d. h. von dem mit Ring

und Haube armirten. Kurz, in diesen sieben Jahren studiren sie Humaniora.

3.

Das plattirte Zeitalter.

Von 28 bis 35 Jahren.

Nun kommt die böse Sieben! Das Gold des Frühlings und das Silber des Nachfrühlings ist fort und sie fangen an sich im falschen Feuer zu vergolden! Sie hören auf pikant und fangen an pikirt zu werden. Sie betrachten das männliche Geschlecht mit Grimm; die Essigmutter fehlgeschlagener Hoffnungen macht ihr ganzes Leben säuerlich, sie werden aufs Neue gespreizt, preziös, geziert; jeder Mann hat nun für sie einen positiven und einen negativen Pol; kurz sie sind wie eine Sphinxe, sie lächeln, aber die Klauen sind krampfhaft zusammengezogen. Nun fangen sie an Alles zu plattiren: Haar und Wange und Herz. Ihre Liebe und ihre Neigung ist plattirt Neusilber. Der Silberblick ist erborgt, die Zeit reibt ihn weg.

4.

Das eiserne Zeitalter.

Von 35 bis ans Ende.

Nach den sieben magern Kühen des plattirten Zeitalters, kommt die große Hungersnoth und die Dürre aller Empfin-

dungen. Fünf und dreißig Jahre, da ist der Aequator des menschlichen Lebens, es theilt das Leben in die südliche und nördliche Hälfte, die südliche ist zurückgelegt und auf der nördlichen blühen den Mädchen keine Paradiese mehr. Sie fangen nun an allen Hoffnungen und Wünschen den eisernen Abschiedsbrief zu schreiben; sie schicken sich in die eiserne Nothwendigkeit, und umfassen das Leben mit eisernen Schienen; sie ergeben sich mit eiserner Geduld dem eisernen Zahn der Zeit, und harren bis zum großen Tag, wo Gold, Silber und Eisen keinen Klang haben wird, und blos die Seele, die ewig jung bleibt, aufstehen wird aus der eisernen Truhe!

Dreiköpfiges.

Die Natur scheint ein wenig das Gleichgewicht herstellen zu wollen. Es werden so viele Menschen ohne Kopf geboren, jetzt werden, wie die Zeitungen melden, Kinder mit drei Köpfen geboren. Die Natur wird es noch so einrichten, daß in jeder Familie eine Person mit so vielen Köpfen geboren wird, als sie Mitglieder hat, die andern aber haben gar keinen Kopf. Dieser, der für die ganze Familie Köpfe hat, muß eben nicht der Majoratherr seyn; der hat Güter, zu was braucht er Köpfe?

So ein dreiköpfiger Mensch kann dem Staate sehr nützlich werden, indem man ihn in drei Aemtern beschäftigen kann, braucht ihm aber nur für einen Magen zu essen zu geben und nur auf einer Brust zu bebändern. Ja, wenn ein

solcher Mann auch zuweilen den Kopf verliert, wie das bei Staatsdienern zuweilen der Fall ist, so hat er doch noch zwei Köpfe in Reserve.

Es könnten aber zuweilen komische Scenen entstehen. Zum Beispiel ein solcher Kleekopf ist Finanzrath mit einem Kopfe, Medizinalrath mit dem Andern und Forstrath mit dem Dritten. Eines Tages verliert er seine Köpfe, will sie schnell wieder aufsetzen und vertauscht sie. Der Forstrath setzt den Finanzkopf auf, der Finanzrath den Medizinalkopf und der Medizinalrath den Forstkopf. Man denke sich nun die Verwirrung. Der Medizinalrath läßt den Finanzen so lange zur Ader, verschreibt so viel Blutigel, daß sie aus Schwäche Wasser im Gehirne absetzen und dahin sind. Der Finanzkopf macht in dem Forste ungeheure Operationen, Reduktionen, läßt den Bäumen die Rinde über den Kopf abziehen, bis der Forst ganz gesichtet und gelichtet ist. Der Forstkopf endlich läßt die Medizin ganz ausholzen! — Ein anderes Beispiel könnte noch traurigere Konfusionen veranlassen. Ein solcher Kleekopf könnte mit einem Kopfe ein geborner Edelmann, mit dem Andern ein Bürgerlicher und mit dem Dritten ein Jude seyn. Der Jude ist aber reich, der Bürgerliche ein gescheidter Kerl und der Edelmann ein Simplex. Nun will der Edelmannkopf mit dem Bürgerkopf nicht in Gesellschaft gehen und der Bürgerkopf will mit dem Judenkopf nicht zusammenwohnen. Allein der Edelmannkopf muß den Bürgerkopf haben,

weil er klug ist, und der Bürgerkopf kann ohne Judenkopf nicht seyn, weil er Geld hat. Bei dem Goldkopf vereinigen sich endlich alle Extreme. Nun stelle man sich diese, sich kreuzenden Interessen und Köpfe vor. Ein dritter Fall könnte noch drolliger seyn; man stelle sich einen Dreikopf vor, von denen der eine Kopf verheirathet ist, der Andere ein Weiberfeind und der Dritte ein Mädchenjäger u. s. w. u. s. w.

Lesen übt den Verstand.

„Hoher Sinn liegt oft im
kindischen Spiel!"
Schiller.

Manchmal lies't der Mensch ganz unbedeutende Sachen, so glaubt der Mensch; aber nichts ist unbedeutend, alles ist bedeutend. Der Mensch, der lies't, muß nur bedeutend seyn, das heißt er muß das Gelesene zu deuten wissen. Da fällt mir, in meiner Einsamkeit, das „zweite elementarische Lehr- und Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen" *) in die Hand. Ich schlag es auf und die erste Leseübung lautet so:

---

*) Straubing 1825.

„Hund"

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht. Er bellt, wenn ein Mensch kömmt. Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleisch, Milch und Brod."

„Der Hund riecht weit und läuft sehr schnell."

Nun werden viele Leser sagen: „Das ist albernes Zeug für Kinder!" Ich aber sage Euch:

„Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel!"

Dieser Hund ist kein gewöhnlicher Hund! Diese ganze Stelle ist eine ungeheure Satyre auf einen Menschen, der ein Hund ist. Schon die Ueberschrift „Hund" bezeugt das laut; warum heißt es nicht: der Hund, oder: die Hündin, oder: das Hündchen?

Von einem wirklichen Hunde läßt sich doch das Geschlecht bestimmen! Aber von einem Hundemenschen kann man weder sagen ob er ein Mann oder ein Weib oder ein Kind ist, kurz ein Hundemensch gehört zu gar keinem ordentlichen Artikel!

Also, lieber Leser, das hätten wir nun herausgebracht, daß mit diesem „Hund" ein zweibeiniger Hund gemeint ist.

Aber, lieber Leser, wir müssen auch seinen Charakter herausbringen. Es heißt:

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht."

Was für ein Hund ist das? Die Fleischer-, Müller- und andere Hunde, die schlafen am Tage und wachen in der Nacht; die Schooshunde schlafen in der Nacht und wachen am Tage; der Hund, der Tag und Nacht schlaflos ist, kann also kein anderer Hund als irgend ein Redakteurshund seyn, welcher Tag und Nacht in Bierkneipen, in Schlachtbänken, in Weinkellern, in Schweinställen herumschnupert und Pöbelhaftigkeit, niedrige Persönlichkeiten, infame Zoten, niederträchtige Gemeinheiten, schmutzige Familienangelegenheiten, und den ganzen schmutzigen Behelf eines armen und niedrigen Geistes zusammenschleppt.

Nun aber, lieber Leser, dringe mit mir tiefer in den satyrischen Geist dieses Lesebüchleins ein:

„Er bellt, wenn ein Mensch kömmt."

Da siehst Du? Nicht jeder Hund bellt, wenn ein Mensch kömmt, aber jeder Hunde-Redakteur bellt, wenn ein Mensch-Redakteur kommt! Die Hunde-Redakteurs unter einander bellen sich nicht an. Der größere Fleischerhund-Redakteur und

das fistulirende Bologneser-Redakteurchen, der klaffende Redakteur-Bulle und das bellende, geifernde Redakteurspitzchen, sie schließen eine Hundeallianz, und garantiren sich gegenseitig ein sicheres Gebell, wenn ein Mensch unter sie tritt! Da klafft's und belfert's, und bellt's und klafft wieder und erinnert an Göthes Spruch:

„Es klafft der Spitz, es bellt der Mops,
Doch ihr bellen beweis't mir, daß wir reiten."

Nun aber, lieber Leser, bringen wir weiter in dem sarkastischen Lesebüchlein vor. Wir werden nun auch die moralische Ursache finden, warum ein solcher Redakteurhund bellt:

„Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleisch u. s. w.

Das war ein großer Menschenkenner, der das Lesebüchlein schrieb! Wenn so ein Hunde-Redakteur Gras fräße, wie ein anderer Ochs, so wäre er so wenig vom gemeinsten Brodneid durchdrungen, wie die Ochsen vom Grasneid. Er beißt ins Fleisch, weil jeder Geist ihm ein widerliches Gericht ist. Der Ausdruck: „er frißt Fleisch," beweis't, daß es kein gewöhnlicher Hund ist, denn die gewöhnlichen Hunde essen Beine. Nur ein Redakteurs-Hund beißt ins Fleisch, weil er nicht auf

die Beine kommen kann. O scharfsinniges Lesebüchlein! Nun hilf mir, lieber Leser, den letzten Satz erkennen:

„Der Hund riecht weit und läuft auch sehr schnell."

Wer ist damit anders gemeint, als daß der Redakteurshund jeden Braten beim Schauspieler, Regisseur und Intendanten schon von Ferne riecht und hinschmarotzt? denn wenn er sattsam schmarotzt und Fleisch gefressen hat, läuft er sehr schnell, dasjenige zu schreiben, was ihm von dem Transchirmesser diktirt wurde. Da ein solcher Schmarotzerhund sehr schnell läuft, denn er muß einholen und ausholen, so ist's kein Wunder, daß er zu weit geht!

„So, mein geliebter Leser, haben wir glücklich herausgefunden, was für ein Schalk so ein Lesebüchlein-Verfasser ist!

Lebende Bilder.

1.

Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt beherrscht, ist das Pantoffelregiment. Dieses Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Munde, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen, und ohne Patrontasche ihren Patron doch immer in der Tasche. Da dieses Regiment aus Frauen bestehet, so halten sie sehr auf gute Mannszucht, und liegen lieber in Garnison, als sie im Felde stehen.

Dieses Pantoffelregiment sucht sich immer seinen Mann heraus, den es kriegerisch besiegt, ein solcher Mann heißt in der Conversationssprache: ein Pantoffelmann, in der höhern

Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutsch: un mari comme il faut.

Wer Du auch seyn magst, lieber Leser, wenn Du schon den Wunderring hast, den man an den kleinen Finger steckt, und der Dir doch Händ' und Füße bindet, Du bist entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann. Denn glaube mir, die gemüthlichste, die sanfteste, die allernachgiebigste Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinste Pantöffelchen des sanftesten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder.

Wir stehen alle unter dem Pantoffel; die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin, sind zart schattirt und schwer zu unterscheiden.

Indessen aber giebt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Beruf gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Alcidor hat ein doppeltes Unglück, erstens hat er eine Frau, zweitens hat er eine schöne Frau; dabei ist das ein Glück, daß er keine Frau hat, sondern einen Herrn. Alcidor verhält sich zu seiner Frau, wie Amerikus zu Amerika, er hat ihr seinen Namen gegeben, sonst hat er ihr nichts zu befehlen. Des Morgens steht er auf, schleicht leise aus dem Zim-

mer, schaut in die Kinderstube, weckt die Magd auf, giebt den Kaffe heraus, und erwartet in Demuth das Erwachen seiner Frau. Wie sie die Augen aufschlägt, ist er niedergeschlagen, wie sie aufsteht, stehen alle seine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen versteckten Anspielungen auf diesen kühnen Wunsch, erkundigt er sich, was sie vorhabe, und erfährt, er müsse zu Hause bleiben, weil sie nothwendig ausgehen müsse. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er ins Hinterstübchen flüchten. Gegen eilf Uhr wird ihm erlaubt auszugehen, und sie steckt ihm einige Groschen in die Tasche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen lang entbehrten Freund, er möchte ihn gerne zu Tische mitnehmen, allein er wagt es nicht — seine Frau würde ihn ausschelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu speisen, er wagt es wieder nicht, seine Frau könnte böse seyn.

Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergang, er kann es nicht bestimmt versprechen, er muß erst seine Frau fragen. Es wird eine Subscription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen, ohne die Erlaubniß seiner Frau. Er soll für seine Kinder einen Hofmeister nehmen, er muß seine Frau bitten, ihn über seine Kenntnisse ins rechte Licht zu setzen. Ein paar Freunde wollen ihn Abends besuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor seiner Frau. Die Bürger errichten einen Leseklubb, er darf nicht hingehen, weil

seine Frau nicht hingeht. Er hat eine Equipage, aber wenn er ausfahren will, erkundigt er sich erst bei dem Kutscher, ob die gnädige Frau noch nichts bestimmt hat. Wenn er ins Theater gehen will, muß er acht Tage früher darauf anspielen, die Hand küssen und den freundlichen Augenblick abpassen, ihre Erlaubniß zu erhalten. Sein Bedienter bittet um die Erlaubniß auszugehen, er getraut sich nicht, sie ohne Vorwissen seiner Frau zu geben. Seine Frau geht spazieren, er reicht ihr den Shawl, die Handschuhe, und fragt schüchtern, ob er sie begleiten dürfe.

Des Morgens muß er den Mops waschen, die Kanarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier stimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zusammenlegen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perspectiv putzen, die argandischen Lampen reinigen, und die Visitenkarten in Ordnung stecken; kommt sie nach Hause, und er hat alles gut gemacht, darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut sich seinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geschenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, blos seinen letzten Willen, der zugleich sein erster ist.

2.

Der Tausendsappperments-Alles- und Nochmehrwisser.

Gewiß, lieber Leser, sind Dir schon allerlei Menschenexemplare vorgekommen, von denen Du nicht weißt, wozu sie der liebe Herrgott in das Herbarium des irdischen Lebens eingeschaltet hat. Es scheint, als wären sie zu nichts da, als um uns in Geduld und christlicher Demuth zu prüfen. Man kann sie nicht anders nennen, als Lebensgeißeln; wir müssen sie als Fügungen des Himmels, als eine Sendung des göttlichen Grimms ertragen und dulden. Ich thue aber noch mehr, ich benütze sie. Ich betrachte sie als Honorarstoff des ewigen Vaters, den er seinem armen humoristischen Söhnlein hienieden beschert. Ich sehe in jedem Narren, in jedem Gecken, in jeder sogenannten Lebensgeißel eine Anweisung der weisen Na-

tur an den Humor oder an den Witz, drei Tage nach Sicht eine gewisse Summe aus ihnen zu ziehen. Ein Narr, mein guter Leser, ist ein herrlicher Mensch, ein wucherndes Exemplar für die Satyre; nur mit dem dummen Menschen ist nichts anzufangen. Die Narren, das sind meine Leute; die Narren, das sind meine Majoratsgüter. Die werfen mir jährlich so und so viel ab. Das ist eine lebenslängliche Versorgung! Es giebt viele Menschen, die Reisen machen, um ausgezeichnete Menschen kennen zu lernen; das ist wahrlich nicht der Mühe werth. Die ausgezeichneten Menschen sehen sich am Geiste fast alle ähnlich. Aber ich reise, um Narren kennen zu lernen, und diese Narren müssen mir noch die Reise bezahlen!

Manchmal sitz' ich an einer Table d'hôte und lerne ein neues Exemplar Narren kennen. Da schätz' ich ihn gleich, und frage mich: „wie viel kann Dir der Narr in Bausch und Bogen einbringen?" Ist es ein ergiebiger Narr mit fettem Boden, so trink' ich sogleich ein Glas Champagner, und der Narr ahnt nicht, daß er mir ihn bezahlt.

Ich werde, lieber Leser, also zuweilen einen solchen Narren oder eine solche Lebensgeißel bei Dir versilbern. Ich werde Dir alle acht oder vierzehn Tage einen Narren in Essig und Oel vorsetzen, wie sie mir gerade im Leben unter die Schreibehände liefen.

Mit fünfzig Narren jährlich leb' ich prächtig; für zehn Narren mehr schaff' ich mir schon eine Equipage an.

Letzthin hielt ich um die Hand eines Mädchens an: „Haben Sie ein bestimmtes Einkommen?" fragte der Vater. Ich führte ihn nach Hause, schloß meine Kisten und Kasten auf, und zeigte ihm, wie viel Narren und Geißeln ich schon für den Winter getrocknet bei Seite gelegt hatte, führte ihn sodann in der Stadt herum, und zeigte ihm, wie viel dergleichen „Bons" ich noch grün herumlaufen hatte, da sagte mir der Vater des Mädchens: „ich sehe, Sie haben eine lebenslängliche Versorgung, Sie sollen meine Tochter haben!" ich war außer mir vor Freude darüber, daß ich eine Frau bekam, und nahm mir vor, mich deßhalb auch sogleich als Narren zu benützen.

Heute, mein lieber Leser, will ich einen Mann bei Dir zu Geld machen, der Alles weiß, und noch mehr! Nicht wahr, ein solcher Alles- und Nochmehrwisser ist eine Rarität? Blos Alles zu wissen, ist heut zu Tage keine Kunst, dazu braucht man blos das Conversations-Lexikon, aber noch mehr zu wissen als Alles, das ist der Plunder! Noch mehr als Alles steht nicht einmal in dem neuesten Supplementband des Conversations-Lexikons, und doch weiß es mein Wundermann!

Ich hatte auf meinen Reisen das Glück, oft mit diesem

Alles- und Nochmehrwisser an einer **Table d'hôte** zu speisen, und ich konnte Gott nicht genug danken, daß er in seiner großen Schöpfung nur ein Exemplar eines Alles- und Nochmehrwissers erschuf; gäbe es zwei auf Erden, man würde bald eine Hungersnoth verspüren; denn ein solcher Alles- und Nochmehrwisser hat alle Wissenschaften so verschlungen, daß das Verschlingen ihm zur zweiten Natur geworden. Er betrachtet aber alle Gegenstände im Leben wissenschaftlich und verschlingt sie. Suppe, Fleisch, Gemüse, Braten, Salat, Käse, Dessert, kurz alles, was auf dem Tisch stehet, ist ihm wissenschaftlich bekannt und wissenschaftlich weiß er alle Bestandtheile u. s. w. Daher verschlingt er sie wissenschaftlich, so daß er auch alles und noch mehr ißt. Von der Suppe z. B. weiß er, und beweißt es laut perorirend, daß sie heiß ist, und daß sie naß ist! Das weiß zwar jeder Mensch, aber er weiß noch mehr! er weiß, warum sie heiß ist, und warum sie naß ist! und er beweißt es laut perorirend: weil sie beim Feuer stand, und weil sie im Grund aus Wasser besteht! Das weiß zwar jeder Mensch, aber er weiß noch mehr! Er kennt die Augensprache der Fettaugen auf der Suppe, und kommt von diesen Augen auf Cocles, der nur ein Auge, auf Belisar, der gar keine Augen, auf Argus, der tausend Augen hatte, auf die Augen eines Pfauenschweifes, auf die Augen im Käse, auf das Auge des Polyphem, auf die großen Augen, die Cäsar machte, als er ausrief: „auch Du mein Sohn Brutus!?" und auf die kleinen Augen, die Dido machte, als sie mit

Aeneas in der Höhle sich verhöhlte. Er kömmt von diesen Augen auf die Hühneraugen des Achilles, und er beweißt aus seiner Kenntniß des Noch mehr als Alles, welche Augen der liebe Herrgott machte, als „er sah, daß alles gut gemacht sey!" Dabei schreit er so, daß allen Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Suppe und noch mehr!

Beim Rindfleisch weiß er sogleich, ob und warum es hart oder weich ist. Das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! Er weiß und beweißt es laut perorirend, daß es deßhalb hart, weil es zu wenig, und deßhalb weich, weil es zu viel gekocht hat.

Er hat den Ochsen, von dem dieses Rindfleisch ist, persönlich gekannt, er kommt von diesem Fleisch auf das Fleisch der Rubenschen Bilder, auf das Fleisch der Ariadne von Danneker, auf die fleischliche Lust, auf die eingefleischten Liberalen, auf das Fleisch der Brandopfer in der Stiftshütte, auf das Fleischessen in den Fasttagen, auf das Befleischen eines architektonischen Gerippes u. s. w. Dabei schreit er so laut, daß allen Leuten das Maul offen bleibt, und indessen ißt er das ganze Fleisch und noch mehr! Bei den Mehlspeisen weiß er sogleich, ob es Schwarzmehl oder Weißmehl war; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es Weißmehl oder Schwarzmehl ist. Er schließt daraus

auf den Charakter der Köchin und auf ihren loyalen Sinn. Er kommt von dieser Mehlspeise auf das Mehl, von welchem Sara den drei Engeln Kuchen buk; er hat das Mehl selbst gesehen und chemisch zersetzt. Von Sara springt er auf Robinson und sein Mehl, davon besitzt er selbst noch eine Handvoll; von Robinson schwingt er sich nach Unalaschka, wo sie Mehl aus Baumrinden haben, und wovon er selbst zwei Leib gebacken hat. Von Unalaschka giebt er sich einen höheren Schwung nach dem alten Rom, wo sich die Vestalinnen mit Mehl puderten, und er besitzt selbst noch einen solchen vestalischen Mehlpuderzopf! Von da läßt er sich in den Mehlthau herab, und erklärt, wie er eigentlich vom Himmel des Morgens auf die Erde falle, und wie er selbst einmal einen künstlichen Mehlthau fallen ließ, der alle Pflanzen täuschte. Von dem Mehlthau kriecht er zu den Mehlwürmern über, und behauptet, er selbst habe mehrere Mehlwürmer schon gemacht u. s. w. Dabei schreit er so laut, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Mehlspeise und noch mehr! Beim Braten weiß er sogleich, ob es ein Hasenbraten oder eine Lerche ist; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es kein Hase oder keine Lerche ist. Von diesem Braten kömmt er mit vieler Eigenliebe auf den gebratenen Ochsen der vielen Freier Penelopens, von dem er eine lithographirte Abbildung besitzt; auf die gebratene Hand des Mutius Scävola, von der er noch einen halbversengten Daumennagel besitzt; auf das halb gebra-

tene Kalbfleisch, welches die Juden an Ostern essen müssen, und wovon er selbst aus Wißbegierde einmal acht Pfund versuchte; auf den Braten, den es für die Menschheit gäbe, wenn alle Freiheit abgeschlachtet würde u. s. w. Dabei schreit er so, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und er ißt den Braten und noch mehr!

Kurz, mein lieber Leser, er weiß alles, und immer noch ein bischen mehr. Wir wissen alle, daß die Welt aus Nichts erschaffen wurde; allein er weiß noch mehr! er weiß, wie das Nichts aussah, was es für ein Nichts war, und wie so es eigentlich Nichts war. Ja, er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er unserm lieben Herrgott eigentlich dabei mit an die Hand gieng, wie er aus dem Nichts die Welt erschuf.

Wäre es also nicht schade, lieber Leser, wenn ich Dir die kleine Beschreibung dieses Alles- und Nochmehrwissers vorenthalten hätte?

3.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Alidor ist ein Glückspilz, Alfred ein Unglücksvogel; was jener unternimmt gelingt, was dieser unternimmt schlägt fehl. Unternimmt jener gar nichts, so dringt das Glück wie Sonnenstäubchen durch seine verschlossenen Fenster, und unternimmt dieser gar nichts, so stürmt das Unglück doch wie ein Samum über ihn herein. Alfred spielt das ganze Jahr in allen Lotterien und gewinnt nie eine Ambe; Alidor wird gegen seinen Willen ein Loos aufgenöthigt und er gewinnt den großen Treffen. Alfred bewirbt sich das ganze Jahr mühselig um ein Amt und erhält keines; Alidor bewirbt sich gar nicht, allein der Fürst bemerkt zufällig einen Zug um Alidors Nase, der ihn an eine theure Person erinnert, und schenkt ihm Amt und Titel. Alfred soll mit einem großen Herrn eine Reise antre-

ten, da stirbt der große Herr; nach langem Schmachten und Sehnen soll er endlich die erste Unterredung mit seiner Geliebten haben, da fällt er, verstaucht sich den Fuß und kann nicht ausgehen; sein erstes Stück soll nach langem Bestreben zum Erstenmal gegeben werden, an demselben Tag brennt das Theater ab; ein reicher Buchhändler kauft ihm endlich das Manuscript ab, das Buch ist gedruckt, der Buchhändler macht banquerott; ein Fürst will ihn zu seinem Privatsekretär machen, da bricht eine Revolution aus, und der Fürst braucht keinen Sekretär; er sucht eine Anstellung im Militär, weil gerade Krieg ist, plötzlich heißt es: Frieden! eine Sängerin, die beim Minister in Gnaden steht, will etwas für ihn thun, da kömmt eine Tänzerin und verdrängt die Sängerin; nach Jahrelangem Sollicitiren soll er endlich Censor werden, da wird die Preßfreiheit im Lande eingeführt; kurz Alfred ist ein wahrer Unglücksvogel selbst in den kleinsten Kleinigkeiten. Will er spatzieren gehen, so regnet es, freut er sich auf ein Mittagessen, so wird es plötzlich abgesagt; hat er mit vieler Zierlichkeit und Mühe etwas ganz nett geschrieben, so schüttet er am Ende das Tintenfaß statt des Sandes darüber; freut er sich auf ein Theater, so wird die Hauptperson unpäßlich; will er einer Dame ein artiges Compliment machen, so fällt ihm sein Hut aus der Hand; will er einem Wagen ausweichen, so tritt er einem Herrn auf den Fuß, er macht eine entschuldigende Verbeugung und wirft ein Mädchen in das Ladenfenster hinein; setzt er sich zu Pferde, so springt der Gurt; zieht er

einen neuen Rock an, so wirft der Bediente die Schüssel darüber; läßt er sich rasiren, so wird er geschnitten; läßt er sich Blutegel setzen, so packt keiner an; will er gerade zu einem Fenster hinaussehen, so verliert er das Glas aus der Brille, ja Alfreds Leben ist eine Reihe von fehlgeschlagenen Unternehmungen. Alidor hingegen thut nichts, bewirbt sich um nichts, geht auf nichts aus, und die gebratenen Tauben fliegen ihm ins Maul, er ist in allem gerade das Gegenspiel von Alfred, im Schlaf und Traum und Tändeln fallen ihm des Lebens Güter, des Lebens Freuden zu, kurz der eine ist ein Glückspilz und der andere ein Unglücksvogel.

4.

Der Eckgast.

Ich habe dem Leser schon einmal das Bild eines Menschen geliefert, der ein Unglücksvogel ist, dem das Butterbrod immer auf die rechte Seite fällt, der immer etwas umschüttet, ausgießt, jemanden auf den Fuß tritt, die Tinte statt des Sandes auf das Papier gießt, den Damen die Schleppe abreißt, sich auf den Mops setzt, beim Komplimentenmachen ausglitscht und fällt u. s. w. Jeder Leser kennt eine Anzahl solcher Menschen, die recht gescheidt sind, und noch nie dazu kamen, ein gescheides Wort zu sagen, die recht liebenswürdig seyn können, aber nie die Gelegenheit dazu zu ergreifen wissen, die alles Glück verdienen, die aber vom Schicksal ausersehen sind, nichts als Unschickliches zu thun, nichts als Linkisches zu sagen, nichts als Fatales zu erfahren.

So habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein zärtlicher Liebhaber, ein geschickter Musiker, ein braver Mensch und ein starker Esser war. Man weiß, daß man ein starker Esser und doch sonst ein ordentlicher Mensch seyn kann, d. h. wenn man stark gegessen hat, oder wenn man die Aussicht hat stark essen zu können. Stark essen ist nicht die kleinste Schwäche des Menschen, und ich muß gestehen, daß ich viele Schwächen habe, nur die nicht stark essen, aber eine Schwäche, die noch schwächer ist als diese Schwäche, nämlich einen starken Esser zu beneiden.

Stark essen ist nichts als ein thätiges Loblied auf die Schöpfung, ein **Te Deum laudamus** mit vollen Backen angestimmt, eine Hymne an die Natur mit einem Accompagnement von zwei und dreißig Zähnen. Wenn ich einen starken Esser essen sehe, ist er mir ein erhabeneres Schauspiel als ob ich ein majestätisches Gewitter herannahen sähe. Ein stiller Ernst lagert sich wie ein dunkles Gewölk um seine Stirne, eine drückende Schwüle lagert sich um seine Schläfe, und bis die Suppe kömmt, scheint durch die ganze Natur — ein Gedankenstrich zu gehen. Endlich kömmt die Suppe, er fährt mit dem Löffel wie ein Taucher hinab in das Meer und holt sich vom Grunde herauf die schönste Perle.

Dann kommt das Rindfleisch u. s. w. Das Gewitter bricht los, mein Mann schlägt ein! wie ein Blitz: „die höchste

Spitze zieht ihn an!" Saucen folgen nun wie Platzregen dieser Explosion, dann verbreitet er sich mit einer eben solchen Allumfassenheit über Gemüse, Mehlspeise, Braten, Konfekt, kurz er umfaßt alle Zweige der Landwirthschaft und der Kochkunst; nach und nach ist oder ißt er ruhiger, das Gewitter ist vorüber, und ein heiterer Sonnenstrahl lagert sich um seine Stirne; ich sehe das Schauspiel eines Gewitters mit an, welches verheerend über den Tisch zog und jetzt eine feierliche Stille und Leere zurückläßt.

Also: einen solchen starken Esser habe ich kennen gelernt, der aber dabei auch ein besonderes Unglück hatte, daß er stets ein „Eckgast" war! An Gasttafeln und in Restaurationen, bei Dinees und Soirees, traf sichs immer, daß er an der Ecke des Tisches saß, an der äußersten Spitze. Der arme Mann! Wer schildert seine Leiden! Bis die Suppe an ihn kam, waren fast alle consistenziöse Welttheile herausgefischt! Mit einem Schwanenhals biegt er sich in die Terrine hinein:

„Ach! da war überall nichts mehr zu sehen, und alles hatte seine Herren!"

Von beiden Seiten sieht er nun „durch der Hände lange Kette" zwei Schüsseln auf sich zueilen, sie nahen — sie kommen — schon sind,sie da. — O Unglücklicher! In der Einen ist fast nichts, und in der Andern gar nichts mehr! O ge-

täuschte Hoffnung! stiller Scorpion! möge keine edle Seele dich erproben! Da wird das Rindfleisch herumgereicht. Das Rindfleisch, das erste und wichtigste Postulat der Eßgesetze! Wie eine Klapperschlange sieht er mit glühenden Augen dem heranrückenden Marqueur entgegen, schon hat er sich über zehn Nachbaren hinüber ein voluminöses Stück ausersehen; allein, ein ganz unansehnlicher, blasser Bösewicht, dem man eine solche That gar nicht zugetraut hätte, gabelt es heraus, ein leiser Krampf durchzuckt meinen Eckgast; er faßt sich, die Schüssel rechts ist schon da, er steckt die dreispitzige Waffe aus, und „ha hi, Hohngelächter der Hölle" blos einiges Rindfleisch-Charpie liegt da, kleine Fäden, wie ein alter Weibersommer! Entsetzt wendet er sich nach der zweiten Schüssel, die von der linken Seite herdefilirt; o, ungeheure Ironie! In dieser Schüssel ist nichts als ein Zweig Petersilien, der Kranz eines ruhmvoll da gewesenen Rindfleisches. Neue Schmerzen, neue Resignation, neue Hoffnung auf ein Fricassée, welches der Marqueur herumreicht. Da ist er schon, schon hört er seinen Athem, schon unterscheidet er in den verworrenen Fricasséemassen eine niedliche alabasterweiße Hühnerbrust; an dieser Brust will er seinen Schmerz verbeißen. Da ist der Marqueur, aber, o unglücklicher Eckgast! Er sitzt an der Spitze des Tisches, im Einbiegen stößt der Marqueur an den Stuhl, die Hühnerbrust liegt am Boden und die Sauce auf dem schwarzen Frack unsers Eckmärtyrers. Er wischt sich das Maul und den Frack ab, und lauert einem zweiten Marqueur auf, der

eine dampfende Mehlspeise herumreicht; man ist hart bei ihm, aber, o unglückseligster Eckgast! an der Spitze des Tisches muß der Marqueur eine Schwenkung machen, und so wendet er sich von seinem Nachbar rechts gerade zu dem Nachbar links und umzwingelt in der Schwenkung gerade meinen Eckgast!

Verzweiflung mahlt sich auf seinem Antlitz. Da leuchtet der Braten ihm glänzend wie eine junge Hoffnung nach; er starrt dem Braten und allen seinen gefährlichen Bewegungen entgegen, die Schüssel kömmt endlich auch an; ihm lächelt ein gebratener Apfel, der in dem Braten steckte, freundlich und ironisch, dem Braten folgt sogleich die Salatschüssel, in welcher mein unglücklicher Patron ein Bischen abgelaufenes Oel findet, gleichsam um seiner Hoffnung die letzte Oelung zu geben. In höchster Raserei will sich mein Eckgast erheben, um fortzugehen, allein als Letzter am Tische, sitzt er am nächsten zur Musik, die da ist, und er ist der Erste, dem das Notenblatt hingelegt wird! Welch ein Glück ein Eckgast zu seyn!

5.

Der Visiten-Mörder.

Wenn mir jemand sagt: „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen," so antworte ich gewöhnlich: „o Sie sind gar zu gütig! das gebe ich durchaus nicht zu! ich werde mir die Ehre geben, Sie zu besuchen!" — Nun denkt der Mann, ich seye ein recht feiner, artiger, höchst höflicher Mensch! Er irrt sich aber; wenn ich dieses sage, bin ich ein maskirter Grobian. Wenn ich einen Besuch mache, so kann ich gehen, wenn und wann ich will; empfange ich aber einen Besuch, so muß ich warten, bis der Andere gehet, deßhalb mache ich lieber zehn Besuche, als ich einen empfange! Wenn man einen literarischen Ruf hat, und seye er auch so klein, wie die Fürstenthümer Reuß-Schleitz, Reuß-Greitz u. s. w., oder so klein, wie die Größe der neuen churhessischen Consti-

tution, so glaubt doch jeder reisende Student in den Vacanzen, jeder Reisebeschreiber und jeder Weinreisende, er müsse dieses Wesen begucken, wie eine alte Ruine oder wie einen verfallenen Krater. Da kommen sie, gucken uns an, stecken einige unserer Worte und unserer Blatternnarben ein, packen sie in ihre Reiseranzen, und bringen sie zu Hause ihren Kindern oder Schönen mit. Da erzählen sie: „in München hab' ich Dampfnudel gegessen und den Saphir gesehen, er war gerade nicht bei Witz, und hat drei Blatternarben auf der linken Seite der Nase!"

Unter allen Besuchen aber, mit denen mich Fremde und Unfremde in der Geduld unterrichten, zeichnet sich Herr Eyerweiß auf eine grausam klassische Weise aus. Ich glaube nicht anders, als er ist von einigen schlechten Komödianten gemiethet worden, mich durch seine Besuche langsam, mit wahrer Barbarei aus dem Leben hinaus zu langweilen; es ist ein schleichendes Gift, das Er mir beibringen, und wenn ich langsam dahin schwinde, wie die preußische Staatszeitung, nachdem sie keine Polen- und keine Cholera-Neuigkeiten mehr hat, so sind es die Visiten des Herrn Eyerweiß, die mich nach und nach aufzehren und abmagern. Es wird dann grausamlich zu lesen seyn, wenn es in den Zeitungen heißen wird:

„Es hat dem ewigen Rathschlusse gefallen, den bekannten Schriftsteller Saphir, im 38sten Lebensjahre,

nach langen Leiden, an einer langwierigen Visiten-Auszehrung von hier abzurufen."

Ich glaube an eine Vorherbestimmung, so z. B. glaube ich, daß bei Napoleons Geburt im Himmel schon bestimmt wurde, daß Sir Hudson Lowe bei seiner Rückkunft von Helena seinethalben auf öffentlicher Straße geprügelt werde. So glaube ich, daß, als ein französischer Bauer einen Pfirsichbaum pflanzte, über dessen Pfirsichkern Dlle. Sontag in Paris stolperte, es schon von der Vorsehung beschlossen wurde, daß sie über den Kern stolpern müsse, damit die Berliner von der neuen Religionssekte in Anbetung einer zweiten heiligen Jungfrau zurückkämen. So glaube ich auch, daß bei meiner Geburt schon vom Himmel beschlossen wurde, ich müßte in meinem Blüthenalter, d. h. wenn die Blüthen altern, durch die Visiten des Herrn Eyerweiß vom Leben zum Tode hinübergesprochen werden!

Herr Eyerweiß klingelt, mein Bedienter macht ihm auf, allein ehe er ihn anmeldet, hat ihn Herr Eyerweiß behend umzüngelt und klopft an meine Thüre. Ich rufe zerstreut: „Herein!" trotz dem ich nicht zu Hause bin, er glitscht herein von der Thüre bis zu meinem Schreibtisch, und husch! sitzt er plötzlich wie ein Tintenklecks auf meinem Sopha. „Ich störe doch nicht?" fragt Eyerweiß, und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „ich gehe sogleich wieder," so kann ich bestimmt während der Zeit mich zweimal rasiren lassen. Ich

nehme meine gute ehrliche deutsche Geduld zur Hand, die ich nur zuweilen anziehe, z. B. in einer Vorlesung von Karl von Holtei, oder wenn der Bräutigam von Mexiko aufgeführt wird, oder wenn in der Deputirtenkammer über die Schubfuhren debattirt wird, oder wenn ich bei der Frau von X. zum Thee bin, und die Tochter Klavier arbeitet u. s. w.

Dann steht Herr Eyerweiß auf, tritt an den Spiegel, lies't meine Visitenkarten alle durch, und sagt dann: „ach, was haben Sie für Visitenkarten! ich hab' auch sehr viele! —" „So?" erwiedere ich, und lächle wie ein melancholischer Stieglitz. Nun nimmt Herr Eyerweiß meine Uhr in die Hand: „ach, eine schöne Uhr! eine Cylinder? ich habe auch eine ähnliche, sie ist jetzt beim Uhrmacher!" — „So?" erwiedere ich, und fahre fort zu lächeln, daß mir die Haut schaudert. „Ach, was haben Sie hier für ein Portrait?" ruft nun Herr Eyerweiß aus, und stöbert unter mehreren Bildnissen auf dem Spiegeltische herum. „Ist das Ihre Geliebte? Ihre Schwester? Eine Schauspielerin? Eine Sängerin? Eine Tänzerin? Ist sie hier? in Berlin? in Wien?" Ich lächle mit Grazie immer fort, aber mein innerstes Eingeweide brennt schon vor Grimm. „O!" eyerweißt er weiter fort, „ich hab' auch mehrere Portrait! o" — „So?" frage ich gedehnt, und indessen hat sich Herr Eyerweiß schon meines Perspektives bemächtigt: „ach, ist das ein Pariser? ein Londoner? sehen Sie gut d'rauf?" — „So, so!" sage ich, und schon hat Herr

Eyerweiß mein Pettschaft in seinen Krallen: „Haben Sie das Siegel hier stechen lassen? drückt es sich gut ab? Ich habe auch ein ähnliches, aber auf Stahl.“ — „So?“ repli-zitire ich unermüdlich fort. Nun geht's auf meinen Handspie-gel los: „Haben Sie auch einen Handspiegel? ich kann mich auch ohne Handspiegel nicht anziehen!“ — „So?“ — Plötz-lich fährt Herr Eyerweiß über einen da liegenden Brief her: „Eine schöne Adresse! das ist gewiß eine Frauenhand! die Frauenhände kenne ich, ich bekomme so viele Briefe von Frauen-händen!“ — „So?“ — „O! einen Dolch haben Sie auch?“ schreit Herr Eyerweiß nun auf, und packt meinen Dolch mit einer redneriſchen Wuth, „ich führe auch stets einen bei mir, gerade heute nicht.“ — „So?“ —

So geht es Stundenlang fort, er stöbert alles durch, faßt alles an, sucht alles auf, guckt unter den Tisch, unter das Sopha, hebt die seidene Decke des Bettes empor, zieht die Schubfächer auf, bedient sich meines Kölner Wassers, probirt mein Federmesser, untersucht mein Feuerzeug, schlägt alle Bü-cher auf, läßt meine Uhr repetiren, und alles hat er auch so oder ähnlich, und ist nicht von der Stelle zu bringen. Kömmt Jemand, so sagt er: „Geniren Sie sich nicht, gehen Sie mit dem Herrn ins Nebenzimmer, ich will schon hier warten, ich habe keine Eile.“

Dabei fühle ich, wie meine Kräfte immer abnehmen, wie

ich mich immer schwächer fühle, und ich fürchte, ich bleib' ihm einmal unter dem Besuch! Dann sagt Herr Eyerweiß vielleicht noch: „ach, hat Sie der Schlag gerührt? mich hat auch einmal der Schlag gerührt!"

Ich habe aber jetzt ein Mittel ausspintisirt, ihn bald los zu werden, wenn er kömmt. Die Noth ist erfinderisch. Ich habe mir nämlich einen vollkommenen Frauenanzug verschafft. Einen großen Hut à la Zugspitz, einen Shawl, eine Enveloppe u. s. w. Wenn nun Herr Eyerweiß bei mir ist, so muß sich mein Bedienter als Frauenzimmer verkleiden, und verschämt den Kopf mit dem Hute zur Thüre hereinstrecken, dann plötzlich zurückfahren. Ich gehe sodann hinaus, komme zurück, und sage zu Herrn Eyerweiß: „ach, Sie entschuldigen, eine Dame wünscht mich dringend zu sprechen!"

Ich hoffe, das hilft. Hilft es aber nicht, so weine mir eine Thräne nach, gefühlvolle Leserin, denn dann hat mich Herr Eyerweiß zu todt besucht, und mein nächster Horizont wird dann beginnen: „Ich bin todt, liebe Leserin!"

6.

Der Judenfeind.

Der gütige Himmel hat jedem Geschöpfe seine Waffen, jedem Pflänzchen seine Eigenschaft und jedem Menschen seine eigenthümliche Seite gegeben, von welcher er sich liebenswürdig und geltend machen kann. Von der Milbe bis zum Mammuth, von dem Ysop, der an der Wand kriecht, bis zur herrlichen Zeder, von dem Cretin bis zum Sokrates ist kein Wesen auf der Stufenleiter der Schöpfung ganz reizentblößt, ganz interessenackt, ganz unbemerkenswerth. Sehen wir zum Beispiel den bläßlichen Herrn Spindelfuß an. Er ist fad, wie ein kaltes Catheplasma; abgeschmackt wie ein altgebackener Grießkuchen; roh wie ein Russe, der in Rußland für roh gilt; hirnlos wie eine ausgewaschene Mumie; langweilig wie eine Cholera-Quarantaine; ignorant wie ein Mameluk und arro-

gant wie ein neugebackener Adel. Er ist so unbedeutend, daß der liebe Tod einstens große Mühe haben wird, ihn heraus zufinden, und daß er bei der Wiederaufstehung gewiß liegen bleibt, ohne daß es die liebe Vorsehung bemerken wird.

Allein auch dieser personifizirten Nulle, dieser in Fleischmakulatur einhergehenden Nichtigkeit hat die gütige Allbarmherzigkeit Gottes eine Seite gegeben, von welcher er sich bemerkbar machen kann, — er ist nämlich ein Judenfeind.

Auf eine wohlfeilere Weise kann ein charakterloser Mensch nicht zu einem Charakter kommen. Man fragt sich in Gesellschaft: wer ist denn dieses Schattenspiel von einem Menschen? ist er ein Gelehrter? nein! — Ist er ein Dichter? nein! — Ist er ein Gutsbesitzer? nein! — Ist er ein Banquier? nein! — Ist er ein Handwerker? nein! — Ein Künstler? nein! — Ein Doktor? nein! — Ein Advokat? nein! — Ei, was ist er denn? — o! er ist ein Judenfeind! — Da hat er plötzlich einen Charakter.

Mit dieser Judenfeindschaft macht sich Musje Spindelfuß höchst liebenswürdig. Wenn er nach und nach seinen seit dreißig Jahren an alle Frauenzimmer spedirten Liebreiz aufgezehrt sieht, wenn seine vierzig tausend Liebeserklärungen auf der Post liegen geblieben sind, wenn alle seine Heirathsbewerbungen unerbrochen auf Eilwägen wieder zurückarrivirten, da

nimmt sein zusammengeschnürter Geist sich zusammen, er tritt vor den Spiegel, setzt den Hut hochverwegen schräg auf sein Kopfgestell, streicht sich den Backenbart in die Wangenhöhlen, die, fleischlos wie ein Fastentisch, ihre eigenen Einfälle belächeln, und sagt zu sich selbst: „ich bin doch ein liebreizendes Bürschchen, und es kann mir kein Mensch absprechen, daß ich ein interessanter Judenfeind bin!" — Der gute Musje Spindelfuß kann alles ertragen, bedeutende Grobheiten, zarte Händel, Fingerfamiliaritäten mit seinen interessanten Mondscheinwangen, er sucht sogar selbst gerne allerlei Hader und Stänkereien an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, kurz das Allergemeinste ist seiner zarten Seele angenehm, blos gegen Juden sind seine Nerven reizbar! All sein Witz, all sein Muth, alle seine Einfälle, all seine Beredsamkeit, all sein sanftseliges Lächeln, drehet sich um die Juden herum, und wenn ihm einmal die Juden den verdammten Streich spielen wollten, ganz auszusterben, er wäre das geschlagenste, erbärmlichste, miserabelste Männchen aller fünf Welttheile, er hörte auf, etwas zu seyn, er müßte stumm herumwandeln!

An der **Table d'hôte** verzehrt er die Juden als Salz, als Salat, als Dessert. Lies't er auf der Karte: „Judenfisch mit brauner Sauce," dann ist er geborgen, sein Leben beginnt; er weiß, von was er sprechen soll! Er bedauert, daß man „Judenfisch mit brauner Sauce" hat, denn er würde viel lieber „braune Juden mit Fischsauce" essen. Ist der gute Spin-

delfuß auf einem Platze, wo keine Juden sind, so dreht er sich wie ein von der Sonne aller Farbe ausgezogener Regenschirm herum, und bemerkt, es ist gottlob kein Jude da. Dabei lächelt er selig wie ein gedörrter Schwarzreiter, denn nun weiß er, was er sprechen soll; die Damen, die so unglücklich sind, ihn anhören zu müssen, wissen nun, daß sein Mund von Juden überfließt.

Ist er an einem Orte, wo Juden sind, o, da ist er erst recht glücklich! Denn nun kann er gleich zu sprechen anfangen, ohne erst Leibzwicken zu haben. Denn in seiner endlosen Fadheit nicht einmal geschickt genug, noch vom Wetter oder von der Cholera zu sprechen, sind es nur die armen Juden oder vielmehr die reichen Juden, die sich ihm auf die Sprachwerkzeuge geschlagen haben! Er sagt erst: „ach, es wäre hier schön, wenn nur nicht so viele Juden da wären!" nach dieser Geistesanstrengung ruhet er auf seinen Rednerlorbeeren aus; dann wendet er sich in seiner überschwenglichen Liebenswürdigkeit zu einer andern Dame, und sendet ihr postfrei die Bemerkung hin: „überall sind Juden!" — Hierauf knickt er, erschöpft von diesem Aufwand an Witz und positivem Wissen, wie ein Taschenmesser zusammen, erholt sich nach einigen Augenblicken, und frankirt an eine dritte unglückliche Dame die Worte: „daß doch die Juden überall sind!" Nachdem er sich nun selbst über die Fülle seiner Genialität angestaunt, wendet er sich zu dem vierten bedauernswerthen Gegenstand seiner in-

tereſſanten Aufmerkſamkeit mit dem brillanten Einfall: „Müſſen denn überall Juden ſeyn?!“ Darauf drängt er ſich wie eine maskirte Sardelle durch die Reihen, bis an das andere Ende des Saales, und näſelt mit unendlicher Grazie einer beklagenswerthen Dame das herrliche bon mot hin: „Findet man doch Juden überall!“ — Ich glaube, wenn Muſje Spindelfuß einſt auf der letzten Poſtſtation des Lebens angelangt ſeyn wird, ſchniffelt er dem Tode noch die Worte zu: „Sind hier keine Juden?“

Da überhaupt der Judenhaß da anfängt, wo die geſunde Vernunft aufhört, ſo kann der Leſer ſicher darauf rechnen, daß, wo er das Wort „Jud“ ausgeſtoßen hat, da hat der Verſtand des Sprechers entweder noch nicht angefangen, oder er iſt bereits zu Ende. Wo das Herz und der Geiſt gleich dumm und ſtumm ſind oder zu werden beginnen, und blos die fünf Sprachwerkzeuge für Kopf und Herz proviſoriſch das Wort führen, da iſt immer das Feldgeſchrei: „Jude! Jude!“

Muſje Spindelfuß aber läuft als mathematiſcher Beweis des Ebengeſagten unter uns herum. Es iſt das drolligſte und lächerlichſte Exemplar dieſer Race auf Erden, und ſollten wir im Verlauf der Zeit entdecken, daß er ſich in dieſer Wiſſenſchaft vervollkomme, ſo werden wir Büffons Naturgeſchichte mit einer lithographirten Abbildung dieſes Prachtexemplars von einem Judenfeinde gelegenheitlich vermehren.

Arabesken.

Beantwortung

der

von einer Gesellschaft Damen eingegangenen Frage:

„Ob es einem witzigen Menschen möglich sey, einen Einfall, und sollte er auch seine Geliebte treffen, zu unterdrücken?"

Hohe Göttin! Schaumgebor'ne!
Die auf Paphos Blumen-Eiland
Säugt den holden Herzens-Heiland;
Die das Eden, das Verlor'ne,
Allen Herzen rückgegeben!
Heil'ge Zypris! Auserkor'ne!
Kröne heut mein schwaches Streben,
Zu vertreten jenes Beben;
Das mit Wonnen unermessen,
Bald das Herz will freudig heben,

Bald es faßt mit süßem Pressen;
Das mit namenloser Regung
Unſ're Geiſter kann umweben,
Der Empfindung reichſte Hegung
Unſ'rer Seele hinzugeben,
Um mit einer wunderbaren,
Gottentſproſſenen Liebespflegung
Höchſte Luſt zu offenbaren!

Und Du, Liebe! Wonnen-Einheit!
Heil'ges Unterpfand von Dorten!
Die in klarer Himmelsreinheit
Iſt entſchlüpft aus Edens Pforten,
Um Verbannung und Vernichtung
Mit den Menſchen hier zu theilen;
Um als ſchönſte Himmelsdichtung
In dem Proſathal zu weilen;
Unſ'res Lebens Kerkerwände,
Unſ'res Daſeyns trübe Blende
Mit den ſüßen Himmelsbildern,
Zu verſchönen und zu mildern,
Zu verklären ohne Ende!
Du, o Liebe! ſchenk' dem ſchwachen
Sänger, Deine laut're, hohe,
Strahlenreiche Himmelslohe,
Seine Worte anzufachen

Mit den nieerlöschten Flammen,
Die dem reinen Licht entstammen;
Gieb ihm Kraft und Muth und Deutung
Zu der Minne wahren Leitung!

Witz und Liebe, meine schöne Unbekannte, verhalten sich zu einander, wie Salzsäure zu Rosenöl, wie eine Pechfackel zum Mondschein, oder um prosaisch zu seyn, wie eine Knackmandel zu einer Apfelsine.

Der Witz ist eine trennende, die Liebe eine verbindende Kraft; der Witz sucht Verschiedenartiges, die Liebe Harmonirendes auf; der Witz ist als Eigenschaft ein Talent des Scharfsinnes, und als Produkt ein Geschöpf des Vergleichs; die Liebe ist nicht Eigenschaft, nicht Produkt: sie ist innere, freie Zuneigung verwandter Seelen, sie ist eine aus dunkler Sehnsucht sich entwickelnde Empfindung der Leere, die nach Mittheilung und Vereinigung strebt.

Jean Paul sagt: „Der Witz ist ein angeschauter Verstand," eben so könnte man sagen: „Die Liebe ist ein angeschautes Gemüth." Gemüth und Verstand aber sind so heterogen, daß sie sich nicht selten gegenseitig aufheben. Nichts desto weniger finden wir gerade bei den witzigsten Menschen eine Tiefe des Gemüths, die wie ein glühender Lavastrom unter der grünenden Decke der Ironie verborgen liegt, und bei

allen Erschütterungen desto flammender und mächtiger ausbricht. Wer war witziger als Sterne, und zugleich zarter, gemüthlicher? welcher Deutsche darf sich an Jean Paul's Urgebirge des Witzes heranwagen, und welcher deutsche Schriftsteller hat das Leben tiefer, inniger, wahrer und wehmüthiger aufgefaßt, mit allen seinen Wehen und Thränen, mit seinen Aschenkrügen und Trauerhügeln? Selbst in dem Busen des Kältesten, und, wie er gescholten wird, gottlosesten aller Witzigen, in Voltaires Busen, stand das Bild der Menschheit in seinem reinsten Tempel, und die Menschheit verdankt doch nur ihm die Abschaffung ihres größten Brandmarks: des Negerhandels.

Es ist also auch anzunehmen, daß ein Witziger lieben kann, und lieben mit aller Gluth dieser Empfindung, mit dem Accent grave dieser Leidenschaft, ja sogar mit dem ganzen Gefolge der Thorheiten, Lächerlichkeiten und Heimlichkeiten, die der Liebe anheimgefallen sind.

Die Liebe hält ihren Einzug auf verschiedene Weise ins menschliche Herz. Da schlägt sie wie ein Blitz ein, und das Herz steht plötzlich, wie Moses heiliger Busch, in vollem Feuer und verzehrt sich dennoch nicht; dort hält sie ihren Einzug festlich und feierlich langsam, sie kömmt mit dem ganzen Vorhof ihrer Macht; mit dem Glockengeläute des Herzens, mit der Thränenillumination und mit der Aufwartung aller Gefühle; hier zieht sie durch das Auge, dort durch das Ohr in die Her-

zen ein. Wenn die Liebe aber einziehen soll in das Herz eines Witzigen, so giebt es vorher eine komische Schlacht. Der Witz steht vor dem Herzen und macht ihr den Eingang streitig, dadurch, daß er sich über sich selbst belustigt, er wirft nach der Liebe mit Selbstspöttereien, wie ein schwaches Kind mit kleinen Muscheln nach dem Leuchtthurm wirft, um ihn zu erschüttern; er hält die Witz-Lanzen und Bonmots-Spanische-Reiter als Schutzwehr vor; aber der Thor! er vergißt, daß, wer sich gegen die Liebe wehret, schon verloren ist, und daß es gegen Liebe, wie gegen Wölfe, fast nur ein Mittel giebt: sich ruhig, wie todt verhalten und sie vorüber gehen lassen! — Die Liebe ist aber, trotz Witz und Spott, und Ironie und Selbstohn in das Herz gedrungen, und demolirt es erst nun recht, weil es nicht kapitulirt hat. Der Witzige, der nun verliebt ist, er mag die Liebe tragen wie eine Schellenkappe oder wie einen Narrenhut, er mag sie umnehmen wie eine Fastnachtsjacke oder wie einen Schalksmantel, er mag sich dabei geberden wie ein Faschingthor oder wie ein Lustigmacher, die Liebe sitzt nichts desto minder mit allen ihren Pfeilen in seinem Herzen, und alle ihre Wonnen durchbeben nichts desto minder sein Wesen, und alle ihre Leiden durchzucken und zerstören nichts desto minder seine Brust, und die Wonne der Gegenliebe steigt nichts desto minder wie eine jubilirende Lerche in den Himmel seiner Seele auf, und der Jammer der hoffnungslosen Liebe zerreißt und zerfleischt sein Inneres nichts desto minder mit allen seinen tausend und abermal tausend

Qual- und Leidenshaken, und die unnennbare, ungestillte, in ewigen heimlichen Thränen großgezogene Sehnsucht umfaßt ihn nichts desto minder mit den schmerzlich-süßen, weichen, und dennoch glühenden, zarten und doch starken Banden und Blumenfäden der innigsten Wehmuth. Es scheint mir also unmöglich, daß ein unglücklich Liebender witzig seyn könne.

Der Fall aber, den Sie, meine schöne Unbekannte, mir vorlegen, ist ein anderer. Er ist glücklich und wieder geliebt, da allerdings springen die Springbrunnen des Witzes in unerschöpflichen Glanzstrahlen empor und fallen in herrlichen Caskaden herab, und in den Perlen des Witzes spiegeln und brechen sich die Strahlen der glücklichen Liebe, und gewähren so das imposanteste Schauspiel. Wie leicht verzeihlich ist es nicht bei einem solchen Witz-Rheinfall, wenn ein Schimmertröpfchen des schäumenden Bogens die Geliebte trifft? Freilich darf es kein anderes Tröpfchen seyn, als eben lauteres Wasser, es darf nicht ätzende Säure, nicht fressendes Gift seyn; es darf vor den Augenblick etwas frappiren, aber es darf keine Spur, am wenigsten einen Flecken zurücklassen. Denn wer die Geliebte empfindlich kränken, sie kränkend beschämen kann, in dessen rohem Gemüthe hat die Liebe nie gewohnt. Ein leichter Scherz aber ist leicht vergeben, und oft ist es ja gerade das Uebermaaß der Liebe, welches seinen Gegenstand gerne neckt, so wie Feuer und Wasser zischen, gerade um sich ewig zu vereinen.

Ich glaube also, daß es einem Witzigen nicht möglich ist,

einen beißenden Einfall auf seine Geliebte zu unterdrücken, weil ihn ein solcher gar nicht anwandeln darf, nicht anwandeln kann; daß er aber eine leichte unschädliche Witz-Rakete über ihr Haupt hinschwirren lassen kann, ohne daß sie ihn der Brandstiftung in der Schäferei der Liebe beschuldigen darf.

Somit hoffe ich, wird das Liebespaar, welches gewiß schon längst versöhnt ist, mit meiner Meinung nicht unzufrieden seyn, und mir um so eher Nachsicht gönnen, da ich über „Witz" und „Verliebtseyn" nur wie ein Armer über fremde Güter urtheilen kann.

Die Morgenstunde eines schwärmerischen Herzogs.

Aurora musis amica.

Die goldfingerige Aurora küßte mit rothen Lippen voll Licht das Boulevard des Capucins, die grünseidnen Vorhänge aber des herzoglichen Schlafgemaches hiengen tief herab, weder die Sonne noch die Polizei konnten ins Zimmer dringen.

Die Morgenstunde hat bei der jetzigen Zeit nicht nur Gold, sondern auch Polizei im Munde; die Morgenstunde muß also ein sehr großes Maul haben!

Der Herzog aber schlief sanft, süße Träume von zu bezahlenden Schulden und zu errichtenden Armeen und zu erobernden Ländern umgaukelten seinen Schlummer. Die Herzoge sind sehr human und sehr liberal, wenn sie träumen!

Und er träumte, er wolle seinem Lande eine Constitution geben, wie sie Europa noch nicht sah! Er wollte die vielen Scharten mit einer einzigen Charte auswetzen; er wollte aus seinem Lande ein Elisium machen und damit beginnen, daß seine Unterthanen alle wie die Schatten herumwandeln sollen. Auch seine Schulden wollte er bezahlen und keine Schauspielerin mehr zum Finanzwesen erheben, und was dergleichen schwärmerische Träume eines unschuldigen Herzens mehr sind.

Allein die Polizei hat keinen Respekt vor Träume! Im Gegentheil, die Polizei leidet nicht, daß man träume, die Polizei stört uns aus manchem schönen Traum auf, denn ein Mensch kann verflucht polizeiwidrige Sachen träumen!

So stand denn die Polizei vor dem Hause des süßen Träumers, sie hörte ihn träumen, und beschloß, ihm seinen Traum auszulegen. Aber das Hausthor war zu und die Polizei konnte doch nicht zum Schornstein hineinfliegen! Da brachte man zum Glück dem Herzog die „Gazette médicale.“ Der Herzog las wahrscheinlich nichts Anderes als die „Medizinische Zeitung.“ Er wollte wahrscheinlich in seinem Lande eine medizinische Zeitung etabliren für den wahrscheinlichen Fall, wenn bei seinem Regierungsantritt seine Unterthanen in eine schwere Krankheit fallen sollten.

Die Polizei ergriff die Gelegenheit und schlüpfte mit der

„Gazette médicale“ in das Vorzimmer seiner träumerischen Durchlaucht. Es ist dieses der erste Fall, daß eine Zeitung der Polizei die Thüre wieß; sonst ist es immer umgekehrt.

Das Schlafgemach war fest verschlossen, damit seiner Durchlaucht kein humaner Traum gestohlen werde.

Die Polizei klopfte ganz höflich: „Schlafen Eure Durchlaucht?“

Herzog. Nein.

Die Polizei. So machen Sie gefälligst auf, die Polizei ist da.

Herzog. Ich schlafe.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligst in der Schweiz schlafen.

Herzog. Ich träume.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligst in der Schweiz träumen, hier träumt man sehr theuer, hier kostet so ein herzoglicher Traum ein paar Millionen. Machen Sie auf!

Herzog. Was!

Die Polizei. Machen Sie auf, die Thüre und sich.

Herzog. Ich protestire.

Die Polizei. Erlauben Sie gefälligst, daß wir die Thüre aufbrechen lassen.

Herzog. Ich protestire.

Seine Durchlaucht protestirten und der Schlosser brach die Thüre auf, denn die Polizei bringt mit Hülfe eines Schlossers auch durch verschlossene Thüren. Der Herzog lag noch im Bette. Ach, man liegt so weich auf Geld, welches man nicht hat, auf einer Armee, die man erst zusammentreiben will, und auf Unterthanen, die noch geboren werden sollen! Allein die Polizei hat ihren Zahn gerade auf Leute, die so recht weich liegen.

Die Polizei tritt höflich auf Se. Durchlaucht zu: „Eure Durchlaucht, wir sind gekommen, um Ihnen höflichst zu sagen, daß es heute ein sehr schöner Morgen ist, die Witterung ist unserm Unternehmen günstig, stehen Sie auf, und begleiten Sie uns nach der Schweiz, die Gebirgsluft wird Ew. Durchlaucht sehr wohl thun!"

Herzog. Ich proteſtire. (Er ſteht auf.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligſt Beinkleider anziehen?

Herzog. Ich proteſtire. (Er zieht Beinkleider an.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligſt eine Weſte anziehen?

Herzog. Ich proteſtire. (Er zieht eine Weſte an.)

Die Polizei hat eine eiſerne Geduld, und dabei iſt ſie ſo phlegmatiſch, wie ein Theaterdirektor. Sie erſuchte bei jedem Kleidungsſtück ganz höflich und ruhig und gefällig; ſie half ihm ſogar, und Se. Durchlaucht fand die Polizei dieſesmal ſehr anziehend.

Die Polizei. Sind Ew. Durchlaucht nun ganz angezogen?

Herzog. Ja, aber ich proteſtire.

Die Polizei. Nun werden Ew. Durchlaucht auch ſogleich ausgezogen ſeyn; nach welcher Gränze wollen Ew. Durchlaucht uns bringen.

Herzog. Ich kenne keine Gränzen, ich habe nie Gränzen gekannt. Ich bin hierher gekommen, weil man hier am ungestörtesten träumen kann. Ich rufe Ihre Gesetze auf, nach welchen es jedem Menschen gestattet ist, zu träumen was er will.

Die Polizei. Eure Durchlaucht verstehen das nicht. Wenn Sie träumen wollen, so träumen Sie einen eigenen Traum! fangen Sie sich Ihren Traum selbst an; Sie wollen aber einen Traum, den wir zu träumen angefangen, auf Ihre Rechnung fortsetzen, das geht nicht. Ueberhaupt, was gehen uns Gesetze an? Die Polizei fängt ja eben da an, wo die Gesetze aufhören.

Herzog. Ich protestire; in meinem Lande war es anders, da fiengen die Gesetze gar nicht an, o cara patria!

Die Polizei hatte indessen den Arm Sr. Durchlaucht ergriffen, und ihn sachte bis an die Treppe begleitet. Der Herzog sah sich noch einmal um, ob er keinen Traum liegen ließ, dann stieg er in den Wagen, die Polizei stieg nach. Was sie da noch gesprochen haben, konnte ich nicht hören, denn der Wagen klapperte zu sehr; sie fuhren ab, wie er dabei fuhr, wird die Folge lehren.

Mantel-Rede,

in den Wind gesprochen, als ich im Herbste zum erstenmal wieder meinen Mantel anzog.

Der Mensch hängt in seinem Leben so vielerlei Sachen an den Nagel, und glaubt sie nicht mehr zu brauchen, am Ende aber holt er sie wieder herunter; nur eines hängt er zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herabnimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst, im Leben glücklich zu seyn, besteht darin, die Sachen alle zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen. Hätte Walter Scott die Feder an den Nagel gehängt, bevor er seinen „Napoleon" schrieb, er würde vielleicht bei Vielen noch für einen großen Schriftsteller gelten. Hätte Napoleon sein

Schwert an den Nagel gehängt, bevor er nach Rußland zog, so hätten ihn die theesaufenden Wasserratten nicht zu todt gemagenkrebst! Hätten alle ultraliberalen Schreier ihre Lungen zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, sie würden jetzt nicht selbst bei allen Gerichten hängen.

Wir Deutschen sind aber ungeschickt in der Zeit wann wir unsere Dinge an den Nagel hängen, z. B. Benzel Sternau hängt seine Deputirtenstelle gerade zu einer Zeit an den Nagel, wo er seiner Ansicht hätte nützlich seyn können, und holt dafür seine Schreibmuse vom Nagel herunter, die füglich besser hätte hängen bleiben können! In Frankfurt am Main hängen sie den Krämergeist an den Nagel, um Ehrensäbel zu verschenken, und holen den Geist der Freiheit vom Nagel herunter zu einer Zeit, wo der Geist die Freiheit verunstaltet, und die Freiheit den Geist zu Boden drückt!

Darum: „Die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, und sie zur rechten Zeit wieder herunter geholt," das heißt man den Nagel auf den Kopf treffen; wer das nicht versteht, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt allseinlebtag vernagelt!

Bei keiner Sache ist diese „rechte Zeit" aber so wichtig als bei dem Mantel! Wer den Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen, und zur rechten Zeit wieder herunter

zu holen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist der Sokrates-Mantel und ein Krönungs-Mantel und ein Doktor-Fausts-Mantel, der alles kann und alles zu Wege bringt.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein leichtes in unserer Welt voll Wind, das kann jeder Windbeutel, das eigentliche Geheimniß der Diplomatie besteht darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht; gehorsamer Diener, das ist ein schweres Stück! Ein wahrer Diplomat hängt im August seinen Mantel nach dem Winde, der im Dezember gehen wird, um dann den Dezemberwind nach seinem August-Mantel hängen zu können!

Es giebt Mantelkünstler auf der Welt, z. B. Talleyrand, der hat seinen Mantel so oft nach dem Winde gehängt, bis der Mantel zuletzt seinen Talleyrand nach dem Winde hängte. Ueberhaupt taugt die Redensart: „man muß den Mantel nach dem Winde hängen," nichts; es soll heißen: „man muß den Mantel in den Wind hängen," da sieht man, woher der Wind bläst, dann „muß man sich nach dem Mantel hängen!"

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch den Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantelrollen zu Hause waren und sich zu ächten Mantelkindern des Glücks empor hängten!

Ich habe andere Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß sie beständig ihren Mantelsack auf dem Rücken haben mußten!

Wiederum habe ich Menschen gekannt, die jeder Sache, jedem Gedanken, jedem Ausdruck ein Mäntelchen umzuhängen wußten, und dadurch ihre eigene Nichtigkeit bemäntelten.

Ich habe andere Menschen gekannt, die ihre schönsten Tage einem Nachtmantel, und ihre lustigsten Stunden einem Trauermantel zu verdanken hatten.

Ich habe Menschen gekannt, die in Kirchen unter dem Mantel der Andacht nach Frauenmäntelchen spähten, und wiederum andere, die unter dem Mantel der christlichen Nächstenliebe ihrem Nächsten den Rock auszogen. Ich habe Mantel-Schüler gekannt, die Staatsmäntel trugen, und Frauenmäntel, die Krönungsmäntel am Kragen hatten!

Ich habe Menschen gekannt, die sehr einseitig waren, und die doch den Mantel auf beiden Schultern trugen; die hatten freilich eine hohe Schulter! Andere Menschen hängen den Mantel blos deßhalb nach dem Winde, damit das Futter herauskomme!

Das Alles dachte ich, als ich am 16. September meinen Mantel vom Nagel nahm, und ihn wieder umhieng. Ich wickelte mich fest in den Mantel ein und dachte: das ist eine verwickelte Geschichte!

Heiligsprechendes Sendschreiben an König Pharao, weiland Tyrann von Egypten.

Allergnädigster Tyrann!

Als ich noch ein Kind war, habe ich viel heilige Prügel bekommen, nämlich Prügel beim Studieren der heiligen Schrift. Mein Instruktor, der fromme Cheskel, hat mir die fünf Bücher Moses nicht nur auf die Seele, sondern auch auf den Rücken gebunden, und ich habe in den allerhöchsten Angelegenheiten Eurer Majestät verschiedene Püffe zu fassen die hohe Ehre gehabt.

Eure Majestät hatten nämlich allergnädigst geruht, die Juden in allerhöchstdero Staaten allerhuldreichst zu kujoniren; bei dem Lesen dieser Stellen gerieth der Rabbi Cheskel in ei-

nen solchen blinden Wutheifer, daß er mich für Eure Majestät gehalten haben muß, und Eure Majestät auf meinem Rücken in Effigie zerbläute. Ich faßte deßhalb einen grausamlichen Haß gegen Eure Majestät, und Eure Majestät geruhten, mir ein Ideal der Tyrannei, ein Urbild der Abscheulichkeit, ein Ausbund von Despotismus und Unmenschlichkeit zu seyn. Verzeihen Eure Majestät, es war ein thörichter, kindischer Irrthum. Eure Majestät geruhen nicht zu wissen, welche falsche Schlüsse der Kopf macht, wenn der Rücken geprügelt wird; Eure Majestät haben gewiß nicht geruht, in allerhöchstdero Jugend geprügelt worden zu seyn, sonst hätten Eure Majestät die armen Juden nicht so prügeln lassen!

Insonders aber war mein Herz zerknirscht, und meine Augen strömten von Thränen über, als es zu der Stelle kam:

„Jedes Söhnlein, das geboren wird, soll man in's Wasser werfen, die Töchterlein aber leben lassen!"

Ich fragte heulend meinen Rabbi Cheskel, warum Eure Majestät denn glaubten, die jüdischen Töchterlein wären wasserscheu? Rabbi Cheskel antwortete mit dem Knopfe eines spanischen Rohrs, unbekümmert darüber, ob Spanien in diese Frage interveniren wolle, und die Antwort ließ einen langen blauen Gedankenstrich auf meinem Rücken zurück. Dazumal habe ich Eure Majestät in Gedanken mit einem langen geisti-

gen spanischen Rohr allerdemüthigst durch und durch geprügelt! Ach, Eure Majestät, es war eine süße Schwärmerei!

Ich bin älter geworden, ich vermag zu urtheilen, und Eure Majestät volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen!

Ich habe in der Augsburger allgemeinen Zeitung gelesen, wie jetzt in Polen die Kinder geopfert werden *), und kehre zu Eurer Majestät zurück, um zu gestehen, daß Eure Majestät der gnädigste, der mildeste, der gemüthlichste und leutseligste Regent waren.

Was haben Eure Majestät denn Grausames gethan? Eure Majestät haben die Judenknaben gleich bei der Geburt in's Wasser werfen lassen? Das war Gnade, Barmherzigkeit! Eure Majestät wollten nicht haben, daß die Juden heranwachsen, damit sie bei den bestehenden Landesgesetzen sich dann selbst ins Wasser stürzen müssen! Eure Majestät geruhten, sie allergnädigst zu ihrem Seelenheil ersäufen zu lassen!

Eure Majestät, ich habe die allgemeine Zeitung gelesen,

---

*) Zu Ehren der Menschheit, zu Ehren der russischen Regierung, halten wir jene Nachricht gewiß für unwahr, und wollen deßhalb diesen Aufsatz blos als Phantasie betrachtet wissen.

und mein Blut gerann in meinen Adern, meine Pulse bebten, mein Herz blutete an tausend und abermal tausend tiefgerissenen Wunden, und meine Augen strömten über von heißen, bittern Thränen, und meine Seele zuckte im schmerzlichsten Krampfe, und all' mein Wesen war voll von Weh und Leid, von Jammer und Vernichtung! Ich war außer mir! In der Ungerechtigkeit des ersten Schmerzes fieng ich blutigen Hader mit der Vorsehung an!

Kinder, zarte Kinder, schuldlose Säuglinge, lallende Wesen, weggerissen aus dem Arm des Vaters, von der liebenden Mutterbrust, von der wohnlichen Sonne der Heimath, von der sorglichen Pflege der Eltern, nackt, hungernd, winselnd, vor Frost zitternd, wie die Kälber auf Wägen geworfen, dahingeschleppt in die Sklaverei, auf dem Wege verschmachtend und an der Heerstraße noch zuckend hingeworfen, im Staube die kleinen Finger grabend, mit dem verdorrten Zünglein den Sand aufleckend, die gebrochenen Aeuglein selbst auswühlend, verendend wie ein Wurm, unbegraben, die zarten Gliedmaßen preißgegeben dem Wilde des Feldes! — Die trostlose Mutter schaut händeringend in die Ferne, die Augen blind geweint um die zarte Frucht ihres Leibes, die Brust mit Blut gefüllt statt mit Muttermilch; der Vater sieht mit starrem Blick zum Himmel, sein einziges Kind, die süße Frucht seiner heiligen Liebe, das segensvolle Geschenk der barmherzigen Gottheit, sein Licht und sein Trost, sein Stab und seine Stütze, sein

Alles von ihm weggerissen in Elend, in Sklaverei und Tod, und nicht einmal wissen die Eltern, wohin sie ihre Seufzer nachschicken sollen, wissen nicht, wo die kleinen Ueberreste begraben sind, oder ob nicht ihr junges Gebein auf freiem Felde von der Sonne gebleicht wird!

Die Menschheit schaudert bei diesen Thaten, die Natur entsetzt sich, die Welt erbebt ob diesen Gräueln, und zum Himmel hinauf dringt das Aechzen der zertretenen Herzen, der Klag- und Wehruf des geschändeten Ebenbildes Gottes, das Blut der geschlachteten Kinder dampft empor zum Richter aller Thaten, und die Erde windet und krümmt sich schmerzhaft unter dem frechen Stachel der gottschänderischen Zeit!

Eure Majestät, Pharao! Eure Majestät waren ein Heide, Sie beteten einen Hund an und einen Ochsen, Sie waren ein Thier wie Ihr Gott! der Segen der christlichen Religion hat das Herz Eurer Majestät nicht mit Liebe und Milde gefüllt; das Christenthum hat seinen göttlichen Friedensbogen nicht gezogen durch die nächtige Seele Eurer Majestät; die offenbarte Gnade hat die finstere Decke vor der Seele Eurer Majestät nicht heilvoll gelichtet.

Wir aber, wir nennen uns Christen! das Morgenroth des Glaubens hat die Nebel und die Schatten in die Tiefen zurückgedrängt; für uns hat der christliche Glaube die reinste

Blüthe des sittlichen Lebens getrieben; für uns hat er die irdische Natur gereinigt zur Aufnahme des göttlichen Reichs; für uns hat der Heiland am Kreuze geblutet, um als verherrlichter Mittler, Himmel und Erde, Gott und Mensch zu versöhnen im Blutkusse unendlicher Liebe; für uns geschah das Alles, wir sind Christen und die Altardecke der christlich geweihten Erde raucht auf vom Blute erdrosselter Christenkinder!

Ach, Eure Majestät, Sie waren mehr Christ als wir, Sie haben doch die Töchterlein leben lassen!

Lieder der Servilität.

Servil bin ich und will es seyn,
Zum Trutz den Liberalen,
Die mit erlog'nem Heuchelschein
In falscher Freiheit prahlen.

Servil bin ich, das sey mein Loos
Auf meinem Lebenspfade,
Wer hier gedient wird oben groß,
Nur Demuth führt zur Gnade.

Servil bin ich, ich bleib' dabei,
Die Knechtschaft will ich feiern,
Und fühle mich doch göttlich frei,
Trotz Skriblern und trotz Schreiern!

1.

Servil bin ich vor Gottes Thron,
Und liege tief im Staube,
Wie auch des Zeitgeists frecher Hohn
Bespöttle Kirch' und Glaube.

Ich grüble nicht, wer seinen Thron
Im Firmament gegründet,
Wer als den Reif zu seiner Kron'
Den Himmelsdom gegründet.

Ich frage nicht, gehirnverbrannt,
Ob er denn unverletzlich,
Ob er vom Himmel uns gesandt
Rechtmäßig und gesetzlich.

Ich kann ihn nur aus seiner Macht
Und Herrlichkeit erkennen,
Wenn Sonn' und Mond und Sternenpracht
In seinem Thronsaal brennen.

Ich weiß, daß er mein Erdentheil
Zu seinem Dienst berufen,
Auf daß es dien', zu meinem Heil,
An seines Thrones Stufen.

D'rum dien' ich ihm zu jeder Stund
Voll Freud' und unverholen,
Und niemals fragt mein Dienermund
Warum er's so befohlen.

Und zürnt er mir, so bleib' ich stumm,
Wie hart er mich auch strafe,
Noch herzlicher werd' ich darum
Sein Diener und sein Sklave.

Im höchsten Schmerz, im höchsten Leid,
In herbsten Erdennöthen,
Läßt er uns doch die Seligkeit
Zu weinen und zu beten!

D'rum bleib' vor Gott ich stets servil,
Und Knecht an Herz und Sinnen,
Bis ich das letzte Erdenziel,
Den Himmel kann gewinnen!

2.

Servil in meiner Liebe,
Servil nur will ich seyn,
Auf daß sie ewig bliebe
Die süße Herrin mein.

Vor ihr mich tief zu neigen
Begehrt mein Sklavensinn,
Weil ich ihr ganz leibeigen
Als Knecht und Diener bin.

Und wollte sie mir schenken
Den gold'nen Freiheitsbrief,
Sie würde mich nur kränken
In meiner Seele tief.

Zu dienen und zu leisten
Den Wunsch, ihr abgeblickt,
Das ist's, was ja am meisten
Den Liebenden beglückt.

Und wenn sie auch regieret
Despotisch, unumschränkt,
Das selber sie nur zieret
Und neuen Reiz ihr schenkt.

Wenn sie auch widerrechtlich,
Tyrannisch mich verbannt,
Fass' ich doch doppelt knechtlich
Die süße Herrscherhand.

Und wenn ich dann auch schreite
Ins ferne Land von hie,
So bleibet in der Weite
Doch meine Herrin sie.

So weit sie mich auch triebe
Sie wär' mein Diensteszíel,
So bleib' ich in der Liebe
Mein Lebelang servil!

3.

Ich sag' es frei: ich bin servil,
Servil und unterthänig,
Dem süßen, gold'nen Saitenspiel,
Dem Allerherzens-König!

Der Muse dien' ich lebenslang
Mit meiner einz'gen Leyer,
Und geb' in baarem Silberklang
Ihr Priesterzehnt und Steuer.

Der Muse Knecht und Unterthan
Muß ich ihr Alles geben;
Faßt sie mich auch oft schmerzlich an,
Und fordert Herz und Leben.

Voll Willkühr herrscht sie über mich,
Bald zornig und bald huldig,
Doch füg' ich mich ganz williglich,
Demüthig und geduldig.

Bald lächelt sie voll Majestät,
Reicht mir die Hand zum Kusse,
Daß mir das Lied vom Herzen geht
Im lieblichsten Erguss.

Bald ist sie fürstlich kalt und stolz,
Verdrießlich, ungegnädig,
Dann bleibt mein todtes Leyerholz
Des süßen Tones ledig.

Und dennoch fall' ich auf die Knie
Vor ihrem Herrscherthrone,
Und trink' in süßer Frenesie
Die Strahlen ihrer Krone.

Und schwöre lang und schwöre viel
Dem hohen Götterweibe,
Daß ich ihr dienstbar und servil
Für ew'ge Zeiten bleibe.

Schillers „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizeipräsident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es ist auch nicht nöthig, daß ein Polizeipräsident etwas erfinde, er soll blos auffinden. Der Polizeipräsident zu X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poesien, er kannte nur die in seiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Censurvergehen halber eingesperrt wurden. Poesie und Polizei lieben sich gegenseitig nicht sonderlich, indessen hatte der Polizeipräsident zu X. doch einen Sekretär, dem der Böse es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetischen Erzeugnissen bekam, und er hatte unter den Akten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieser poetische Polizeisekretär eben beschäftigt, bei seinen Akten heimlicher Weise Schillers „Mädchen aus der Fremde" für seine Geliebte auszuschreiben, als der Präsident plötzlich eintrat. Der Sekretär schob das abgeschriebene Gedicht schnell in die Akten hinein und machte sich an ein anderes, ihm eben vom Präsidenten aufgetragenes Geschäft. Indessen nahm der Präsident die Akten des Sekretärs, die das Referat für ihn enthielten und gieng in sein Büreau.

Hier fand er das Schiller'sche Gedicht, welches der Sekretär auf einen Aktenbogen hingeschrieben hatte. Er las und las, und staunte immer mehr, er glaubte, es sey ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!" sagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erscheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen schön und wunderbar!" — „Da steckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und sein Sekretär kam herein: „Eine schöne Bescheerung!" rief er ihm entgegen, „da ist wieder so ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen, oder was sie sonst seyn mag, sehen Sie!" Er hielt ihm den Aktenbogen hin, der Sekretär gerieth in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präsident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

„Zum Teufel auch, hat man sie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, sie muß doch irgendwo herkommen! und nun gar die Dummheit:

„Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm."

Wie ist das möglich, ein berittener Gensd'armes wird doch wohl so ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gensd'armes gar nichts!"

Der Sekretär wollte sprechen, allein der Präsident war so in Eifer gerathen, daß er mit aller seiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?"

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit."

„Also eine vornehme Person als Blumenmädchen? Sie, Herr Sekretär, das ist entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunschweig, die aus dem Gefängniß entsprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Bery, wer kann's wissen! Die Indizien häufen sich immer mehr:

„Sie theilte Jedem eine Gabe" u. s. w.

Sie will das Volk bestechen; das merk' ich schon, und das

„Willkommen waren alle Gäste;"

das soll so einen Schein von Popularität auf sie werfen, sie sucht einen Anhang. Herr Sekretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben sich sogleich mit zwei verkleideten Polizeicommissären an Ort und Stelle, und schaffen mir dieses verdächtige „Mädchen aus der Fremde", dieses landläuferische Blumenmädchen sogleich hieher, aber unter strenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufsehen."

Der geängstigte Sekretär krümmte sich verlegen wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigst, wie sothanes „Mädchen aus der Fremde" blos ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio seye, von einem wundersamen Kauz, Schiller geheißen, in so absonderliche Verse gebracht, zu Kurzweil und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen seye.

Da schimpfte der Präsident gewaltig auf den albernen Skribler, der seine pudelnärrischen Einfälle so einkleide wie ein Polizeibericht, und der Sekretär wurde mit dem Verweis entlassen, sich mit solchem Schnickschnack nicht weiter zu befassen.

Inhalt.

	Seite
Memoiren einer Zeitgenossin	1
Là bas und Amor's Oberlippe	8
Long-champs	16
Die Macht der Sympathie	24
Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher	52
Der erste Korb und der tausendste Thaler	59
Legitimer Witz und illegitime Einfalt	47
Gedankenlose Gedanken über gegenstandlose Gegenstände	55
Lesers Leiden durch politische Sprüchwörtr	61
Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera	69
Gratulations-Schreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes	80
Der satyrische Müßiggänger	84
Vierhändige Natur-Phantasien	88
Zeitgeists Morgenroth uud Hoffnungen	94
Mein Ohr als Censur-Artikel	98
Preßfreiheit und Preßgesetze	107
Die deutsche Butter in Bezug auf deutsche Literatur, Kunst und Censur	119
Das hausirende Siebengestirn	124
Der Kenner des weiblichen Geschlechts	152
Dreiköpfiges	157
Lesen übt den Verstand	140

Seite

Lebende Bilder:

1. Der Pantoffelmann 145
2. Der Tausendsapperments-Alles- und Nochmehr-wisser 149
3. Der Glückspilz und der Unglücksvogel . . . 156
4. Der Eckgast 159
5. Der Visiten-Mörder 164
6. Der Judenfeind 170

Arabesken.

Beantwortung der von einer Gesellschaft Damen eingegangenen Frage: „ob es einem witzigen Menschen möglich sey, einen Einfall, und sollte er auch seine Geliebte treffen, zu unterdrücken?“ 177
Die Morgenstunde eines schwärmerischen Herzogs . . 184
Mantel-Rede, in den Wind gesprochen, als ich im Herbste zum erstenmal wieder meinen Mantel anzog 190
Heiligsprechendes Sendschreiben an König Pharao, weiland Tyrann von Egypten 195
Lieder der Servilität 201
Schillers „Mädchen aus der Fremde“ vor der Polizei. 207

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2461
S6
1832

Saphir, Moritz Gottlieb
Neueste Schriften

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 01 13 003 2